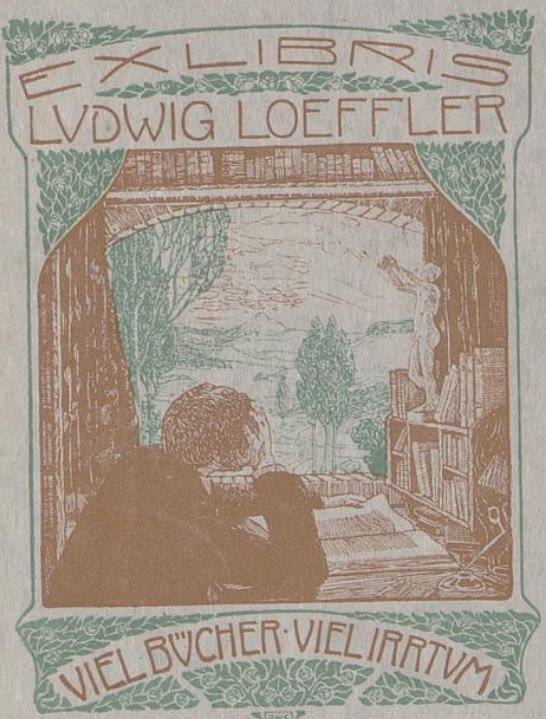


Nicht ausleihbar
ULB Düsseldorf
+0491 872 01

00 phi
C0159 (2,12)
~~R. 50~~

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

~~Philos 631 a~~

7/7010

06·1317.

Nietzsche's Werke.

Zweite Abtheilung.

Band XII.

(Vierter Band der zweiten Abtheilung.)

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1897.

Friedrich Nietzsche

Werke, Band XII.

Die Wiederkunft des Gleichen.

Entwurf.

(Sommer 1881.)

INHALT.

Seite

Die Wiederkunft des Gleichen. Entwurf. (Sommer 1881) 1

Erstes Buch: Die Einverleibung der Grundirrthümer 7

Zweites Buch: Die Einverleibung der Leidenschaften 31

Drittes Buch: Die Einverleibung des Wissens (Leidenschaft der Erkenntniss) 63

Viertes Buch: Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens 89

Fünftes Buch: Das neue Schwergewicht: die Wiederkunft des Gleichen 115

Nachträge zur „Fröhlichen Wissenschaft". (1881—1882) 131

1. Aus dem moralischen Tagebuche 133
2. Kunst und Künstler 147
3. Religiöse Irrthümer 159
4. Allerlei Gedanken und Zwischenspiele 163
5. Aus der Einsamkeit des Denkers 175

Vorarbeiten und Nachträge zu „Also sprach Zarathustra". (1882—1886) 191

1. Gedanken zur Erklärung des Zarathustra 193
   - Einleitendes 193
   - Erkennen und Schaffen 196
   - Das neue Ziel 199
   - Der Reformator 203
   - Die neue Religion 206
   - Der Übermensch 208
   - Die Rangordnung 213
   - Das Gesetz und die Einzelnen 215

Seite

2. Einzelne Abschnitte und Sprüche zum ersten Theil 219
3. Gedanken und Entwürfe zum Plane des zweiten Theils . . 229
4. Einzelne Scenen und Sprüche zum zweiten Theil 233
5. Gedanken und Entwürfe zum Plane des dritten Theils . . . 245
6. Einzelne Scenen und Sprüche zum dritten Theil 261
7. Entwürfe und Gedanken zum Plane des vierten Theils . . . 277
8. Varianten zu den Scenen des vierten Theils 285
9. Einzelne Sprüche zum vierten Theil 295
10. Gedanken und Pläne zum letzten Theil 303

Nachtrag zum Plan des letzten Theils 423

Bruchstücke zu den Liedern Zarathustra's (Dionysos-Dithyramben) (Sommer 1888) 331

Gedicht-Fragmente (1882—1884) 349

Böse Weisheit, Aphorismen und Sprüche (1882—1885) 355

1. Der Denker mit sich allein 357
2. Von der Erkenntniss 367
3. Nach Gottes Tode 373
4. Von der Moral 377
5. Kunst und Künstler 393
6. Mann und Weib 401
7. Allerlei Menschliches 409

Nachbericht 427

Mittag und Ewigkeit.

Fingerzeige zu einem neuen Leben.

Zarathustra, geboren am See Urmi, verliess im dreissigsten Jahre seine Heimath, gieng in die Provinz Aria und verfasste in den zehn Jahren seiner Einsamkeit im Gebirge den *Zend-Avesta*.

*

Die Sonne der Erkenntniss steht wieder einmal im Mittag: und geringelt liegt die Schlange der Ewigkeit in ihrem Lichte — —: es ist eure Zeit, ihr Mittagsbrüder!

Zum „Entwurf einer neuen Art zu leben."

Erstes Buch. Im Stile des ersten Satzes der neunten Symphonie. *Chaos sive natura:* „Von der Entmenschlichung der Natur." Prometheus wird an den Kaukasus angeschmiedet. Geschrieben mit der Grausamkeit des κράτος, „der Macht".

Zweites Buch. Flüchtig-skeptisch-mephistophelisch. „Von der Einverleibung der Erfahrungen". Erkenntniss = Irrthum, der organisch und organisirt.

Drittes Buch. Das Innigste und über den Himmeln Schwebendste, was je geschrieben wird: „Vom letzten Glück des Einsamen", — das ist der, welcher aus dem „Zugehörigen" zum „Selbsteignen" des höchsten Grades geworden ist: das vollkommne *ego:* nur erst dies *ego* hat Liebe, auf den früheren Stufen, wo die höchste Einsamkeit und Selbstherrlichkeit nicht erreicht ist, giebt es etwas anderes als Liebe.

Viertes Buch. Dithyrambisch-umfassend. „*Annulus aeternitatis*". Begierde, alles noch einmal und ewige Male zu erleben.

* * *

Die unablässige Verwandlung —: du musst in einem kurzen Zeitraume durch viele Individuen hindurch. Das Mittel ist der unablässige Kampf.

Sils-Maria 26. August 1881.

Die Wiederkunft des Gleichen.

Entwurf.

1. Die Einverleibung der Grundirrthümer.

2. Die Einverleibung der Leidenschaften.

3. Die Einverleibung des Wissens und des verzichtenden Wissens. (Leidenschaft der Erkenntniss.)

4. Der Unschuldige. Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens, Erniedrigung, Abschwächung — Übergang.

5. Das neue Schwergewicht: die ewige Wiederkunft des Gleichen. Unendliche Wichtigkeit unseres Wissens, Irrens, unsrer Gewohnheiten, Lebensweisen für alles Kommende. Was machen wir mit dem Reste unseres Lebens, — wir, die wir den grössten Theil desselben in der wesentlichsten Unwissenheit verbracht haben? Wir lehren die Lehre, — es ist das stärkste Mittel, sie uns selber einzuverleiben. Unsre Art Seligkeit, als Lehrer der grössten Lehre.

Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuss über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen! —

Zu erwägen: die verschiednen erhabenen Zustände, die ich hatte, als Grundlagen der verschiednen Capitel und deren Materien, — als Regulator des in jedem Capitel waltenden Ausdrucks, Vortrags, Pathos, — so eine Abbildung eines Ideals gewinnen, gleichsam durch Addition. Und dann höher hinauf!

Erstes Buch.

Die Einverleibung der Grundirrthümer.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, erstes Haupstück; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 206—292; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 108 bis 115; Jenseits von Gut und Böse, erstes Hauptstück.)

1.

Es giebt wahrscheinlich viele Arten von Intelligenz, aber jede hat ihre Gesetzmässigkeit, welche ihr die Vorstellung einer andern Gesetzmässigkeit unmöglich macht. Weil wir also keine Empirie über die verschiednen Intelligenzen haben können, ist auch jeder Weg zur Einsicht in den Ursprung der Intelligenz verschlossen. Das allgemeine Phänomen der Intelligenz ist uns unbekannt, wir haben nur den Specialfall und können nicht verallgemeinern. Hier allein sind wir ganz Sclaven, selbst wenn wir Phantasten sein wollten! Anderseits wird es von jeder Art Intelligenz aus ein Verständniss der Welt geben müssen, — aber ich glaube, es ist nur die zu Ende geführte Anpassung der Gesetzmässigkeit der einzelnen Art Intelligenz, — sie führt sich selber überall durch. Jede Intelligenz glaubt an sich.

2.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 208; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 110.)

Begreift man, wie auch jetzt noch das Leben im grossen (im Gange der Staaten, Sittlichkeiten u. s. w.)

durch Irrthümer gezeugt wird: wie die Irrthümer aber immer höher und feiner werden müssen: so wird es wahrscheinlich, dass das, was ursprünglich das Leben zeugte, eben der denkbar gröbste Irrthum war, — dass zuerst sich dieser Irrthum entwickelt hat, und dass überhaupt die ältesten und am besten einverleibten Irrthümer es seien, auf denen der Fortbestand der Gesellschaft beruht. Nicht die Wahrheit, sondern die Nützlichkeit und Erhaltungsfähigkeit von Meinungen hat sich im Verlauf der Empirie beweisen müssen; es ist ein Wahn, dem auch unsere jetzige Erfahrung widerspricht, dass die möglichste Anpassung an den wirklichen Sachverhalt die lebengünstigste Bedingung sei. — Es kann sehr viele Ansätze zu Vorstellungen über die Dinge gegeben haben, die wahrer waren (und es giebt deren immer noch), aber sie gehen zu Grunde, sie wollen sich nicht mehr einverleiben; — das Fundament von Irrthümern, auf dem jetzt alles ruht, wirkt auswählend, regulirend, es verlangt von allem „Erkannten“ eine Anpassung als Function, — sonst scheidet es dasselbe aus. — Innerhalb jedes kleinen Kreises wiederholt sich der Process: es werden viele Ansätze zu neuen Meinungen gemacht, aber eine Auswahl findet statt, das Lebendige, Im-Leben-bleiben-Wollende entscheidet. Meinungen haben nie etwas zu Grunde gerichtet, — aber bei allem Zugrundegehen schiessen die Meinungen frei auf, die bisher unterdrückt wurden. Jede neue Erkenntniss ist schädigend, bis sie sich in ein Organ der alten verwandelt hat und die Hierarchie von Alt und Jung in derselben anerkennt, — sie muss lange embryonal-schwach bleiben; Ideen treten oft spät erst in ihrer Natur auf, sie hatten Zeit nöthig, sich einzuverleiben und gross zu wachsen.

3.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 111; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 209.)

Ohne die ungeheure Sicherheit des Glaubens und Bereitwilligkeit des Glaubens wäre Mensch und Thier nicht lebensfähig. Auf Grund der kleinsten Induction zu verallgemeinern, eine Regel für sein Verhalten machen, das einmal Gethane, das sich bewährt hat, als das einzige Mittel zum Zweck glauben, — das, im Grunde die grobe Intellectualität, hat Mensch und Thier erhalten. Unzählig oft sich so zu irren und am Fehlschluss leiden ist lange nicht so schädigend im ganzen, als die Skepsis und Unentschlossenheit und Vorsicht. Den Erfolg und den Misserfolg als Beweise und Gegenbeweise gegen den Glauben betrachten ist menschlicher Grundzug: „was gelingt, dessen Gedanke ist wahr." — Wie sicher steht in Folge dieses wüthenden, gierigen Glaubens die Welt vor uns! Wie sicher führen wir alle Bewegungen aus! „Ich schlage", — wie sicher empfindet man das! — Also die niedrige Intellectualität, das unwissenschaftliche Wesen ist Bedingung des Daseins, des Handelns, wir würden verhungern ohne dies, die Skepsis und die Vorsicht sind erst spät und immer nur selten erlaubt. Gewohnheit und unbedingter Glaube, dass es so sein muss, wie es ist, ist Fundament alles Wachsthums und Starkwerdens. — Unsre ganze Weltbetrachtung ist so entstanden, dass sie durch den Erfolg bewiesen wurde, wir können mit ihr leben (Glauben an Aussendinge, Freiheit des Wollens). Ebenso wird jede Sittlichkeit nur so bewiesen. — Da entsteht nun die grosse Gegenfrage: es kann wahrscheinlich unzählige Arten des Lebens geben, und folglich auch des

Vorstellens und Glaubens. Wenn wir alles Nothwendige in unsrer jetzigen Denkweise feststellen, so haben wir nichts für das „Wahre an sich“ bewiesen, sondern nur „das Wahre für uns,“ das heisst das Dasein-uns-Ermöglichende auf Grund der Erfahrung, — und der Process ist so alt, dass Umdenken unmöglich ist. Alles *a priori* gehört hierher.

4.

Die Vernunft! Ohne Wissen ist sie etwas ganz Thörichtes, selbst bei den grössten Philosophen. Wie phantasirt Spinoza über die Vernunft! Ein Grundirrthum ist der Glaube an die Eintracht und das Fehlen des Kampfes, — dies wäre eben Tod! Wo Leben ist, ist eine genossenschaftliche Bildung, wo die Genossen um die Nahrung, den Raum kämpfen, wo die schwächeren sich anfügen, kürzer leben, weniger Nachkommen haben. Verschiedenheit herrscht in den kleinsten Dingen, Samenthierchen, Eiern, — die Gleichheit ist ein grosser Wahn. Unzählige Wesen gehen am Kampf zu Grunde, — einige seltene Fälle erhalten sich. — Ob die Vernunft bisher im ganzen mehr erhalten als zerstört hat, mit ihrer Einbildung, alles zu wissen, den Körper zu kennen, zu „wollen“ —? Die Centralisation ist gar keine so vollkommne, — und die Einbildung der Vernunft, dies Centrum zu sein, ist gewiss der grösste Mangel dieser Vollkommenheit.

5.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 16; Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 242, 244.)

Grundgewissheit. — „Ich stelle vor“, also giebt es ein Sein: *cogito, ergo est.* — Dass ich dieses Vorstellen des Sein bin, dass Vorstellung eine Thätigkeit des Ich ist, ist nicht mehr gewiss: ebensowenig alles, was

ich vorstelle. — Das einzige Sein, welches wir kennen, ist das vorstellende Sein. Wenn wir es richtig beschreiben, so müssen die Prädicate des Seienden überhaupt darin sein. (Indem wir aber das Vorstellen selber als Object des Vorstellens nehmen, wird es da nicht durch die Gesetze des Vorstellens getränkt, gefälscht, unsicher? —) Dem Vorstellen ist der Wechsel zu eigen, nicht die Bewegung: wohl Vergehen und Entstehen, und im Vorstellen selber fehlt alles Beharrende. Dagegen stellt es zwei Beharrende hin, es glaubt an das Beharren 1) eines Ich, 2) eines Inhaltes; dieser Glaube an das Beharrende, die Substanz, das heisst an das Gleichbleibende, Dasselbe mit sich, ist ein Gegensatz gegen den Vorgang der Vorstellung selber. (Selbst wenn ich, wie hier, ganz allgemein vom Vorstellen rede, so mache ich ein beharrendes Ding daraus.) An sich klar ist aber, dass Vorstellen nichts Ruhendes ist, nichts Sich-selber-Gleiches, Unwandelbares: das Sein also, welches uns einzig verbürgt ist, ist wechselnd, nicht-mit-sich identisch, hat Beziehungen (Bedingtes, das Denken muss einen Inhalt haben, um Denken zu sein). — Dies ist die Grundgewissheit vom Sein. Nun behauptet das Vorstellen gerade das Gegentheil vom Sein! Aber es braucht deshalb nicht wahr zu sein! Sondern vielleicht ist dies Behaupten des Gegentheils eben nur eine Existenzbedingung dieser Art von Sein, der vorstellenden Art! Das heisst: es wäre das Denken unmöglich, wenn es nicht von Grund aus das Wesen des *esse* verkennte: es muss die Substanz und das Gleiche behaupten, weil ein Erkennen des völlig Fliessenden unmöglich ist, es muss Eigenschaften dem Sein andichten, um selber zu existiren. Es braucht kein Subject und kein Object zu geben, damit das Vorstellen

möglich ist, wohl aber muss das Vorstellen an beide glauben. — Kurz: was das Denken als das Wirkliche fasst, fassen muss, kann der Gegensatz des Seienden sein!

6.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 209, 226; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 4, 34.)

Wir würden ohne die Annahme einer der wahren Wirklichkeit entgegengesetzten Art des Seins nichts haben, an dem es sich messen und vergleichen und abbilden könnte: der Irrthum ist die Voraussetzung des Erkennens. Theilweises Beharren, relative Körper, gleiche Vorgänge, ähnliche Vorgänge, — damit verfälschen wir den wahren Thatbestand, aber es wäre unmöglich, von ihm irgendetwas zu wissen, ohne ihn erst so verfälscht zu haben. Es ist nämlich so zwar jede Erkenntniss immer noch falsch, aber es giebt doch so ein Vorstellen, und unter den Vorstellungen wieder eine Menge Grade des Falschen. Die Grade des Falschen festzustellen und die Nothwendigkeit des Grundirrthums als der Lebensbedingung des vorstellenden Seins — Aufgabe der Wissenschaft. — Nicht: wie ist der Irrthum möglich, heisst die Frage, sondern: wie ist eine Art Wahrheit trotz der fundamentalen Unwahrheit im Erkennen überhaupt möglich? — Das vorstellende Sein ist gewiss, ja unsre einzige Gewissheit: was es vorstellt und wie es vorstellen muss, ist das Problem. Dass das Sein vorstellt, ist kein Problem, es ist eben die Thatsache: ob es ein andres als ein vorstellendes Sein überhaupt giebt, ob nicht Vorstellen zur Eigenschaft des Seins gehört, ist ein Problem.

7.

Vorstellen selber ist kein Gegensatz der Eigenschaften des *esse:* sondern nur sein Inhalt und dessen Gesetz. — Gefühl und Wille sind uns nur als Vorstellungen bekannt, somit ist ihre Existenz nicht bewiesen. Wenn sie als Inhalt der Vorstellung und nach dem Gesetz der Vorstellung uns allein bekannt sind, so müssen sie uns als gleich, ähnlich, beharrend u. s. w. erscheinen. In der That, jedes Gefühl wird als etwas irgendwie Dauerndes von uns gefasst (ein plötzlicher Schlag?), und nicht als etwas an sich Neues und Eignes, sondern dem Bekannten Ähnliches und Gleiches.

8.

(Vgl. Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie, Abschn. 5 u. 6.)

Die Antinomie: „die Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche dem wahren Wesen der Dinge fremd sind, können aus diesem nicht herstammen, müssen also hinzugekommen sein, — aber woher? da es ausser dem wahren Wesen nichts giebt, — folglich ist eine Erklärung der Welt ebenso nöthig als unmöglich.“ Dies löse ich so: das wahre Wesen der Dinge ist eine Erdichtung des vorstellenden Seins, ohne welche es nicht vorzustellen vermag. Jene Elemente in der gegebenen Wirklichkeit, welche diesem erdichteten „wahren Wesen“ fremd sind, sind die Eigenschaften des Seins, sind nicht hinzugekommen. Aber auch das vorstellende Sein, dessen Existenz an den irrthümlichen Glauben gebunden ist, muss entstanden sein, wenn anders jene Eigenschaften (die des Wechsels, der Relativität) dem *esse* zu eigen sind: zugleich muss Vorstellen und

Glauben an das Selbstidentische und Beharrende entstanden sein. — Ich meine, dass schon alles Organische das Vorstellen voraussetzt.

9.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 18.)

In der Art, wie die Erstlinge organischer Bildungen Reize empfanden und das Ausser-sich beurtheilten, muss das lebenerhaltende Princip gesucht werden: derjenige Glaube siegte, erhielt sich, bei dem das Fortleben möglich wurde: nicht der am meisten wahre, sondern am meisten nützliche Glaube. „Subject" ist die Lebensbedingung des organischen Daseins, deshalb nicht „wahr", sondern Subject-Empfindung kann wesentlich falsch sein, aber als einziges Mittel der Erhaltung. Der Irrthum Vater des Lebendigen.

Dieser Urirrthum ist als ein Zufall zu verstehen! zu errathen!

In den entwickeltsten Zuständen begehen wir immer noch den ältesten Irrthum: zum Beispiel stellen wir uns den Staat als Ganzes, Dauerndes, Wirkliches, als Ding vor und demgemäss ordnen wir uns ihm ein, als Function. Ohne die Vorstellung des Protoplasma von einem „dauernden Dinge" ausser ihm gäbe es keine Einordnung, keine Assimilation.

10.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 111; Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 5 und Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 241.)

Damit es überhaupt ein Subject geben könne, muss ein Beharrendes da sein und ebenfalls viele Gleichheit und Ähnlichkeit da sein. Das unbedingt Verschiedne

in fortwährendem Wechsel wäre nicht festzuhalten, an nichts festhaltbar, es flösse ab wie der Regen vom Steine. Und ohne ein Beharrendes wäre gar kein Spiegel da, worauf sich ein Neben- und Nacheinander zeigen könnte: der Spiegel setzt schon etwas Beharrendes voraus. — Nun aber glaube ich: das Subject könnte entstehen, indem der Irrthum des Gleichen entsteht, zum Beispiel wenn ein Protoplasma von verschiedenen Kräften (Licht, Elektricität, Druck) immer nur einen Reiz empfängt und nach dem einen Reiz auf Gleichheit der Ursachen schliesst: oder überhaupt nur eines Reizes fähig ist und alles andre als gleich empfindet: — und so muss es wohl im Organischen der tiefsten Stufe zugehen. Zuerst entsteht der Glaube an das Beharren und die Gleichheit ausser uns, — und später erst fassen wir uns selber nach der ungeheuren Einübung am Ausser-uns als ein Beharrendes und Sich-selber-Gleiches, als Unbedingtes auf. Der Glaube (das Urtheil) müsste also entstanden sein vor dem Selbst-Bewusstsein: in dem Process der Assimilation des Organischen ist dieser Glaube schon da, — das heisst dieser Irrthum! — Dies ist das Geheimniss: wie kam das Organische zum Urtheil des Gleichen und Ähnlichen und Beharrenden? Lust und Unlust sind erst Folgen dieses Urtheils und seiner Einverleibung, sie setzen schon die gewohnten Reize der Ernährung aus dem Gleichen und Ähnlichen voraus!

11.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 121; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 112.)

Unser Intellect ist nicht zum Begreifen des Werdens eingerichtet, er strebt die allgemeine Starrheit zu beweisen, dank seiner Abkunft aus Bildern. Alle Philo-

sophen haben das Ziel gehabt, zum Beweis des ewigen Beharrens, weil der Intellect darin seine eigentliche Form und Wirkung fühlt.

12.

Das Ähnliche ist kein Grad des Gleichen: sondern etwas vom Gleichen völlig Verschiedenes.

13.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 241.)

Unser Gedächtniss beruht auf dem Gleichsehen und Gleichnehmen: also auf dem Ungenausehen; es ist ursprünglich von der grössten Grobheit und sieht fast alles gleich an. — Dass unsre Vorstellungen als auslösende Reize wirken, kommt daher, dass wir viele Vorstellungen immer als das Gleiche vorstellen und empfinden, also auf dem groben Gedächtniss, welches gleichsieht, und der Phantasie, welche aus Faulheit gleich dichtet, was in Wahrheit verschieden ist. — Die Bewegung des Fusses als Vorstellung ist von der darauf folgenden Bewegung höchst verschieden.

14.

Urbild ist eine Fiction wie Zweck, Linie u. s. w. Das der Gestalt nach Ähnliche wird in der Natur nie erstrebt, sondern es entsteht, wo wenig verschiedene Grade in der Quantität der Kräfte walten. „Wenig" verschieden für uns! Und „ähnlich" für uns!

15.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 112.)

Die plötzlichen Dinge haben die Menschen an einen falschen Gegensatz gewöhnt, sie nennen es dauernd, regelmässig u. s. w., — aber Plötzliches ist fortwährend

im Kleinsten da, in jedem Nerv; und es ist eben regelmässig, ob es auch in der Zeit uns unberechenbar erscheint. Dauernd ist das, dessen Veränderungen wir nicht sehen, weil sie zu allmählich und zu fein für uns sind.

16.

Die Erkenntniss hat den Werth, 1. die „absolute Erkenntniss“ zu widerlegen, 2. die objective zählbare Welt der nothwendigen Aufeinanderfolge zu entdecken.

Es giebt für uns nicht Ursache und Wirkung, sondern nur Folgen („Auslösungen“).

17.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 244.)

Unsre Sinne zeigen uns nie ein Nebeneinander, sondern stets ein Nacheinander. Der Raum und die menschlichen Gesetze des Raumes setzen die Realität von Bildern, Formen, Substanzen und deren Dauerhaftigkeit voraus, das heisst: unser Raum gilt einer imaginären Welt. Vom Raum, der zum ewigen Fluss der Dinge gehört, wissen wir nichts.

18.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 11, 19; Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie, Abschn. 3.)

Unsre Annahme, dass es Körper Flächen Linien Formen giebt, ist erst die Folge unsrer Annahme, dass es Substanzen und Dinge, Beharrendes giebt. So gewiss unsre Begriffe Erdichtungen sind, so sind es auch die Gestalten der Mathematik. Dergleichen giebt es nicht, — wir können eine Fläche, einen Kreis, eine Linie ebenso wenig verwirklichen als einen Begriff. Die ganze Unendlichkeit liegt immer als Realität und Hemmniss zwischen zwei Punkten.

19.

Hier das Gebirge zeigt seine drei Höcker: mit einem schärferen Glase sehe ich eine Menge neuer Höcker, die Linie wird bei jedem schärferen Glase immer neu, die alte zum willkürlichen Phantasma. Endlich komme ich an den Punkt, wo die Linie nicht mehr zu beobachten ist, weil die Bewegung der Vermittlung unsrer Augen entgeht. Die Bewegung aber hebt die Linie auf!

20.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 117.)

Jedes Ding an jedem messbar: aber ausserhalb der Dinge giebt es kein Maass: weshalb an sich jede Grösse unendlich gross und unendlich klein ist. Dagegen giebt es vielleicht eine Zeiteinheit, welche fest ist. Die Kräfte brauchen bestimmte Zeiten, um bestimmte Qualitäten zu werden.

21.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 112.)

Erst das Nacheinander bringt die Zeitvorstellung hervor. Gesetzt, wir empfänden nicht Ursachen und Wirkungen, sondern ein *continuum,* so glaubten wir nicht an die Zeit. Denn die Bewegung des Werdens besteht nicht aus ruhenden Punkten, aus gleichen Ruhestrecken. ◎ Die innere Peripherie eines Rades ist, ebenso wie die äussere Peripherie, immer bewegt und, obschon langsamer, doch, im Vergleich zur schneller bewegten äusseren, nicht ruhend. Zwischen langsamer und schneller Bewegung ist mit der „Zeit“ nicht zu entscheiden. Im absoluten Werden kann die Kraft nie ruhen, nie Unkraft sein: „langsame und schnelle Bewegung

derselben" misst sich nicht an einer Einheit, welche da fehlt. Ein *continuum* von Kraft ist ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander (auch dies setzte wieder menschlichen Intellect voraus und Lücken zwischen den Dingen). Ohne Nacheinander und ohne Nebeneinander giebt es für uns aber kein Werden, keine Vielheit, — wir könnten nur behaupten, jenes *continuum* sei eins, ruhig, unwandelbar, kein Werden, ohne Zeit und Raum. Aber das ist eben nur der menschliche Gegensatz.

22.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 117; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 374.)

Dem wirklichen Verlaufe der Dinge muss auch eine wirkliche Zeit entsprechen, ganz abgesehn von dem Gefühle langer und kurzer Zeiträume, wie sie erkennende Wesen haben. Wahrscheinlich ist die wirkliche Zeit unsäglich viel langsamer, als wir Menschen die Zeit empfinden: wir nehmen so wenig wahr, obschon auch für uns ein Tag sehr lang erscheint, gegen denselben Tag im Gefühl eines Insects. Aber unser Blutumlauf könnte in Wahrheit die Dauer eines Erd- und Sonnenlaufs haben. — Sodann empfinden wir uns wahrscheinlich als viel zu gross und haben darin unsre Überschätzung, dass wir ein zu grosses Maass in den Raum hineinempfinden. Es ist möglich, dass alles viel kleiner ist. Also die wirkliche Welt kleiner, aber viel langsamer bewegt, aber unendlich reicher an Bewegungen, als wir ahnen.

23.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 12.)

Der Stoss ist nicht die erste mechanische Thatsache, sondern dass etwas da ist, welches stossen kann,

jener Aggregat-Heerdenzustand von Atomen, der nicht gleich Staub ist, sondern zusammenhält: hier ist gerade Nicht-Stoss und trotzdem Kraft, nicht nur des Gegenstrebens, Widerstands, sondern vor allem der Anordnung, Einordnung, Anhänglichkeit, überleitenden und zusammenknüpfenden Kraft. So ein Klümpchen kann nachher als Ganzes „stossen"!

24.

Um vom Grossen auf das Kleine zu schliessen: wir sehen überall Strömungen wirken, das sind aber keine Linien! So wird es wohl auch im Reich der Atome sein, die Kräfte strömen und üben dabei den Druck ebenso sehr horizontal aus als in Hinsicht auf das, worauf sie stossen. Eine Linie ist eine Abstraction im Verhältniss zu dem wahrscheinlichen Thatbestand: wir können mit keinem Zeichen eine bewegte Kraft malen, sondern isoliren begrifflich 1. die Richtung, 2. das Bewegte, 3. den Druck u. s. w. In der Wirklichkeit giebt es diese isolirten Dinge nicht!

25.

Im Molecüle könnte immer noch die Geschichte des Sonnensystems abspielen und Wärme durch Fall und Stoss sich erzeugen.

26.

Bewegung können wir nicht ohne Linien uns denken: ihr Wesen ist uns verhüllt. „Kraft" in mathematischen Punkten und mathematischen Linien — ist die letzte Consequenz, und zeigt den ganzen Unsinn. — Es sind zuletzt praktische Wissenschaften, ausgehend von den Fundamentalirrthümern des Menschen, dass es Dinge und Gleiches giebt.

27.

Es ist wunderbar, dass für unsre Bedürfnisse (Maschinen, Brücken u. s. w.) die Annahmen der Mechanik ausreichen, es sind eben sehr grobe Bedürfnisse, und die „kleinen Fehler“ kommen nicht in Betracht.

28.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 109.)

Wenn das All ein Organismus werden könnte, wäre es einer geworden. Wir müssen es als Ganzes und gerade so entfernt wie möglich von dem Organischen denken! Ich glaube, selbst unsre chemische Affinität und Cohärenz sind vielleicht spät entwickelte, bestimmten Epochen in Einzelsystemen zugehörige Erscheinungen. Glauben wir an die absolute Nothwendigkeit im All, aber hüten wir uns, von irgend einem Gesetz, sei es selbst ein primitiv mechanisches unsrer Erfahrung, zu behaupten, dies herrsche in ihm und sei eine ewige Eigenschaft. — Alle chemischen Qualitäten können geworden sein und vergehen und wiederkommen. — Unzählige „Eigenschaften“ mögen sich entwickelt haben, für die uns, aus unserm Zeit- und Raumwinkel heraus, die Beobachtung nicht möglich ist. Der Wandel einer chemischen Qualität vollzieht sich vielleicht auch jetzt, nur in so feinem Grade, dass er unsrer feinsten Nachrechnung entschlüpft.

29.

Auch die chemischen Qualitäten fliessen und ändern sich: mag der Zeitraum auch ungeheuer sein, dass die jetzige Formel einer Zusammmensetzung durch den Erfolg widerlegt wird. Einstweilen sind die Formeln wahr: denn sie sind grob; was ist denn 9 Theile Sauer-

stoff zu 11 Theilen Wasserstoff! Dies 9 : 11 ist vollends unmöglich genau zu machen, es ist immer ein Fehler bei der Verwirklichung, folglich eine gewisse Spannweite, innerhalb deren das Experiment gelingt. Aber ebenfalls innerhalb derselben ist die ewige Veränderung, der ewige Fluss aller Dinge, in keinem Augenblick ist Sauerstoff genau dasselbe wie im vorigen, sondern etwas Neues: wenn auch diese Neuheit zu fein für alle Messungen ist, ja die ganze Entwicklung aller der Neuheiten während der Dauer des Menschengeschlechts vielleicht noch nicht gross genug ist, um die Formel zu widerlegen. — Es giebt so wenig Formen wie Qualitäten.

30.

„Ähnliche" Qualitäten, sollten wir sagen, statt „gleich", — auch in der Chemie. Und „ähnlich" für uns. Es kommt nichts zweimal vor, das Sauerstoff-Atom ist ohne seines Gleichen, in Wahrheit; für uns genügt die Annahme, dass es unzählige gleiche giebt.

31.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 16.)

Das Ich — nicht zu verwechseln mit dem organischen Einheitsgefühle.

32.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 11 u. 354.)

Die letzten Organismen, deren Bildung wir sehen (Völker, Staaten, Gesellschaften), müssen zur Belehrung über die ersten Organismen benutzt werden. Das Ichbewusstsein ist das Letzte, was hinzukommt, wenn ein Organismus fertig fungirt, fast etwas Überflüssiges: das Bewusstsein der Einheit, jedenfalls etwas höchst Unvoll-

kommnes und Oft-Fehlgreifendes im Vergleich zu der wirklich eingeborenen einverleibten arbeitenden Einheit aller Functionen. Unbewusst ist die grosse Hauptthätigkeit. Das Bewusstsein erscheint erst gewöhnlich, wenn das Ganze sich wieder einem höheren Ganzen unterordnen will, — als Bewusstsein zunächst dieses höheren Ganzen, des Ausser-sich. Das Bewusstsein entsteht in Bezug auf das Wesen, dem wir Function sein könnten, — es ist das Mittel, uns einzuverleiben. So lange es sich um Selbsterhaltung handelt, ist Bewusstsein des Ich unnöthig. — So wohl schon im niedersten Organismus. Das Fremde, Grössere, Stärkere wird als solches zuerst vorgestellt. — Unsre Urtheile über unser „Ich" hinken nach, und werden nach Einleitung des Ausser-uns, der über uns waltenden Macht vollzogen. Wir bedeuten uns selber das, als was wir im höheren Organismus gelten — allgemeines Gesetz.

Die Empfindungen und die Affecte des Organischen sind alle längst fertig entwickelt, bevor das Einheitsgefühl des Bewusstseins entsteht.

Älteste Organismen: chemische langsame Processe, in noch viel langsamere wie in Hüllen eingeschlossen, von Zeit zu Zeit explodirend und dann um sich greifend und dabei neue Nahrung an sich ziehend.

33.

Wie fremd und überlegen thun wir hinsichtlich des Todten, des Anorganischen, und inzwischen sind wir zu drei Viertel eine Wassersäule und haben anorganische Salze in uns, die über unser Wohl und Wehe vielleicht mehr vermögen, als die ganze lebendige Gesellschaft!

34.

Das Unorganische bedingt uns ganz und gar: Wasser, Luft, Boden, Bodengestalt, Electricität u. s. w. Wir sind Pflanzen unter solchen Bedingungen.

35.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 109.)

Wir können uns das Werden nicht anders denken, als den Übergang aus einem beharrenden „todten" Zustand in einen andern beharrenden „todten" Zustand. Ach, wir nennen das Todte das Bewegungslose! Als ob es etwas Bewegungsloses gäbe! Das Lebende ist kein Gegensatz des Todten, sondern ein Specialfall.

36.

Es ist ein falscher Gesichtspunkt: um die Gattung zu erhalten, werden unzählige Exemplare geopfert. Ein solches „um" giebt es nicht! Ebenso giebt es keine Gattung, sondern lauter verschiedene Einzelwesen! Also giebt es auch keine Opferung, Verschwendung! Also auch keine Unvernunft dabei! — Die Natur will nicht die „Gattung erhalten"! Thatsächlich erhalten sich viele ähnliche Wesen, mit ähnlichen Existenzbedingungen leichter als abnorme Wesen.

37.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 130.)

Neuer Blick auf die Welt in Hinsicht auf Intelligenz und Güte. Ist die Menschheit eine Ausnahme? Ist im ganzen ihr Grad von Intelligenz und Güte gleichen Ranges wie der in der Natur? Ja. — Nun aber haben wir die „Zweckmässigkeit" und „Intelligenz" der Natur zu verstehen — sie ist gar nicht da! Ebensowenig

die Güte, das Unegoistische! Von da auf die Menschheit zurückzuschliessen: vielleicht ist auch unsre Zweckmässigkeit nur eine Summe günstiger Zufälle, und unsre „Güte“ ebenfalls ein Irrthum. Aus den grossen Schriftzügen der Natur unsre kleine Schrift zu verstehen suchen! — Wir können eine Reihe von Nacheinanders angeben, die zu einem Zwecke führen, — aber 1. es ist nicht die vollständige Reihe, sondern eine erbärmliche Auswahl, 2. wir können kein Glied der Reihe aus freien Stücken machen, wir wissen nur mehr oder weniger, dass es sich machen wird. Wo wir zweckmässig sind, handeln wir trotzdem unwissend über Mittel und Zweck, im ganzen gesehn. Über diesen Fatalismus kommen wir nicht hinaus.

38.

Fortwährend arbeitet noch das Chaos in unserm Geiste: Begriffe, Bilder, Empfindungen werden zufällig neben einander gebracht, durch einander gewürfelt. Dabei ergeben sich Nachbarschaften, bei denen der Geist stutzt: er erinnert sich des Ähnlichen, er empfindet einen Geschmack dabei, er hält fest und arbeitet an den beiden, je nachdem seine Kunst und sein Wissen ist. — Hier ist das letzte Stückchen Welt, wo etwas Neues combinirt wird, wenigstens soweit das menschliche Auge reicht. Und zuletzt wird es im Grunde eben auch eine neue allerfeinste chemische Combination sein, die wirklich im Werden der Welt noch nicht ihres Gleichen hat.

39.

Wie ganz irrthümlich ist die Empfindung! Allen unsern Bewegungen auf Grund von Empfindungen liegen Urtheile zu Grunde, — einverleibte Meinungen über be-

stimmte Ursachen und Wirkungen, über einen Mechanismus, über unser „Ich“ u. s. w. Alles ist aber falsch! Trotzdem: wir mögen es besser wissen, sobald wir praktisch handeln, müssen wir wider das bessere Wissen handeln und uns in den Dienst der Empfindungs-Urtheile stellen! Das ist die Stufe der Erkenntniss, welche viel älter ist als die Stufe der Sprach-Erfindung, — meist thierisch!

40.

Wir können dieselbe Bewegung als Ton, Farbe, Wärme, Elektricität empfinden. Die Empfindung macht die Eigenschaften der Dinge für uns so bunt und mannigfaltig. In Wahrheit könnte alles viel einfacher und anders sein! Wie unterscheiden wir zwischen Roth und Blau, wie wirkt es anders auf das Gemüth, namentlich von Irren! — und doch! Die Empfindung macht die Klüfte, die Differenzen viel grösser, als sie in der Natur sind.

41.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 36.)

Wir können nur intellectuelle Vorgänge begreifen: also an der Materie das, was sichtbar, hörbar, fühlbar wird, — werden kann! Das heisst: wir begreifen unsre Veränderungen im Sehen, Hören, Fühlen, welche dabei entstehen. Wofür wir keine Sinne haben, das existirt für uns nicht, — aber deshalb braucht die Welt nicht zu Ende zu sein. Für Elektricität zum Beispiel sind unsre Sinne sehr schwach entwickelt. — Auch an einer Leidenschaft, einem Triebe begreifen wir nur den intellectuellen Vorgang daran, — nicht das Physiologische, Wesentliche, sondern das bischen Empfindung dabei. Alles

zu Willen aufzulösen — sehr naive Verdrehung! — Da freilich wäre alles verständlicher! Das war aber immer die Tendenz, alles auf einen intellectuellen oder empfindenden Vorgang zu reduciren, — zum Beispiel auf Zwecke u. s. w.

42.

(Vgl. oben S. 14, Aph. 9 u. 10.)

Es giebt sehr wenig Reize gegenüber den wahren vielen reizenden Veranlassungen, — darauf wurde der älteste Irrthum basirt.

Reiz und veranlassendes Ding von Anbeginn an verwechselt! Die Gleichheit der Reize gab dem Glauben an „gleiche Dinge“ den Ursprung: die dauernden gleichen Reize schufen den Glauben an „Dinge“, „Substanzen“.

43.

49 Centner weniger atmosphärischen Druck hier in der Höhe von 6000 Fuss: lasse ich meine Empfindung zu Worte kommen, so sagt sie dagegen: „zwei Pfund weniger zu tragen als drunten am Meere, — und vielleicht nicht einmal so viel weniger!“

44.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 129, Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 266, 272; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 127; Jenseits von Gut u. Böse, Aph. 19.)

Eine Bewegung tritt ein 1. durch einen directen Reiz, zum Beispiel beim Frosch, dem man die Grosshirnhemisphäre ausgeschnitten hat, und dem das Automatische fehlt. 2. Durch Vorstellung der Bewegung, durch das Bild des Vorgangs in uns. Dies ist ein höchst oberflächliches Bild, — was weiss der Mensch vom Kauen, wenn er das Kauen sich vorstellt! —, aber un-

zählige Male ist dem durch Reize hervorgebrachten Vorgange das Bild des Vorgangs in Auge und Gehirn gefolgt, und schliesslich ist ein Band da, so fest, dass der umgedrehte Process eintritt: sobald jenes Bild entsteht, entsteht die entsprechende Bewegung, das Bild dient als auslösender Reiz.

Damit ein Reiz wirklich auslösend wirkt, muss er stärker sein als der Gegenreiz, der immer auch da ist, zum Beispiel die Lust der Ruhe, der Trägheit muss aufgehoben werden. So wirkt das Bild eines Vorgangs nicht immer als auslösender Reiz, weil ein wirklicher Gegenreiz da ist, der stärker ist. Wir reden da von „Wollen-und-nicht-Können". — Der Gegenreiz ist häufig nicht in unserm Bewusstsein, wir merken aber eine widerstrebende Kraft, die dem Reiz des Bildes, und sei es noch so deutlich, die Kraft entzieht. Es ist ein Kampf da, obschon wir nicht wissen, wer kämpft. Wille, der zur That führt, tritt ein, wenn der widerstrebende Reiz schwächer ist, — wir merken immer etwas von einem Widerstande, und das giebt, falsch gedeutet, jenes Nebengefühl von Sieg beim Gelingen des Gewollten. In dieser falschen Deutung haben wir den Ursprung vom Glauben an den freien Willen. „Wir" sind es nicht, die ihre Vorstellung zum Siege bringen, — sondern sie siegt, weil der Gegenreiz schwächer ist. Aber gar, dass der Mechanismus vor sich geht, hat gar nichts mit unsrer Willkür zu thun, — wir kennen ihn nicht einmal! Wie könnten wir ihn auch nur „wollen"! Was ist zum Beispiel das Ausstrecken unsres Arms für unser Bewusstsein!

45.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 234, 235; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 114; Jenseits von Gut u. Böse, Aph. 192.)

Wir hören wenig und unsicher, wenn wir eine Sprache nicht verstehen, die um uns gesprochen wird. Ebenso bei einer Musik, die uns fremd ist, wie die chinesische. Das Guthören ist also wohl ein fortwährendes Errathen und Ausfüllen der wenigen wirklich wahrgenommenen Empfindungen. Verstehen ist ein erstaunlich schnelles entgegenkommendes Phantasiren und Schliessen; aus zwei Worten errathen wir den Satz (beim Lesen); aus einem Vocal und zwei Consonanten ein Wort beim Hören, ja viele Worte hören wir nicht, denken sie aber als gehört. — Was wirklich geschehen ist, ist nach unserm Augenschein schwer zu sagen, — denn wir haben fortwährend dabei gedichtet und geschlossen. Ich habe öfter beim Sprechen mit Personen ihren Gesichtsausdruck so deutlich vor mir, wie ihn meine Augen nicht wahrnehmen können: es ist eine Fiction zu ihren Worten, die Auslegung in Geberden des Gesichts.

Ich vermuthe, dass wir nur sehen, was wir kennen; unser Auge ist in der Handhabung zahlloser Formen fortwährend in Übung: — der grösste Theil des Bildes ist nicht Sinneneindruck, sondern Phantasie-Erzeugniss. Es werden nur kleine Anlässe und Motive aus den Sinnen genommen, und das wird dann ausgedichtet. Die Phantasie ist an Stelle der „Nebenmusik“ zu setzen: es sind nicht unbewusste Schlüsse, als vielmehr hingeworfene Möglichkeiten, welche die Phantasie giebt (wenn zum Beispiel Sousreliefs in Reliefs für den Betrachter umschlagen).

Unsre „Aussenwelt“ ist ein Phantasie-Product, wobei frühere Phantasien als gewohnte eingeübte Thätigkeiten wieder zum Bau verwendet werden. Die Farben, die Töne sind Phantasien, sie entsprechen gar nicht exact dem mechanischen wirklichen Vorgang, sondern unserm individuellen Zustande.

46.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 211; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 265.)

In Hinsicht auf alle unsere Erfahrung müssen wir immer skeptisch bleiben und zum Beispiel sagen: wir können von keinem „Naturgesetz“ eine ewige Gültigkeit behaupten, wir können von keiner chemischen Qualität ihr ewiges Verharren behaupten, wir sind nicht fein genug, um den muthmaasslichen absoluten Fluss des Geschehens zu sehen: das Bleibende ist vermöge unsrer groben Organe da, welche zusammenfassen und auf Flächen hinlegen, was so gar nicht existirt. Der Baum ist in jedem Augenblick etwas Neues: die Form wird von uns behauptet, weil wir die feinste, absolute Bewegung nicht wahrnehmen können; wir legen eine mathematische Durchschnittslinie hinein in die absolute Bewegung, überhaupt Linien und Flächen bringen wir hinzu, auf der Grundlage des Intellects, welches der Irrthum ist: die Annahme des Gleichen und des Beharrens, weil wir nur Beharrendes sehen können und nur bei Ähnlichem (Gleichem) uns erinnern. Aber an sich ist es anders: wir dürfen unsre Skepsis nicht in die Essenz übertragen.

Zweites Buch.

Die Einverleibung der Leidenschaften.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Abschnitt 4 u. 5.)

47.

Intellectuell gemessen, wie irrthumvoll ist Lust und Schmerz! Wie falsch wäre geurtheilt, wenn man nach dem Grade von Lust oder Schmerz auf den Werth für das Leben schliessen wollte! Im Schmerz ist so viel Dummheit wie in den blinden Affecten, ja es ist Zorn Rache Flucht Ekel Hass Überfüllung der Phantasie (Übertreibung) selber, der Schmerz ist die ungeschieden zusammengeflossene Masse von Affecten, ohne Intellect giebt es keinen Schmerz, aber die niedrigste Form des Intellects tritt da zu Tage, der Intellect der „Materie", der „Atome". — Es giebt eine Art, von einer Verletzung überrascht zu werden (wie jener, der auf dem Kirschbaum sitzend eine Flintenkugel durch die Backe bekam), dass man gar nicht den Schmerz fühlt. Der Schmerz ist Gehirnproduct.

48.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 318.)

Beobachten, wie eine Lust entsteht, wie viel Vorstellungen zusammenkommen müssen!, und zuletzt ist es

Eines und Ganzes und will nicht mehr als Vielheit sich erkennen lassen. So könnte es mit jeder Lust, jedem Schmerz sein! Es sind Gehirnphänomene! Aber längst uns einverleibte und jetzt nur als Ganzes sich präsentirende Vielheiten! Warum thut ein geschnittener Finger wehe? An sich thut er nicht wehe (ob er schon „Reize" erfährt), der, dessen Gehirn chloroformirt ist, hat keinen „Schmerz" im Finger. Sollte erst das Urtheil über die Verletzung eines functionirenden Organs, von Seiten der vorstellenden Einheit, nöthig gewesen sein? Ist es die Einheit, welche allein die Schädigung sich vorstellt und — jetzt sie uns als Schmerz zu empfinden giebt, indem sie dorthin, wo der Schade geschehen, die stärksten Reize schickt? Könnte also auch die Absicht auf Flucht Abwehr Vorsicht Rettung in dem Schmerz stecken? Mittel, weiterem Schaden vorzubeugen? Zugleich Wuth über die Verletzung, Rachegefühl in einem? Alles zusammen — Schmerz? So uns zum Bewusstsein kommend, als Durcheinander und Einheit des Gefühls?

49.

Unsere höheren Schmerzen, die sogenannten Schmerzen der Seele, deren Dialektik wir oft noch sehen, beim Eintreten irgend eines Ereignisses, sind langsam und auseinandergezogen, im Vergleich zum niederen Schmerz (zum Beispiel bei einer Verwundung), dessen Charakter Plötzlichkeit ist. Aber letzterer ist ebenso complicirt und dialektisch im Grunde, und intellectuell. Das Wesentliche ist, dass viele Affecte auf einmal losstürzen und auf einander stürzen, — dies plötzliche Wirrsal und Chaos ist für das Bewusstsein der physische Schmerz. — Lust und Schmerz sind keine „unmittelbaren Thatsachen",

wie Vorstellung es ist. Eine Menge Vorstellungen, in Trieben einverleibt, sind blitzschnell bei der Hand und gegen einander. Das Umgekehrte ist bei der Lust: die Vorstellungen, ebenso schnell zur Hand, sind in Harmonie und Ausgleichung, und — dies wird vom Intellect als Lust empfunden.

50.

Ohne Phantasie und Gedächtniss gäbe es keine Lust und keinen Schmerz. Die dabei erregten Affecte verfügen augenblicklich über vergangene ähnliche Fälle und über die schlimmen Möglichkeiten, sie deuten aus, sie legen hinein. Deshalb steht ein Schmerz im allgemeinen ganz ausser Verhältniss zu seiner Bedeutung für das Leben, — er ist unzweckmässig. Aber dort, wo eine Verletzung nicht vom Auge oder dem Getast wahrgenommen wird, ist sie viel weniger schmerzhaft, da ist die Phantasie ungeübt. An den Fingern ist der Schmerz am grössten, an Zähnen, am Kopfe u. s. w.

51.

Jede Lust und Unlust ist jetzt bei uns ein höchst complicirtes Ergebniss, so plötzlich es auftritt; die ganze Erfahrung und eine Unsumme von Werthschätzungen und Irrthümern derselben steckt darin. Das Maass des Schmerzes steht nicht im Verhältniss zur Gefährlichkeit; unsre Einsicht widerspricht. Ebenso ist das Maass der Lust nicht im Verhältniss zu unsrer jetzigen Erkenntniss, — wohl aber zur „Erkenntniss“ der primitivsten und längsten Vorperiode von Mensch- und Thierheit. Wir stehen unter dem Gesetze der Vergangenheit, das heisst ihrer Annahmen und Werthschätzungen.

52.

Es gäbe kein Leiden, gäbe es nichts Organisches, das heisst, ohne den Glauben an Gleiches, das heisst, ohne diesen Irrthum gäbe es keinen Schmerz in der Welt.

53.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 12.)

Je höher der Intellect, um so mehr nimmt der Umfang von Schmerz und Lust zu, Bereich und Grade.

54.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 360; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 160.)

Im kleinsten Organismus bildet sich fortwährend Kraft und muss sich dann auslösen: entweder von sich aus, wenn die Fülle da ist, oder es kommt ein Reiz von aussen. Wohin die Kraft sich wendet? Sicher nach dem Gewohnten; also wohin die Reize leiten, dahin wird auch die spontane Auslösung sich bewegen. Die häufigeren Reize erziehen auch die Richtung der spontanen Auslösung.

55.

Wir können nur „wollen“, was wir gesehen haben, — also seit der Ausbildung des Auges giebt es erst Vorstellungen im Gedächtniss, und diesen, wenn sie stark genug reizen, folgen dann Handlungen. Vorher sind afferirte Reize nöthig, um die Handlungen hervorzubringen.

56.

Die Speisen (zum Beispiel Zwiebeln und Reiz-Narcotica wie Taback) beweisen, dass nicht Lust und die Vermeidung

der Unlust, sondern das Gereiztwerden dem Menschen am wichtigsten ist. Reiz ist an sich etwas anderes als Lust und Unlust (oder letzteres sind seine Extreme).

57.

Die Temperaments-Unterschiede sind vielleicht durch die verschiedene Vertheilung und Masse der unorganischen Salze mehr als durch alles andere bedingt. Die biliösen Menschen haben zu wenig schwefelsaures Natrium, den melancholischen Menschen fehlt es an schwefel- und phosphorsaurem Kali; zu wenig phosphorsaurer Kalk bei den Phlegmatikern. Die muthigen Naturen haben einen Überfluss von phosphorsaurem Eisen.

58.

Die Lage, in der die Menschen sich befinden, zur Natur und zu Menschen, macht ihre Eigenschaften, — es ist wie bei den Atomen.

59.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 166; Jenseits, Aph. 108.)

Was ist Moralität! Ein Mensch, ein Volk hat eine physiologische Veränderung erlitten, empfindet diese im Gemeingefühl und deutet sie sich in der Sprache seiner Affecte und nach dem Grade seiner Kenntnisse aus, ohne zu merken, dass der Sitz der Veränderung in der Physis ist. Wie als ob einer Hunger hat und meint, mit Begriffen und Gebräuchen, mit Lob und Tadel ihn zu beschwichtigen!

60.

Jetzt hat man den Kampf überall wieder entdeckt und redet vom Kampfe der Zellen, Gewebe, Organe,

Organismen. Aber man kann sämmtliche uns bewusste Affecte in ihnen wiederfinden; — zuletzt, wenn dies geschehn ist, drehen wir die Sache um und sagen: das was wirklich vor sich geht, bei der Regsamkeit unsrer menschlichen Affecte, sind jene physiologischen Bewegungen, und die Affecte (Kämpfe u. s. w.) sind nur intellectuelle Ausdeutungen, dort wo der Intellect gar nichts weiss, aber doch alles zu wissen meint. Mit dem Wort „Ärger" „Liebe" „Hass" meint er das „warum" bezeichnet zu haben, den Grund der Bewegung; ebenso mit dem Worte „Wille" u. s. w. — Unsre Naturwissenschaft ist jetzt auf dem Wege, sich die kleinsten Vorgänge zu verdeutlichen durch unsre angelernten Affect-Gefühle, kurz eine Sprechart zu schaffen für jene Vorgänge: sehr gut! Aber es bleibt ein Bilderrede.

61.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 11, 354.)

Sonderbar: das, worauf der Mensch am stolzesten ist, seine Selbsterziehung durch die Vernunft, wird ebenfalls von den niedrigsten Organismen geleistet, und besser, zuverlässiger! Das Handeln nach Zwecken ist aber thatsächlich nur der allergeringste Theil unserer Selbstregulirung: handelte die Menschheit wirklich nach ihrer Vernunft, das heisst nach der Grundlage ihres Meinens und Wissens, so wäre sie längst zu Grunde gegangen. Die Vernunft ist ein langsam sich entwickelndes Hülfsorgan, das ungeheure Zeiten hindurch glücklicherweise wenig Kraft hat, den Menschen zu bestimmen, es arbeitet im Dienste der organischen Triebe und emancipirt sich langsam zur Gleichberechtigung mit ihnen, so dass Vernunft (Meinung und Wissen) mit den Trieben kämpft, als ein eigener neuer Trieb — und spät, ganz spät zum Übergewicht kommt.

62.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 349.)

„Der chemische Process ist stets grösser als der Nutzeffect“ (Mayer). „Durch gute Dampfmaschinen wird ungefähr $^1/_{20}$, durch Geschütze $^1/_{10}$, durch Säugethiere $^1/_5$ der Verbrennungswärme in chemischen Effect umgesetzt.“ Zur Verschwendung der Natur! Dann die Sonnenwärme bei Proklos! Der Staat im Verhältniss zu seinem Nutzen! Der grosse Geist! Unsre intellectuelle Arbeit im Verhältniss zu dem Nutzen, den die Triebe davon haben! Also keine falsche „Nützlichkeit als Norm!“ Verschwendung ist ohne weiteres kein Tadel: sie ist vielleicht nothwendig. Auch die Heftigkeit der Triebe gehört hierher.

63.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 130; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 176, 266—269.)

Angebliche Zweckmässigkeit der Natur — bei der Selbstsucht, dem Geschlechtstrieb, wo man sagt, sie benütze das Individuum, bei der Lichtausströmung der Sonne u. s. w. — alles Erdichtungen! Es ist vielleicht die letzte Form einer Gottes-Vorstellung, — aber dieser Gott ist nicht sehr klug und sehr unbarmherzig. Leopardi hat die „böse Stiefmutter Natur“, Schopenhauer den „Willen“. — Vielleicht kann man mit solchen anscheinenden Zweckthätigkeiten die Zweckthätigkeit des Menschen aufhalten. Es wird etwas erreicht, und das, was erreicht wird, und das, was dazu alles geschieht, ist von dem Bilde, welches vorher im Kopfe des Wollenden ist, total verschieden, — es führt keine Brücke hinüber. „Ich esse, um mich zu sättigen“, — aber was weiss ich von dem, was Sättigung ist! In Wahrheit wird

die Sättigung erreicht, aber nicht gewollt, — die momentane Lustempfindung bei jedem Bissen, so lange Hunger da ist, ist das Motiv: nicht die Absicht „um", sondern ein Versuch bei jedem Bissen, ob er noch schmeckt. Unsere Handlungen sind Versuche, ob dieser oder jener Trieb daran seine Freude habe, bis in's Verwickeltste hinein spielend. Äusserungen des Dranges nach Thätigkeit, welche wir durch die Theorie der Zwecke missdeuten und falsch verstehen. Wir bewegen unsre Fangarme, — und dieser oder jener Trieb findet in dem, was wir fangen, seine Beute und macht uns glauben, wir hätten beabsichtigt, ihn zu befriedigen.

64.

(Vgl. unten S. 49, Aph. 79.)

Wenn wir die Eigenschaften des niedersten belebten Wesens in unsre „Vernunft" übersetzen, so werden „moralische" Triebe daraus. Ein solches Wesen assimilirt sich das Nächste, verwandelt es in sein Eigenthum (Eigenthum ist zuerst Nahrung und Aufspeicherung von Nahrung), es sucht möglichst viel sich einzuverleiben, nicht nur den Verlust zu compensiren, — es ist habsüchtig. So wächst es allein, und endlich wird es so reproductiv — und theilt sich in zwei Wesen. Dem unbegrenzten Aneignungstriebe folgt Wachsthum und Generation. — Dieser Trieb bringt es in die Ausnützung der Schwächeren und in Wettstreit mit ähnlich Starken, es kämpft, das heisst: es hasst, fürchtet, verstellt sich. Schon das Assimiliren ist: etwas Fremdes sich gleich machen, tyrannisiren, — Grausamkeit.

65.

Wenn unsre Affecte das Mittel sind, um die Bewegungen und Bildungen eines gesellschaftlichen

Organismus zu unterhalten, so würde doch nichts fehlerhafter sein, als nun zurückzuschliessen, dass im niedrigsten Organismus es eben auch die Affecte seien, welche hier selbstreguliren, assimiliren, excretiren, umwandeln, regeneriren, — also Affecte auch da vorauszusetzen, Lust Unlust Willen Neigung Abneigung. Es wäre ein so toller Fehler, als wenn man, nach der Thatsache des Blutumlaufs im menschlichen Körper, auf einen ähnlichen Blutumlauf für die niedrigsten Organismen schliessen wollte. — Unsre Affecte setzen Gedanken und Geschmäcker voraus, diese ein Nervensystem u. s. w.

Wir sehen, so weit als wir empfinden, — Empfindung ist aber Idiosynkrasie, also ist auch Sehen (Umkreis und Grad der Deutlichkeit) Idiosynkrasie.

66.

Ich rede von Instinct, wenn irgend ein Urtheil (Geschmack in seiner untersten Stufe) einverleibt ist, so dass es jetzt selber spornt und sich regt und nicht mehr auf Reize zu warten braucht. Er hat sein Wachsthum für sich und folglich auch seinen nach aussen stossenden Thätigkeits-Sinn. Zwischenstufe: der Halbinstinct, der nur auf Reize reagirt und sonst todt ist.

67.

Merkwürdige Thätigkeit des Intellects! Beim Geschlechtstrieb begehrt eine Person nach der andern als dem Mittel, um den Samen los zu werden oder das Ei zu befruchten. Dies gerade weiss der Intellect nicht: er fragt: warum dies Begehren? Er erwägt, was alles eine Person begehrenswerth macht, und sagt jetzt: es muss jene Person diese begehrenswerth machenden Eigenschaften alle haben! — So schliesst er und glaubt nun-

mehr so fest daran, wie wir im Traum an das Traumbild glauben. Das Glauben an seine Schlüsse ist charakteristisch. Bei allen Affecten ist der Intellect dermaassen thierisch-primitiv wie im Traume. — Diese thierischen Schlüsse für alle Affecte nachzuweisen. — Was ist denn die Skepsis? Wann und in welchem Zustande wird denn der Intellect so fein, so misstrauisch gegen seine Schlüsse? So wenig traumhaft?

68.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 162.)

Unser Instinct der Triebe greift in jedem Falle nach dem nächsten ihm Angenehmen: aber nicht nach dem Nützlichen. Freilich ist in unzähligen Fällen (namentlich wegen der Zuchtwahl) das dem Triebe Angenehme eben auch das Nützliche! — Der Mensch, hochmüthig, auch wo er Gründen und Zwecken nachspürt, macht im Moralischen die Augen zu vor dem Angenehmen: er gerade will, dass seine Handlungen als Consequenz der vernünftigen Absicht auf dauernden Nutzen erscheinen: er verachtet das Momentan-Angenehme —: obschon gerade dies der Hebel aller seiner Kräfte ist. — Das Kunststück des glücklichen Lebens ist, die Lage zu finden, in der das Momentan-Angenehme auch das dauernd Nützlichste ist.

69.

Das Schöne, das Ekelhafte u. s. w. ist das ältere Urtheil. Sobald es die absolute Wahrheit in Anspruch nimmt, schlägt das ästhetische Urtheil in die moralische Forderung um. Sobald wir die absolute Wahrheit leugnen, müssen wir alles absolute Fordern aufgeben und uns auf ästhetische Urtheile zurückziehn. Dies ist die Aufgabe, eine Fülle ästhetischer, gleichberechtigter

Werthschätzungen zu creiren: jede für ein Individuum die letzte Thatsache und das Maass der Dinge.

Reduction der Moral auf Ästhetik!

70.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 182.)

Das Wesen jeder Handlung ist dem Menschen so unschmackhaft wie das Wesentliche jeder Nahrung: er würde lieber verhungern als es essen, so stark ist sein Ekel zumeist. Er hat Würzen nöthig, wir müssen zu zu allen Speisen verführt werden: und so auch zu allen Handlungen. Der Geschmack und sein Verhältniss zum Hunger, und dessen Verhältniss zum Bedürfniss des Organismus! Die moralischen Urtheile sind die Würzen. Der Geschmack wird aber hier wie dort als das angesehn, was über den Werth der Nahrung, Werth der Handlung entscheidet: der grösste Irrthum!

Wie verändert sich der Geschmack? Wann wird er lass und unfrei? Wann ist er tyrannisch? — Und ebenso bei den Urtheilen über gut und böse: eine physiologische Thatsache ist der Grund jeder Veränderung im moralischen Geschmack; diese physiologische Veränderung ist aber nicht etwas, das nothwendig das dem Organismus Nützliche jeder Zeit forderte. Sondern die Geschichte des Geschmacks ist eine Geschichte für sich, und ebenso sehr sind Entartungen des Ganzen als Fortschritte die Folgen dieses Geschmacks. Gesunder Geschmack, kranker Geschmack, — das sind falsche Unterscheidungen, — es giebt unzählige Möglichkeiten der Entwicklung: was jedesmal zu der einen hinführt, ist gesund: aber es kann widersprechend einer andern Entwicklung sein. Nur in Hinsicht auf ein Ideal, das erreicht werden soll, giebt es einen Sinn bei „gesund“ und

„krank". Das Ideal aber ist immer höchst wechselnd, selbst beim Individuum (das des Kindes und des Mannes!), — und die Kenntniss, was nöthig ist, es zu erreichen, fehlt fast ganz.

71.

Woher diese Änderungen des Geschmacks im Moralischen? Geht es in die Tiefe? Wie der Appetitmangel bei der Ernährung, wie das Gefühl des Ekels und des Unangenehmen bei Fäulniss, Rauch u. s. w.? Ist es, dass für einen Zustand (eines Volkes, Menschen) sein Geschmack im Verhältniss des Zweckmässigen steht? Oder wenigstens des zweckmässig Geglaubten? Drückt es aus: „dieses bedarf ich jetzt, jenes bedarf ich nicht?" — Oder sind es wechselnde Gewöhnungen, wie der Geschmack an Speisen, hervorgerufen durch die vorhandene leichtere Befriedigung an diesem und jenem, so dass Gewöhnung, Reiz und Verlangen entsteht und am Entgegengesetzten und Fremden das Entgegengesetzte empfunden wird? Oder Beides?

72.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zum Wanderer, Aph. 3.)

Erster Ursprung von höher und niedrig. — Das ästhetisch Beleidigende am innerlichen Menschen ohne Haut, — blutige Massen, Kothgedärme, Eingeweide, alle jene saugenden, pumpenden Unthiere, — formlos oder hässlich oder grotesk, dazu für den Geruch peinlich. Also weggedacht! Was dann doch heraustritt, erregt Scham (Koth Urin Speichel Same). Frauen mögen nicht vom Verdauen hören. Byron eine Frau nicht essen sehen. (So gehn die Hintergedanken ihren Weg). Dieser durch die Haut verhüllte Leib, der sich zu schämen scheint!

Das Gewand an den Theilen, wo sein Wesen nach aussen tritt: oder die Hand vor den Mund halten beim Speichel auswerfen. Also: es giebt Ekel-erregendes; je unwissender der Mensch über den Organismus ist, um so mehr fällt ihm rohes Fleisch Verwesung Gestank Maden zusammen. Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich ekelhaft, — er thut alles, um nicht daran zu denken. — Die Lust, die ersichtlich mit diesem innerlichen Menschen zusammenhängt, gilt als niedriger: — Nachwirkung des ästhetischen Urtheils. Das Ideal, die Liebe, sind Schwärmer der schönen Formen, sie wollen sich täuschen und sind oft empört bei der Vorstellung von Coitus und Samen. — Alles Peinliche Quälende Überheftige hat der Mensch diesem innerlichen Leibe zugeschrieben: um so höher hob er das Sehen Hören, die Gestalt, das Denken. Das Ekelhafte sollte die Quelle des Unglücks sein! — Wir lernen den Ekel um!

Zweiter Ursprung der Unterscheidung von höher und niedrig. Alles Furchteinflössende als das Mächtigere gilt als höher; alles andere als niedriger oder gar verächtlich. Als Höchstes: Furcht einflössen und doch wohlthun und wohlwollen!

73.

Hauptfrage: wonach ist die Werthtafel der Güter gemacht und verändert worden? So dass ein Eigenthum begehrenswerther als ein anderes schien? Was leicht zu haben war (wie zum Beispiel Nahrung), wurde verhältnissmässig unterschätzt. Die Werthtafel stimmt gar nicht mit den Graden des Nutzens (gegen Spencer).

74.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 22.)

Es ist eine Haupterkenntniss, dass bei der Werthschätzung aller Dinge der Mensch allem Gewöhnlichen, und noch mehr allem schlechthin Unentbehrlichen einen niederen Werth gab. Das Gewöhnliche war dem Ungemeinen entgegengesetzt, als das „Gemeine" —: das Unentbehrliche als ein Zwang dem, was der freie Mensch sich willkürlich verschaffen kann oder nicht kann, dem Überflüssigen, Luxushaften des Lebens. So wurde alles, was nöthig ist und alles, was üblich ist, zum Geringen: alles Fatum wurde Gemeinheit. Laune, Willkür, freier Wille, der aristokratische Hang der herrschenden und beliebig Befehlenden, die Leidenschaft für alles Seltene Schwerzu-erlangende — das war das Merkmal des höheren Menschenthums: damit erst glaubte der Mensch nicht mehr Thier zu sein. Die Klugheit und die Erfahrung zwar schrieben ihre Gesetze dem Handelnden vor und wiesen unerbittlich auf das Nöthige und das Übliche hin, — aber die höhere Empfindung trennte sich oft genug von der Klugheit und gab dem Unnöthigen und dem Ungewöhnlichen und daher meisthin auch Unklugen den Vorrang. So ist auf die Dauer der Boden unsres Lebens und unsrer ganzen Lebensart — das ist und bleibt doch immer das Nöthige und Gewohnheitsmässige — von den höheren Empfindungen entkleidet worden! Essen und Wohnen und Zeugen, der Handel, der Erwerb, das Geschäft, ja selbst das gesellschaftliche Leben hat sich vom Ideale abgetrennt, — und die Sorge für sich selber, selbst in ihrer feinsten Form, ist mit einem Makel behaftet, welchen der Tadel des Egoismus und das Lob der Selbstlosigkeit zu verstehen giebt.

75.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 224 ff.; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 157, 158, 546; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 116, 117; Jenseits, Aph. 259.)

Unsre Triebe Heerdentriebe. — Unsre Triebe und Leidenschaften sind ungeheure Zeiträume hindurch in Gesellschafts- und Geschlechtsverbänden gezüchtet worden (vorher wohl in Affen-heerden): so sind sie als sociale Triebe und Leidenschaften stärker als als individuelle, auch jetzt noch. Man hasst mehr, plötzlicher, unschuldiger (Unschuld ist den ältesten vererbten Gefühlen zu eigen) als Patriot als als Individuum; man opfert schneller sich für die Familie als für sich: oder für eine Kirche, Partei. Ehre ist das stärkste Gefühl für viele, das heisst: ihre Schätzung ihrer selber ordnet sich der Schätzung anderer unter und begehrt von dort seine Sanction. — Dieser nicht individuelle Egoismus ist das Ältere, Ursprünglichere; daher so viel Unterordnung, Pietät (wie bei den Chinesen), Gedankenlosigkei über das eigne Wesen und Wohl, es liegt das Wohl der Gruppe uns mehr am Herzen. Daher die Leichtigkeit der Kriege: hier fällt der Mensch in sein älteres Wesen zurück. — Die Zelle ist zunächst mehr Glied als Individuum; das Individuum wird im Verlauf der Entwicklung immer complicirter, immer mehr Gliedergruppe, Gesellschaft. Der freie Mensch ist ein Staat und eine Gesellschaft von Individuen. — Die Entwicklung der Heerdenthiere und gesellschaftlichen Pflanzen ist eine ganz andere als die der einzeln lebenden. — Einzeln lebende Menschen, wenn sie nicht zu Grunde gehn, entwickeln sich zu Gesellschaften, eine Menge von Arbeitsgebieten wird entwickelt, und viel Kampf der Triebe um Nahrung Raum Zeit ebenfalls. Die Selbstregulirung ist nicht mit einem Male da. Ja, im ganzen ist der Mensch

ein Wesen, welches nothwendig zu Grunde geht, weil es sie noch nicht erreicht hat. Wir sterben alle zu jung an tausend Fehlern und Unwissenheiten der Praxis. — Der freieste Mensch hat das grösste Machtgefühl über sich, das grösste Wissen über sich, die grösste Ordnung im nothwendigen Kampfe seiner Kräfte, die verhältnissmässig grösste Unabhängigkeit seiner einzelnen Kräfte, den verhältnissmässig grössten Kampf in sich: er ist das zwieträchtigste Wesen und das wechselreichste und das langlebendste und das überreich begehrende, sich nährende, das am meisten von sich ausscheidende und sich erneuernde.

Es ordnet sich unter, es verwandelt sich in Function und verzichtet auf viele ursprüngliche Kräfte und Freiheiten fast ganz, und lebt so fort: — Sclaverei ist nothwendig zur Bildung eines höheren Organismus, ebenso Kasten. Verlangen nach „Ehre“ ist: seine Function anerkannt wissen wollen. Der Gehorsam ist Zwang, Lebensbedingung, schliesslich Lebensreiz. — Wer am meisten Kraft hat, andre zur Function zu erniedrigen, herrscht; — die Unterworfenen aber haben wieder ihre Unterworfenen, — ihre fortwährenden Kämpfe: deren Unterhaltung bis zu einem gewissen Maasse ist Bedingung des Lebens für das Ganze. Das Ganze wiederum sucht seinen Vortheil und findet Gegner. — Wenn alle sich mit „Vernunft“ an ihren Posten stellen wollten und nicht fortwährend so viel Kraft und Feindseligkeit äussern wollten, als sie brauchen, um zu leben, — so fehlte die treibende Kraft im Ganzen: die Functionen ähnlichen Grades kämpfen, es muss fortwährend Acht gegeben werden, jede Lassheit wird ausgenutzt, der Gegner wacht. — Ein Verband muss streben, überreich zu werden (Übervölkerung), um immer neue zu produciren (Kolonie), um zu zerfallen

in zwei selbständige Wesen. Mittel, dem Organismus Dauer, ohne das Ziel der Fortpflanzung, zu geben, richten ihn zu Grunde, sind unnatürlich, — wie jetzt die klugen „Nationen“ Europas. — Fortwährend scheidet jeder Körper aus, er secernirt das ihm nicht Brauchbare an den assimilirten Wesen: das was der Mensch verachtet, wovor er Ekel hat, was er böse nennt, sind die Excremente. Aber seine unwissende „Vernunft“ bezeichnet ihm oft als böse, was ihm Noth macht, unbequem ist, den andern, den Feind, er verwechselt das Unbrauchbare und das Schwer-zu-erwerbende, Schwer-zu-besiegende, Schwer-einzuverleibende. Wenn er „mittheilt“ an andre, „uneigennützig“ ist, — so ist dies vielleicht nur die Ausscheidung seiner unbrauchbaren *faeces*, die er aus sich wegschaffen muss, um nicht daran zu leiden. Er weiss, dass dieser Dünger dem fremden Felde nützt, und macht sich eine Tugend aus seiner „Freigebigkeit“. — „Liebe“ ist Empfindung für das Eigenthum oder das, was wir zum Eigenthum wünschen.

76.

Rechte: der Mächtigere stellt die Functionen gegen einander fest; Pflichten: der Mächtigere stellt die Functionen gegen sich fest. Jeder hat etwas zu leisten, und um dies regelmässig zu erlangen, verzichtet der Mächtigere auf weitere Eingriffe und fügt sich selber einer Ordnung: es gehört dies zur Selbstregulirung. In Bezug auf die Pflichten der Functionen stimmt der Mächtige und die Function überein; es ist nichts „Unegoistisches“ daran.

77.

Machtgefühl und Function. — Das Machtgefühl erst erobernd, dann beherrschend (organisirend), — es

regulirt das Überwundene zu seiner Erhaltung und dazu erhält es das Überwundene selber. — Auch die Function ist aus Machtgefühl entstanden, im Kampf mit noch schwächeren Kräften. Die Function erhält sich in der Überwältigung und Herrschaft über noch niedrigere Functionen, — darin wird sie von der höheren Macht unterstützt!

78.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 26, 27, 304; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 118, 119.)

Gehorsam Functionsgefühl Schwächegefühl haben den Werth des Unegoistischen aufgebracht: namentlich als man die vollkommne Abhängigkeit von einem Gotte glaubte. Verachtung gegen sich selber, aber einen Zweck dafür suchen, dass man doch thätig ist, nämlich sein muss: also um Gottes willen, und schliesslich, als man an den Gott nicht mehr glaubte, um des andern willen: eine Einbildung, ein mächtiger Gedanke, der den Menschen das Dasein leichter machte. Auch unsre Zustände wollen Sclaverei, und das Individuum soll gehemmt werden, — daher Cultus des Altruismus. In Wahrheit handelt man „unegoistisch", weil es die Bedingung ist, unter der allein man noch fortexistirt, das heisst: man denkt an die Existenz des andern gewohnheitsmässig eher als an die eigne, zum Beispiel der Fürst an das Volk, die Mutter an das Kind, weil sonst der Fürst nicht als Fürst, die Mutter nicht als Mutter existiren könnten: sie wollen die Erhaltung ihres Machtgefühls, wenn es auch die beständige Aufmerksamkeit und zahllose Selbstaufopferungen zu Gunsten der Abhängigen fordert: oder, in andern Fällen, zu Gunsten der Mächtigen, wenn unsre Existenz (Wohlgefühl, zum Beispiel im Dienste des Genius u. s. w.) nur so behauptet wird.

79.

(Vgl. oben S. 38, Aph. 64; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 138; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 23, 149; Jenseits, Aph. 262.)

Ein starker freier Mensch empfindet gegen alles andre die Eigenschaften des Organismus.

1) Selbstregulirung: in der Form von Furcht vor allen fremden Eingriffen, im Hass gegen den Feind, im Maasshalten u. s. w.
2) Überreichlicher Ersatz: in der Form von Habsucht, Aneignungslust, Machtgelüst.
3) Assimilation an sich: in der Form von Loben, Tadeln, Abhängigmachen anderer von sich, dazu Verstellung, List, Lernen, Gewöhnung, Befehlen, Einverleiben von Urtheilen und Erfahrungen.
4) Secretion und Excretion: in der Form von Ekel, Verachtung der Eigenschaften an sich, die ihm nicht mehr nützen; das Überschüssige mittheilen: Wohlwollen.
5) Metabolische Kraft: zeitweilig verehren, bewundern, sich abhängig machen, einordnen, auf Ausübung der andern organischen Eigenschaften fast verzichten, sich zum „Organe“ umbilden, dienen können.
6) Regeneration: in der Form von Geschlechtstrieb, Lehrtrieb u. s. w.

Nun würde man irren, diese organischen Eigenschaften zuerst bei dem Menschen vorauszusetzen: vielmehr bekommt er diese alle zuletzt, als freigewordener Mensch. Er hat dagegen begonnen als Theil eines Ganzen, welches seine organischen Eigenschaften hatte und den Einzelnen zu seinem Organe machte, — so dass durch unsäglich lange Gewöhnung die Menschen zunächst die Affecte

der Gesellschaft gegen andre Gesellschaften und Einzelne und alles Lebende und Todte empfinden, und nicht als Individuen! Zum Beispiel er fürchtet und hasst stärker und am stärksten als Mitglied eines Geschlechts oder Staates, nicht seinen persönlichen Feind, sondern den öffentlichen; ja er empfindet den persönlichen Feind wesentlich als einen öffentlichen (Blutrache). Er zieht in den Krieg, um seinen Staat und Häuptling zu bereichern und ihm zum Überersatz zu verhelfen, mit jeder persönlichen Gefahr der Verkümmerung Entbehrung Verstümmelung. Er assimilirt als Mitglied seiner Gesellschaft Fremdes an sich, lernt für deren Wohl; er verachtet, was von Eigenschaften nicht mehr zum Bestande der Gesellschaft nützt, er stösst die höchsten Individuen von sich, wenn sie diesem Nutzen widersprechen. Er verwandelt sich zum Organ im Dienste seiner Gesellschaft durchaus und macht von allen Eigenschaften nur den dadurch eingeschränkten Gebrauch: richtiger: er hat jene andern Eigenschaften noch nicht und erwirbt sie erst als Organ des Gemeinwesens: als Organ bekommt er die ersten Regungen der sämmtlichen Eigenschaften des Organischen. Die Gesellschaft erzieht erst das Einzelwesen, formt es zum Halb- oder Ganz-Individuum vor, sie bildet sich nicht aus Einzelwesen, nicht aus Verträgen solcher! Sondern höchstens als Kernpunkt ist ein Individuum nöthig (ein Häuptling), und dieser auch nur im Verhältniss zu der tieferen oder höheren Stufe der andern „frei“. Also: der Staat unterdrückt ursprünglich nicht etwa die Individuen: diese existiren noch gar nicht! Er macht den Menschen überhaupt die Existenz möglich, als Heerdenthieren. Unsre Triebe, Affecte werden uns da erst gelehrt: sie sind nichts Ursprüngliches! Es giebt keinen „Naturzustand“ für sie!

Als Theile eines Ganzen nehmen wir an dessen Existenzbedingungen und Functionen Antheil und einverleiben uns die dabei gemachten Erfahrungen und Urtheile. Diese gerathen später miteinander in Kampf und Relation, wenn das Band der Gesellschaft zerfällt: er muss in sich die Nachwirkungen des gesellschaftlichen Organismus ausleiden, er muss das Unzweckmässige von Existenzbedingungen, Urtheilen und Erfahrungen, die für ein Ganzes passen, abbüssen, und endlich kommt er dahin, seine Existenzmöglichkeit als Individuum durch Neuordnung und Assimilation, Excretion der Triebe in sich zu schaffen. Meistens gehn diese Versuchs-Individuen zu Grunde. Die Zeiten, wo sie entstehen, sind die der Entsittlichung, der sogenannten Corruption, das heisst: alle Triebe wollen sich jetzt persönlich versuchen und, bis dahin nicht jenem persönlichen Nutzen angepasst, zerstören sie das Individuum durch Übermaass. Oder sie zerfleischen es, in ihrem Kampfe mit einander. Die Ethiker treten dann auf und suchen dem Menschen zu zeigen, wie er doch leben könne, ohne so an sich zu leiden, — meistens, indem sie ihm die alte bedingte Lebensweise unter dem Joche der Gesellschaft anempfehlen, nur so, dass an Stelle der Gesellschaft ein Begriff tritt; — es sind Reactionäre. Aber sie erhalten viele, wenngleich durch Zurückführung in die Gebundenheit. Ihre Behauptung ist, es gebe ein ewiges Sittengesetz; sie wollen das individuelle Gesetz nicht anerkennen und nennen das Streben dahin unsittlich und zerstörerisch. — Unvermeidlich überwiegen bei einem, der frei werden will, die Functionen und Kräfte, mit denen er (oder seine Vorfahren) der Gesellschaft gedient haben: diese hervorragenden Functionen lenken und fördern oder beschränken die übrigen, — aber alle hat er nöthig, um

als Organismus selber zu leben, als seine Lebensbedingungen! — Aber wir sind lange Missgestalten, und dem entspricht das viel grössere Missbehagen der frei werdenden Individuen im Vergleich zur älteren abhängigen Stufe und das massenhafte Zugrundegehen.

80.

Welche Glaubensartikel sind zur Veredlung des Menschen unentbehrlich? — Zunächst um nicht zur Wildheit und Unsocietät zurückzufallen. Es könnte auch hier unentbehrliche Irrthümer geben.

81.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 132; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 169.)

Verstimmung als verhinderte Auslösung. Grundsatz: nicht die Auslösungen, so gewaltsam sie auch sein mochten, gaben der Menschheit den meisten Schaden, sondern die Verhinderung derselben. Verstimmung, krankhafte Missgefühle haben wir zu beseitigen, — aber dazu gehört der Muth, das Schreckliche der Auslösungen anders und günstiger zu beurtheilen. Attentate sind besser als schleichende Verdriesslichkeiten. Morde, Kriege u. s. w., offene Gewalt, das Böse der Macht soll gut heissen: wenn das Böse der Schwäche von jetzt ab böse zu nennen ist.

Irrthum der positiven Philosophie nachzuweisen: sie will die Anarchie der Geister vernichten, und sie wird den dumpfen Druck unbefriedigter Auslösung hervorbringen (wie in China)!

82.

(Vgl. Meinungen u. Sprüche, Aph. 26; Morgenröthe, Aph. 432; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 315; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 1, 4, 19; Jenseits, Aph. 23, 230.)

Wir können weder des Bösen noch der Leidenschaften entbehren, — die vollständige Anpassung aller an alles und jedes in sich (wie bei Spencer) ist ein Irrthum, es wäre die tiefste Verkümmerung. — Das schönste, leiblich mächtigste Raubthier hat die stärksten Affecte: sein Hass und seine Gier in dieser Stärke werden für seine Gesundheit nöthig sein, und, wenn befriedigt, diese so prachtvoll entwickeln. Selbst zum Erkennen brauche ich alle meine Triebe, die guten wie die bösen, und wäre schnell am Ende, wenn ich nicht gegen die Dinge feindlich, misstrauisch grausam, tückisch rachsüchtig und mich verstellend u. s. w. sein wollte. Alle grossen Menschen waren durch die Stärke ihrer Affecte gross. Auch die Gesundheit taugt nichts, wenn sie nicht grossen Affecten gewachsen ist, ja sie nöthig hat. Grosse Affecte concentriren und halten die Kraft in Spannung. Gewiss sind sie oft Anlass, dass man zu Grunde geht, — aber das ist kein Argument gegen ihre nützlichen Wirkungen im grossen. — Unsre Moralität will aber das Gegentheil, liebenswürdige und creditfähige Zahler und Borger.

83.

(Vgl. Wanderer, Aph. 53.)

Gegen alle wilden Energien wehren wir uns so lange, als wir sie nicht zu benutzen wissen (als Kraft), und so lange nennen wir sie böse. Nachher aber nicht mehr! Frage: wie macht man Verbrechen nützlich? Wie macht man seine eigne Wildheit nützlich?

84.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 160.)

Viele unsrer Triebe finden ihre Auslösung in einer mechanischen starken Thätigkeit, die zweckmässig gewählt sein kann: ohne dies giebt es verderbliche und schädliche Auslösungen. Hass Zorn Geschlechtstrieb u. s. w. könnten an die Maschine gestellt werden und nützlich arbeiten lernen, zum Beispiel Holz hacken oder Briefe tragen oder den Pflug führen. Man muss seine Triebe ausarbeiten. Das Leben des Gelehrten erfordert namentlich so etwas. Einige Stunden des Tages sollen nothwendig dem Nachdenken entzogen werden. Aller Missmuth ist auszulösen: Handarbeit in der Nähe! Oder der Lauf Sprung Ritt. Man könnte als Denker sehr gut noch Pferde zureiten, oder commandiren.

85.

Vor allem Wohl- und Wehethun steht die Frage: wer ist das andre, wer ist der andre? Kurz, die Erkenntniss der Welt! Wozu wohlthun und wehethun — muss erst entschieden sein! Bisher geschah alles Wohl- und Wehethun im Irrthum, als ob man wisse, was? und wozu? Die Schätzung des Wohlwollens ist erst noch zu beweisen, namentlich der Grad.

86.

Wie werthvoll ist es, dass der Mensch so viel Freude beim Anblick oder Empfinden von Schmerz erlernt hat! Auch durch den Umfang der Schadenfreude hat sich der Mensch hoch erhoben! (Freude auch am eignen Schmerz — Motiv in vielen Moralen und Religionen.)

87.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 53; Jenseits, Aph. 229.)

In den gelobtesten Handlungen und Charakteren sind Mord Diebstahl Grausamkeit Verstellung als nothwendige Elemente der Kraft. In den verworfensten Handlungen und Charakteren ist Liebe (Schätzung und Überschätzung von etwas, dessen Besitz man begehrt) und Wohlwollen (Schätzung von etwas, dessen Besitz man hat, das man sich erhalten will).

Liebe und Grausamkeit nicht Gegensätze: sie finden sich bei den besten und festesten Naturen immer bei einander. (Der christliche Gott — eine sehr weise und ohne moralische Vorurtheile ausgedachte Person!)

88.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 21; Jenseits, Aph. 220.)

Wie entsteht Trieb, Geschmack, Leidenschaft? Letztere opfert sich andre Triebe, die schwächer sind (anderes Verlangen nach Lust) —: das ist nicht unegoistisch! Ein Trieb beherrscht die andern, auch den sogenannten Selbsterhaltungstrieb! „Heroismus“ u. s. w. sind nicht als Leidenschaften verstanden worden, sondern weil sie den andern sehr nützlich waren, als etwas Höheres Edleres Anderes! — da die meisten andern Leidenschaften den andern gefährlich waren. Dies war sehr kurzsichtig! Auch der Heroismus der Vaterlandsliebe, der Treue, der „Wahrheit“, der Forschung u. s. w. ist den andern höchst gefährlich, — sie sind nur zu dumm, das zu sehen! Sie würden die unegoistischen Tugenden sonst in den Bann thun, in den die Habsucht, der Geschlechtssinn, Grausamkeit, Eroberungslust u. s. w. gehören.

Aber jene wurden gut genannt und empfunden und allmählich ganz von den edleren und reinen Gefühlen durchtränkt — und idealisirt, ideal gemacht! So wurde die Arbeit, die Armuth, der Zins, die Päderastie zu verschiedenen Zeiten entwürdigt, zu andern Zeiten ideal gemacht.

89.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 87; Jenseits, Aph. 149.)

Ich sehe in dem, was eine Zeit als böse empfindet, das, was ihrem Ideale widerspricht, also einen Atavismus des ehemaligen Guten: zum Beispiel eine gröbere Art von Grausamkeit, Mordlust, als heute vertragen wird. Irgendwann war die Handlung jedes Verbrechers eine Tugend. Aber jetzt empfindet er selber sie mit dem Gewissen der Zeit, — er legt sie böse aus. Alles oder das meiste, was Menschen thun und denken, als böse auslegen, geschieht dann, wenn das Ideal dem menschlichen Wesen überhaupt nicht entspricht (Christenthum): so wird alles Erbsünde, während es eigentlich Erbtugend ist.

90.

Die Weihung ist gegeben worden der Beutelust, der Gefrässigkeit, der Wollust, der Grausamkeit, der Verstellung, der Lüge, der Schwäche, der Tollheit, dem Veitstanz, der Betrunkenheit, der Empfindsamkeit, der Faulheit, der Unwissenheit, dem Nichtbesitzen, der Geistesöde, der Schadenfreude, der Furcht, — allen entgegengesetzten Eigenschaften, die irgendwo Geschmack und unüberwindliche Neigung erzeugt hat (jedesmal lästerte und ekelte man sich vor dem Gegensatze und nannte ihn schlecht oder niedrig).

91.

Mitleiden		Grausamkeit
Liebe		Wollust
Neid	Ehrgeiz	Wetteifer
Rache		Gerechtigkeit
Lächerlich		original
Feigheit		Demuth
Verstellung		Schauspieler
Mord		Krieg
Raub	Betrug	Kaufmann
Sclave	Soldat	Beamter
Verrückt	Dichter	Heiliger
Weisheit		„Klugheit“.

92.

Der gute Mensch:

1) der legale, der nur auf seine Pflicht hört, — aber auch, der seinem Herzen folgt,
2) der tapfere, unbeugsame, strenge, — aber auch der milde, versöhnliche,
3) der Held der Selbstüberwindung, — aber auch der mit guter Natur, der ohne Zwang gegen sich ist,
4) der Mensch der Pietät, der Verklärer der Dinge, — aber auch der unbedingte Freund des Wahren,
5) der fromme, — aber auch der sich selber gehorchende,
6) der vornehme, edle, — aber auch, der nicht verachtet und hinabblickt,
7) der gutmüthige, dem Kampf ausweichende, — aber auch der Kämpfer und siegbegierige,
8) der nichts vor irgend einem voraus haben will, — aber auch, der der erste sein will.

Immer auch der Gegensatz dazu ist gut genannt worden.

93.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 353; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 194.)

Vielleicht lassen sich alle moralischen Triebe auf das Haben-wollen und Halten-wollen zurückführen. Der Begriff des Habens verfeinert sich immer, wir begreifen immer mehr, wie schwierig es ist zu haben, und wie sich das scheinbare Besitzthum immer noch uns zu entziehn weiss; — so treiben wir das Haben in's Feinere: bis zuletzt das völlige Erkennen des Dings die Voraussetzung ist, um es zu erstreben: oft genügt uns das völlige Erkennen schon als Besitz, es hat keinen Schlupfwinkel mehr vor uns und kann uns nicht mehr entlaufen. Insofern wäre Erkenntniss die letzte Stufe der Moralität. Frühere sind zum Beispiel: ein Ding sich zurecht phantasiren und nun zu glauben, dass man es ganz besitze, wie der Liebende mit der Geliebten, der Vater mit dem Kinde: welcher Genuss nun am Besitz! — aber uns genügt da der Schein. Wir denken uns die Dinge, die wir erreichen können, so, dass ihr Besitz uns höchst werthvoll erscheint: wir machen den Feind, über den wir zu siegen hoffen, für unsern Stolz zurecht: und ebenso das geliebte Weib und Kind. Wir haben zuerst eine ungefähre Berechnung, was wir alles überhaupt erbeuten können, — und nun ist unsre Phantasie thätig, diese zukünftigen Besitzthümer uns äusserst werthvoll zu machen (auch Ämter Ehren Verkehr u. s. w.). Wir suchen die Philosophie, die zu unserm Besitz passt, dass heisst ihn vergoldet. Die grossen Reformatoren, wie Muhamed, verstehen dies, den Gewohnheiten und dem Besitz der Menschen einen neuen Glanz zu geben, — nicht „etwas anderes“ sie erstreben zu heissen, sondern das, was sie haben wollen und können, als etwas Höheres zu

sehen (mehr Vernunft und Weisheit und Glück darin zu „entdecken", als sie bis jetzt darin fanden). — Sich selber haben wollen: Selbstbeherrschung u. s. w.

94.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 50; Jenseits, Aph. 45.)

Der Eigenthumstrieb — Fortsetzung des Nahrungs- und Jagdtriebes. Auch der Erkenntnisstrieb ist ein höherer Eigenthumstrieb.

95.

Im Wohlwollen ist verfeinerte Besitzlust, verfeinerte Geschlechtslust, verfeinerte Ausgelassenheit des Sicheren u. s. w. — Sobald die Verfeinerung da ist, wird die frühere Stufe nicht mehr als Stufe, sondern als Gegensatz gefühlt. Es ist leichter, Gegensätze zu denken, als Grade.

96,

(Vgl. Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, Nr. 23; Antichrist, Cap. 23.)

Wenn ein Trieb intellectueller wird, so bekommt er einen neuen Namen, einen neuen Reiz und neue Schätzung. Er wird dem Triebe auf der älteren Stufe oft entgegengestellt, wie als sein Widerspruch (Grausamkeit zum Beispiel). — Manche Triebe, zum Beispiel der Geschlechtstrieb, sind grosser Verfeinerung durch den Intellect fähig (Menschenliebe, Anbetung von Maria und Heiligen, künstliche Schwärmerei. Plato meint, die Liebe zur Erkenntniss und Philosophie sei ein sublimirter Geschlechtstrieb). Daneben bleibt seine alte directe Wirkung stehen.

97.

Ein noch so complicirter Trieb, wenn er einen Namen hat, gilt als Einheit und tyrannisirt alle Denkenden, die nach seiner Definition suchen.

98.

Die Menschen sehen die kleinen sublimirten Dosen nicht und leugnen sie; sie leugnen zum Beispiel die Grausamkeit im Denker, die Liebe im Räuber. Oder sie haben gute Namen für alles, was an einem Wesen hervortritt, das ihren Geschmack befriedigt. Das „Kind" zeigt alle Qualitäten schamlos, wie die Pflanze ihre Geschlechtsorgane, — beide wissen nichts von Lob und Tadel. Erziehung ist Umtaufen-lernen oder Anders-fühlen-lernen.

99.

(Vgl. Jenseits, Aph. 229.)

Das Wehethun-wollen, die Lust an der Grausamkeit hat eine grosse Geschichte. Die Christen in ihrem Verhalten gegen die Heiden; Völker gegen ihre Nachbarn und Gegner; Philosophen gegen Menschen anderer Meinung; alle Freidenker; die Tagesschriftsteller; alle abweichend Lebenden, wie die Heiligen. Fast alle Schriftsteller. Selbst in den Kunstwerken sind solche Züge, welche die Absicht auf die Nebenbuhler eingiebt. Oder wie bei Heinrich von Kleist, welcher mit seiner Phantasie dem Leser Gewalt anthun will; auch Shakespeare. — Ebenso alles Lachen und die Komödie. Ebenso die Lust an der Verstellung: grosse Geschichte. — Ist der Mensch deshalb böse?

100.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 26.)

Geschichte der Grausamkeit, der Verstellung, der Mordlust (letztere im Abtödten von Meinungen, Aburtheilen über Werke, Personen, Völker, Vergangenheit; der Richter ist ein sublimirter Henker).

101.

Ein grosser Schritt in der Grausamkeit, sich an geistigen statt an leiblichen Martern zu genügen und gar am Vorstellen dieser Martern und Nicht-mehr-sehen-wollen.

102.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 35.)

Schadenwollen als Tendenz ist jetzt im Kampfe der Parteien (der politischen und auch der wissenschaftlichen) seines Tadels entkleidet, eben so in der Concurrenz der Kaufleute, der Staaten: man untersagt sich gewisse Mittel, aber nicht die Tendenz! Kritik, gegen alles geübt, ist eine letzte Machtäusserung der Einflusslosen, — eine Fortsetzung der Hexerei.

103.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 159.)

Die Menschen des Mittelalters, die unbeugsamen, würden uns verachten, wir sind unter ihrem Geschmack.

104.

Elemente der Kraft. — Jene Menschen mit der Tugend der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, des Heroismus zeigen in ihrem gefühllosen harten und grausam ausschweifenden Denken und Handeln an andern, wo diese Tugend ihr Fundament hat. Sie handeln gegen

andre, wie sie gegen sich handeln, — aber weil letzteres den Menschen nützlich und selten scheint, folglich verehrungswürdig ist, ersteres sehr peinlich ist, zerlegt man sie in gute und böse Hälften! Zuletzt ist diese gefühllose Härte wahrscheinlich im grossen der Menschheit sehr nützlich gewesen, es erhielt die Ansichten und Bestrebungen aufrecht und gab ganzen Völkern und Zeiten eben jene Tugenden der Unbeugsamkeit, Selbstüberwindung, des Heroismus, machte sie gross und stark und herrschend.

105.

Wie das Böse abgenommen hat! Ehemals setzte man die Absicht, zu schaden, in jedem Naturereigniss voraus.

Drittes Buch.

Die Einverleibung des Wissens (Leidenschaft der Erkenntniss).

106.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 109.)

Meine Aufgabe: die Entmenschung der Natur und dann die Vernatürlichung des Menschen, nachdem er den reinen Begriff „Natur“ gewonnen hat.

107.

Die Menschen und die Philosophen haben früher in die Natur hinein den Menschen gedichtet: — entmenschlichen wir die Natur! Später werden sie mehr in sich selber hineindichten, an Stelle von Philosophie und Kunstwerken wird es Ideal-Menschen geben, welche alle fünf Jahre aus sich ein neues Ideal formen.

108.

Wir müssen gewissenlos sein in Betreff von Wahrheit und Irrthum, so lange es sich um das Leben handelt, — eben damit wir das Leben dann wieder im Dienste der Wahrheit und des intellectuellen Gewissens verbrauchen. Dies ist unsere Ebbe und Fluth, die Energie unserer Zusammenziehung und Ausbreitung.

109.

(Vgl. oben S. 7 ff., Aph. 2, 3; Jenseits, Aph. 4, 34; Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie.)

Damit es irgend einen Grad von Bewusstsein in der Welt geben könne, musste eine unwirkliche Welt des Irrthums entstehen: Wesen mit dem Glauben an Beharrendes, an Individuen u. s. w. Erst nachdem eine imaginäre Gegenwelt im Widerspruch zum absoluten Flusse entstanden war, konnte auf dieser Grundlage etwas erkannt werden, — ja zuletzt kann der Grundirrthum eingesehen werden, worauf alles beruht (weil sich Gegensätze denken lassen), — doch kann dieser Irrthum nicht anders als mit dem Leben vernichtet werden: die letzte Wahrheit vom Fluss der Dinge verträgt die Einverleibung nicht, unsre Organe (zum Leben) sind auf den Irrthum eingerichtet. So entsteht im Weisen der Widerspruch des Lebens und seiner letzten Entscheidungen: sein Trieb zur Erkenntniss hat den Glauben an den Irrthum und das Leben darin zur Voraussetzung. Leben ist Bedingung des Erkennens. Irren die Bedingung des Lebens, und zwar im tiefsten Grunde Irren. Wissen um das Irren hebt es nicht auf! Das ist nichts Bitteres! Wir müssen das Irren lieben und pflegen, es ist der Mutterschooss des Erkennens. Die Kunst als die Pflege des Wahnes — unser Cultus. — Um des Erkennens willen das Leben lieben und fördern, um des Lebens willen das Irren, Wähnen lieben und fördern. Dem Dasein eine ästhetische Bedeutung geben, unsern Geschmack an ihm mehren, ist Grundbedingung aller Leidenschaft der Erkenntniss. — So entdecken wir auch hier eine Nacht und einen Tag als Lebensbedingung für uns: Erkennen-wollen und Irren-wollen sind Ebbe und Fluth. Herrscht eines absolut, so geht der Mensch zu Grunde, und zugleich die Fähigkeit.

110.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 11, 110.)

Wenn wir allmählich die Gegensätze zu allen unsern Fundamentalmeinungen formuliren, nähern wir uns der Wahrheit. Es ist zunächst eine kalte, todte Begriffswelt; wir verquicken sie mit unsern andern Irrthümern und Trieben und ziehn so ein Stück nach dem andern in das Leben hinein. In der Anpassung an den lebenden Irrthum kann allein die zunächst immer todte Wahrheit zum Leben gebracht werden.

111.

(Vgl. oben S. 20, Aph. 26, 27.)

Die Wissenschaft hat immer mehr das Nacheinander der Dinge in ihrem Verlaufe festzustellen, so dass die Vorgänge für uns practicabel werden (zum Beispiel wie sie in der Maschine practicabel sind). Die Einsicht in Ursache und Wirkung ist damit nicht geschaffen, aber eine Macht über die Natur lässt sich so gewinnen. Der Nachweis hat bald sein Ende, und eine weitere Verfeinerung hätte keinen Nutzen für den Menschen. — Bis jetzt war das die grosse Errungenschaft des Menschen, in vielen Dingen die ihm mögliche Genauigkeit in der Beobachtung des Nacheinander zu erreichen und so für seine Zwecke nachahmen zu können.

112.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 209.)

Wir sind irgendwie in der Mitte, — nach der Grösse der Welt zu und nach der Kleinheit der unendlichen Welt zu. Oder ist das Atom uns näher als das äusserste Ende der Welt? — Ist für uns die Welt nicht nur ein Zusammenfassen von Relationen unter einem Maasse? Sobald dies willkürliche Maass fehlt, zerfliesst unsre Welt!

113.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 12.)

Seien wir nicht Sclaven von Lust und Schmerz, auch in der Wissenschaft! Schmerzlosigkeit, ja Lust beweist nicht Gesundheit, — und Schmerz ist kein Beweis gegen Gesundheit (sondern nur ein starker Reiz).

114.

Vom Leben erlöst zu sein und wieder todte Natur werden, kann als Fest empfunden werden — von Sterbenwollenden. Die Natur lieben! Das Todte wieder verehren! Es ist nicht der Gegensatz, sondern der Mutterschooss, die Regel, welche mehr Sinn hat als die Ausnahme: denn Unvernunft und Schmerz sind bloss bei der sogenannten zweckmässigen Welt, im Lebendigen.

115.

(Vgl. oben S. 24, Aph. 35; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 109; Jenseits, Aph. 225.)

Der freiwillige Tod als Fest. — Grundfalsche Werthschätzung der empfindenden Welt gegen die todte. Weil wir sie sind! Dazu gehören! Und doch geht mit der Empfindung die Oberflächlichkeit, der Betrug los: was hat Schmerz und Lust mit dem wirklichen Vorgange zu schaffen! — Es ist ein Nebenher, welches nicht in die Tiefe dringt! Aber wir nennen's das Innere, und die todte Welt sehen wir als äusserlich an — grundfalsch! Die „todte" Welt: ewig bewegt und ohne Irrthum, Kraft gegen Kraft! Und in der empfindenden Welt alles falsch, dünkelhaft! Es ist ein Fest, aus dieser Welt in die „todte Welt" überzugehen, — und die grösste Begierde der Erkenntniss geht dahin, dieser

falschen dünkelhaften Welt die ewigen Gesetze entgegenzuhalten, wo es keine Lust und keinen Schmerz und Betrug giebt. Ist dies Selbstverneinung der Empfindung, im Intellect? Der Sinn der Wahrheit ist: die Empfindung als die äusserliche Seite des Daseins zu verstehen, als ein Versehen des Seins, ein Abenteuer. Es dauert dafür kurz genug! Lasst uns diese Komödie durchschauen und so geniessen! Lasst uns die Rückkehr in's Empfindungslose nicht als einen Rückgang denken! Wir werden ganz wahr, wir vollenden uns. Der Tod ist umzudeuten! Wir versöhnen so mit dem Wirklichen, das heisst mit der todten Welt.

116.

(Vgl. oben S. 40, Aph. 69, S. 44, 74.)

Ich muss nicht nur die Lehre von der Sünde, sondern auch die vom Verdienste (Tugend) aufgeben. Wie in der Natur, — es bleiben die ästhetischen Urtheile!

„Ekelhaft, gewöhnlich, selten, anziehend, harmonisch, schroff, grell, widerspruchsvoll, quälend, entzückend“ u.s.w. Diese Urtheile sind aber auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen! „Selten“, was wirklich selten ist; vieles „Gewöhnliche“ als höchst werthvoll, mehr als das Seltene u. s. w.

117.

Forscher wie Lecky können den Verfall einer Meinung nach ihrer grössten Herrschaft nie erklären. Die Meinungen (auf der Basis des Geschmacks) sind grosse Krankheiten über viele Geschlechter hin, physiologisch endlich ausheilend und absterbend, — und die Meinungen selber sind nur der uns bekannte Ausdruck eines physiologischen Vorgangs. Es giebt individuelle

und überindividuelle Krankheiten. Man muss die Menschen studiren, in welchen die Gegenmeinung oder die Skepsis auftaucht: ein neues physiologisches Merkmal ist in ihnen, wahrscheinlich der Keim einer andern Krankheit. — Die Menschen als die wahnsinnigen Thiere.

118.

(Vgl. oben S. 29, Aph. 45; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 149, 272.)

Umfang der dichterischen Kraft: wir können nichts thun, ohne nicht vorher ein freies Bild davon zu entwerfen (ob wir freilich nicht wissen, wie sich dies Bild zur Handlung verhält, die Handlung ist etwas wesentlich anderes und verläuft in uns unzugänglichen Regionen). Dies Bild ist sehr allgemein, ein Schema, — wir meinen, es sei nicht nur die Richtschnur, sondern die bewegende Kraft selber. Zahllose Bilder haben keine Activität nach sich, davon sehen wir ab: die Fälle, wo sich hernach etwas begiebt, was „wir gewollt haben", bleiben im Gedächtniss. — Aller unsrer Entwicklung läuft ein Idealbild voraus, das Erzeugniss der Phantasie: die wirkliche Entwicklung ist uns unbekannt. Wir müssen dies Bild machen. Die Geschichte des Menschen und der Menschheit verläuft unbekannt, aber die Idealbilder und deren Geschichte scheinen uns die Entwicklung selber. Die Wissenschaft kann sie nicht schaffen, aber die Wissenschaft ist eine Hauptnahrung für diesen Trieb: wir scheuen auf die Dauer alles Unsichere, Erlogene, diese Furcht und dieser Ekel fördern die Wissenschaft. Jener dichterische Trieb soll errathen, nicht phantasiren, aus wirklichen Elementen etwas Unbekanntes errathen: er braucht die Wissenschaft, das heisst die Summe des Sicheren und Wahrscheinlichen, um mit diesem Material dich-

ten zu können. Dieser Vorgang ist schon im Sehen. Es ist eine freie Production in allen Sinnen, der grösste Theil der sinnlichen Wahrnehmung ist errathen. Alle wissenschaftlichen Bücher langweilen, die diesem errathen wollenden Triebe kein Futter geben: das Sichere thut uns nicht wohl, wenn es nicht Nahrung für jenen Trieb sein will!

119.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 16; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 57.)

Das Grossartige in der Natur, alle Empfindungen des Hohen Edlen Anmuthigen Schönen Gütigen Strengen Gewaltigen Hinreissenden, die wir in der Natur und bei Mensch und Geschichte haben, sind nicht unmittelbare Gefühle, sondern Nachwirkungen zahlloser und einverleibter Irrthümer, — es wäre alles kalt und todt für uns, ohne diese lange Schule. Schon die sicheren Linien des Gebirgs, die sicheren Farbenabstufungen, die verschiedene Lust an jeder Farbe sind Erbstücke: irgendwann war diese Farbe weniger mit gefahrdrohenden Erscheinungen verknüpft als eine andere und allmählich wirkte sie beruhigend (wie das Blau).

120.

(Vgl. oben S. 7 ff., Aph. 2, 3; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 110.)

Ich bin immer erstaunt, in's Freie tretend, zu denken, mit welcher herrlichen Bestimmtheit alles auf uns wirkt, der Wald so und der Berg so, und dass gar kein Wirrwarr und Versehen und Zögern in uns ist, in Bezug auf alle Empfindungen. Und doch muss die allergrösste Unsicherheit und etwas Chaotisches dagewesen sein, erst in ungeheuren Zeitstrecken ist das alles so fest vererbt. Menschen, die wesentlich anders empfanden, über Raum-

entfernung, Licht und Farbe u. s. w., sind bei Seite gedrängt worden und konnten sich schlecht fortpflanzen. Diese Art, anders zu empfinden, muss in langen Jahrtausenden als „die Verrücktheit“ empfunden und gemieden worden sein. Man verstand sich nicht mehr, man liess die „Ausnahme“ bei Seite, zu Grunde gehen. Eine ungeheure Grausamkeit seit Beginn alles Organischen hat existirt, alles ausscheidend, was „anders empfand“. — Die Wissenschaft ist vielleicht nur eine Fortsetzung dieses Ausscheidungsprocesses, sie ist völlig unmöglich, wenn sie nicht den „Normalmenschen“ als oberstes, mit allen Mitteln zu erhaltendes „Maass“ anerkennt! — Wir leben in den Überresten der Empfindungen unserer Urahnen: gleichsam in Versteinerungen des Gefühls. Sie haben gedichtet und phantasirt, — aber die Entscheidung, ob eine solche Dichtung und Phantasma leben bleiben durfte, war durch die Erfahrung gegeben, ob sich mit ihr leben lasse oder ob man mit ihr zu Grunde gehe. Irrthümer oder Wahrheiten, — wenn nur Leben mit ihnen möglich war! Allmählich ist da ein undurchdringliches Netz entstanden! Darein verstrickt kommen wir in's Leben, und auch die Wissenschaft löst uns nicht heraus.

121.

Was ist Toleranz! Und Anerkennung fremder Ideale! Wer ganz tief und stark sein eignes Ideal fördert, kann gar nicht an andre glauben, ohne sie abschätzig zu beurtheilen, — Ideale geringerer Wesen, als er ist. Die absolute Höhe unsres Maassstabes ist eben der Glaube an das Ideal. — Somit ist Toleranz, historischer Sinn, sogenannte Gerechtigkeit ein Beweis des Misstrauens gegen ein eignes Ideal, oder das Fehlen desselben. Was ist

also wissenschaftlicher Sinn? Vielleicht das Verlangen nach einem Ideale und der Glaube, hier den Weg zum Absoluten, zum unwidersprechlichen Ideale zu haben: also unter der Voraussetzung, dass man kein Ideal hat und daran leidet! — Bei vielen mag es die Rache sein, dafür dass sie kein Ideal haben, indem sie die andern zerstören. Es giebt eine Schauspielerei (wie bei Bacon), als ob man ein Ideal hätte. „Die Wahrheit um ihrer selber willen" ist eine Phrase, etwas ganz Unmögliches, wie die Liebe des Nächsten um seiner selber willen.

122.

Diese Toleranzprediger! Ein paar Dogmen („fundamentale Wahrheiten") nehmen sie doch immer aus! Sie unterscheiden sich nur in der Meinung darüber von den Verfolgern, was für das Heil nothwendig sei.

123.

Sich an die Vernunft halten wäre schön, wenn es eine Vernunft gäbe! Aber der Tolerante muss sich von seiner Vernunft, ihrer Schwäche abhängig machen! Dazu: es ist zuletzt nicht einmal diese, welche den Beweisen und Widerlegungen ihr Ohr schenkt und entscheidet. Es sind Neigungen und Abneigungen des Geschmacks. Die Verfolger sind gewiss nicht weniger logisch gewesen als die Freidenker.

124.

(Vgl. oben S. 7, Aph. 2 ff., S. 69, Aph. 120.)

Im Grunde ist die Wissenschaft darauf aus, festzustellen, wie der Mensch — nicht das Individuum —

zu allen Dingen und zu sich selber empfindet, also die Idiosynkrasie Einzelner und der Gruppen auszuscheiden und das beharrende Verhältniss festzustellen. Nicht die Wahrheit sondern der Mensch wird erkannt, und zwar innerhalb aller Zeiten, wo er existirt, das heisst: ein Phantom wird construirt, fortwährend arbeiten alle daran, um das zu finden, worüber man übereinstimmen muss, weil es zum Wesen des Menschen gehört. Dabei lernte man, dass Unzähliges nicht wesenhaft war, wie man lange glaubte, und dass mit der Feststellung des Wesenhaften nichts für die Realität bewiesen sei, als dass die Existenz des Menschen bis jetzt vom Glauben an diese „Realität" abgehangen hat (wie Körper, Dauer der Substanz u. s. w.). — Die Wissenschaft setzt also den Process nur fort, der das Wesen der Gattung constituirt hat, den Glauben an gewisse Dinge endemisch zu machen und den Nichtglaubenden auszuscheiden und absterben zu lassen. Die erreichte Ähnlichkeit der Empfindung (über den Raum, oder das Zeitgefühl oder das Gross- und Kleingefühl) ist eine Existenzbedingung der Gattung geworden, aber mit der Wahrheit hat es nichts zu thun. Der „Verrückte", die Idiosynkrasie beweisen nicht die Unwahrheit einer Vorstellung, sondern deren Abnormität; es lässt sich mit ihr nicht für eine Masse leben. Es ist der Masseninstinct, der auch in der Erkenntniss waltet: ihre Existenzbedingungen will sie immer besser erkennen, um immer länger zu leben. Uniformität der Empfindung, ehemals durch Gesellschaft, Religion erstrebt, wird jetzt durch die Wissenschaft erstrebt: der Normalgeschmack an allen Dingen wird festgestellt, die Erkenntniss, ruhend auf dem Glauben an das Beharrende, steht im Dienste der gröberen Formen des Beharrens (Masse Volk

Menschheit) und will die feineren Formen, den idiosynkrasischen Geschmack ausscheiden und tödten, — sie arbeitet gegen die Individualisirung, den Geschmack, der nur für einen Lebensbedingung ist. — Die Gattung ist der gröbere Irrthum, das Individuum der feinere Irrthum, es kommt später. Es kämpft für seine Existenz, für seinen neuen Geschmack, für seine relativ einzige Stellung zu allen Dingen, — es hält diese für besser als den Allgemeingeschmack und verachtet ihn. Es will herrschen. Aber da entdeckt es, dass es selber etwas Wandelndes ist und einen wechselnden Geschmack hat, mit seiner Feinheit geräth es hinter das Geheimniss, dass es kein Individuum giebt, dass im kleinsten Augenblick es etwas anderes ist als im nächsten, und dass seine Existenzbedingungen die einer Unzahl Individuen sind: der unendlich kleine Augenblick ist die höhere Realität und Wahrheit, ein Blitzbild aus dem ewigen Flusse. So lernt es: wie alle geniessende Erkenntniss auf dem groben Irrthum der Gattung, den feineren Irrthümern des Individuums und dem feinsten Irrthume des schöpferischen Augenblicks beruht.

125.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 157, 158; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 354; Jenseits, Aph. 12, 19.)

Hauptgedanke. — Nicht die Natur täuscht uns, die Individuen, und fördert ihre Zwecke durch unsere Hintergehung: sondern die Individuen legen sich alles Dasein nach individuellen, das heisst falschen Maassen zurecht; wir wollen damit Recht haben und folglich muss „die Natur“ als Betrügerin erscheinen. In Wahrheit giebt es keine individuellen Wahrheiten, sondern lauter individuelle Irrthümer — das Individuum selber ist

ein Irrthum. Alles, was in uns vorgeht, ist an sich etwas anderes, was wir nicht wissen: wir legen die Absicht und die Hintergehung und die Moral erst in die Natur hinein. — Ich unterscheide aber: die eingebildeten Individuen und die wahren „Lebens-systeme“, deren jeder von uns eins ist; — man wirft beides in eins, während „das Individuum“ nur eine Summe von bewussten Empfindungen und Urtheilen und Irrthümern ist, ein Glaube, ein Stückchen vom wahren Lebens-system oder viele Stückchen zusammengedacht und zusammengefabelt, eine „Einheit“, die nicht Stand hält. Wir sind Knospen an einem Baume, — was wissen wir von dem, was im Interesse des Baumes aus uns werden kann! Aber wir haben ein Bewusstsein, als ob wir alles sein wollten und sollten, eine Phantasterei von „Ich“ und allem „Nicht-Ich“. Aufhören, sich als solches phantastisches *ego* zu fühlen! Schrittweise lernen, das vermeintliche Individuum abzuwerfen! Die Irrthümer des *ego* entdecken! Den Egoismus als Irrthum einsehen! Als Gegensatz ja nicht Altruismus zu verstehen! Das wäre die Liebe zu dem andern vermeintlichen Individuum. Nein! Über „mich“ und „dich“ hinaus! Kosmisch empfinden!

126.

Wer das fremde Blut hasst oder verachtet, ist noch kein Individuum, sondern eine Art menschliches Protoplasma.

127.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 345; Jenseits, Aph. 6, 207, 211, 212.)

„Wissenschaft“ angeblich auf der Liebe zur Wahrheit um ihrer selber willen! Angeblich beim reinen Schweigen des

„Willens“. In Wahrheit sind alle unsre Triebe thätig, aber in einer besondern gleichsam staatlichen Ordnung und Anpassung an einander, so dass ihr Resultat kein Phantasma wird: ein Trieb regt den andern an, jeder phantasirt und will seine Art Irrthum durchsetzen: aber jeder dieser Irrthümer wird sofort wieder die Handhabe für einen andern Trieb (zum Beispiel Widerspruch, Analyse u. s. w.). Mit allen den vielen Phantasmen erräth man endlich fast nothwendig die Wirklichkeit und Wahrheit, man stellt so viele Bilder hin, dass endlich eins trifft, es ist ein Schiessen aus vielen, vielen Gewehren nach einem Wilde, ein grosses Würfelspielen, oft nicht in einer Person, sondern in vielen, in Generationen sich abspielend: wo dann ein Gelehrter eben auch nur ein Phantasma durchführt, und wenn es von einem andern zu nichte gemacht ist, so hat sich die Zahl der Möglichkeiten (in der die Wahrheit stecken muss) verkleinert — ein Erfolg! Es ist eine Jagd. Je mehr Individuen einer in sich hat, umso mehr wird er allein Aussicht haben, eine Wahrheit zu finden, — dann ist der Kampf in ihm; und alle Kräfte muss er dem einzelnen Phantasma zu Gebote stellen, und später wieder einem andern, entgegengesetzten: grosse Schwungkraft, grosser Widerwille am Einerlei, vielen und plötzlichen Ekel muss er haben. — Jene Naturen, welche nur vergleichen, was andere Einzelne schon phantasirt haben, bedürfen vor allem der Kälte: diese reden von der „Kälte der Wissenschaft“, es sind die Unproductiven, eine wichtige Classe Menschen, da sie den Austausch zwischen den Producenten herstellen, eine Art Kaufleute, sie schätzen den Werth der Producte ab. Auch diese Fähigkeit kann in einem Menschen, der sonst productiv ist, zuletzt noch da sein. Aber auch eine wichtige Fähigkeit: den Genuss an allen den

verworfenen Phantasmen, das Schauspiel ihres Kampfes u. s. w. zu haben, — die Natur darin sehen.

128.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 249, 345; Jenseits, Aph. 207, 210, 211.)

Aufgabe: die Dinge sehen wie sie sind! Mittel: aus hundert Augen auf sie sehen können, aus vielen Personen! Es war ein falscher Weg, das Unpersönliche zu betonen und das Sehen aus dem Auge des Nächsten als moralisch zu bezeichnen. Viele Nächste und aus vielen Augen und aus lauter persönlichen Augen sehen — ist das Rechte. Das „Unpersönliche“ ist nur das geschwächt Persönliche, Matte, — kann hier und da auch schon nützlich sein, wo es eben gilt, die Trübung der Leidenschaft aus dem Auge zu entfernen. Die Zweige der Erkenntniss, wo schwache Persönlichkeiten nützlich sind, am besten angebaut (Mathematik u. s. w.). Der beste Boden der Erkentniss (die starken, mächtigen Naturen) wird erst spät für das Erkennen erobert (urbar gemacht u. s. w.). — Hier sind die treibenden Kräfte am grössten: aber das gänzliche Verirren und Wildwerden und Aufschiessen in Unkraut (Religion und Mystik) ist immer noch das Wahrscheinlichste. Die „Philosophen“ sind solche mächtigen Naturen, die für die Erkenntniss noch nicht urbar sind, sie erbauen, tyrannisiren die Wirklichkeit, legen sich hinein. Überall, wo Liebe, Hass u. s. w. möglich sind, war die Wissenschaft noch ganz falsch: hier sind die „Unpersönlichen“ ohne Augen für die wirklichen Phänomene, und die starken Naturen sehen nur sich und messen alles nach sich. — Es müssen sich neue Wesen bilden.

129.

(Vgl. oben S. 29, Aph. 45.)

In wiefern der Sinn der Redlichkeit die phantastische Gegenkraft der Natur zu reizen vermag! Ob wirklich die Menschen nüchterner werden? — Wir begreifen ja nur durch ein phantastisches Vorwegnehmen und Versuchen, ob die Realität zufällig in dem Phantasiebild erreicht ist; namentlich in der Historie u. s. w. Thukydides und Tacitus müssen Dichter sein. Selbst in der Wissenschaft der einfachsten Vorgänge ist Phantasie nöthig (zum Beispiel Mayer), — aber hier kann noch die Täuschung entstehn, als ob Nüchternheit productiv wäre!

130.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 561.)

Wir wollen nach den andern, nach allem, was ausser uns ist, trachten als nach unserer Nahrung. Oft auch sind es die Früchte, welche gerade für unser Jahr reif geworden sind. — Muss man denn immer nur den Egoismus des Räubers oder Diebes haben? Warum nicht den des Gärtners? Freude an der Pflege der andern, wie der eines Gartens!

131.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 350.)

Das Erkennenwollen der Dinge, wie sie sind, — das allein ist der gute Hang: nicht das Hinsehen nach andern und das Sehen mit andern Augen, — das wäre ja nur ein Ortswechsel des egoistischen Sehens! Wir wollen uns von der grossen Grundverrücktheit heilen, alles nach uns zu messen. Selbstliebe ist ein falscher, zu enger Ausdruck. Selbsthass und alle Affecte sind fortwährend thätig mit diesem kurzen Sprunge, als ob alles

zu uns hinstrebe. Man geht durch die Gassen und meint, jedes Auge gelte uns: und was wäre es, wenn ein Auge und ein Wort uns wirklich gilt! — nicht mehr, als es uns angeht, wenn der Blick und das Wort einem Zweiten gilt, — wir sollten persönlich eben so gleichgültig sein können! Vermehrung der Gleichgültigkeit! Und dazu Übung, mit andern Augen sehen: Übung, ohne menschliche Beziehungen, also sachlich zu sehen! Den Menschen-Grössenwahn curiren! Woher kommt er? Von der Furcht: alle geistige Kraft musste immer schnell zum Persönlich-sehen zurückspringen. Es ist schon das thierische Leiden. Die höchste Selbstsucht hat ihren Gegensatz nicht in der Liebe zum andern! Sondern im neutralen sachlichen Sehen! Die Leidenschaft für das trotz allen Personen-Rücksichten, trotz allem „Angenehmen" und Unangenehmen „Wahre" ist die höchste, — darum seltenste bisher!

132.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 501; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 139, 140; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 324; Jenseits, Aph. 210.)

Neue Praxis. — Den andern Menschen zunächst wie ein Ding, einen Gegenstand der Erkenntniss ansehen, dem man Gerechtigkeit widerfahren lassen muss: die Redlichkeit verbietet, ihn zu verkennen, ja ihn unter irgendwelchen Voraussetzungen zu behandeln, welche erdichtet und oberflächlich sind. Wohlthun ist dasselbe, wie eine Pflanze sich in's Licht rücken, um sie besser zu sehen, — auch Wehethun kann ein nöthiges Mittel sein, damit die Natur sich enthülle. Nicht jeden als Menschen behandeln, sondern als so und so beschaffenen Menschen: erster Gesichtspunkt! Als etwas, das erkannt sein muss, bevor es so und so behandelt werden kann. Die Moral

mit allgemeinen Vorschriften thut jedem Individuum Unrecht. Oder giebt es Mittel der Vorbereitung der Erkenntniss, die auf jedes Wesen zuerst anwendbar sind, als Vorstufe des Experimentes? — Wie wir mit den Dingen verkehren, um sie zu erkennen, so auch mit den lebenden Wesen, so mit uns. — Aber bevor wir die Erkenntniss haben oder nachdem wir einsehen, dass wir sie uns nicht verschaffen können, wie dann handeln? Und wie, wenn wir sie erkannt haben? — Als Kräfte für unsre Ziele sie verwenden — wie anders? So wie es die Menschen immer machten (auch wenn sie sich unterwarfen: sie förderten ihren Vortheil durch die Macht dessen, dem sie sich unterwarfen.) — Unser Verkehr mit Menschen muss darauf aus sein, die vorhandenen Kräfte zu entdecken, die der Völker, Stände u. s. w., — dann diese Kräfte zum Vortheil unsrer Ziele zu stellen (eventuell sie sich gegenseitig vernichten lassen, wenn das noth thut).

Neu: die Redlichkeit leugnet den Menschen, sie will keine moralische allgemeine Praxis, sie leugnet gemeinsame Ziele. Die Menschheit ist die Machtmenge, um deren Benutzung und Richtung die Einzelnen concurriren. Es ist ein Stück Herrschaft über die Natur: vor allem muss die Natur erkannt, dann gerichtet und benutzt werden. — Mein Ziel wäre wieder die Erkenntniss? Eine Machtmenge in den Dienst der Erkenntniss stellen?

133.

(Vgl. Wanderer, Aph. 16.)

Die Gleichgültigkeit! Ein Ding geht uns nichts an, darüber können wir denken, wie wir mögen, es giebt keinen Nutzen und Nachtheil für uns, — das ist ein Fundament

des wissenschaftlichen Geistes. Die Zahl dieser Dinge hat immer zugenommen; die Welt ist immer gleichgültiger geworden; — so nahm die unparteiliche Erkenntniss zu, welche allmählich ein Geschmack wurde und endlich eine Leidenschaft wird.

134.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 429; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 612.)

Die Leidenschaft der Erkenntniss sieht sich als Zweck des Daseins, — leugnet sie die Zwecke, so sieht sie sich als werthvollstes Ergebniss aller Zufälle. Wird sie die Werthe leugnen? Sie kann nicht behaupten, der höchste Genuss zu sein? Aber nach ihm zu suchen? Das genussfähigste Wesen auszubilden, als Mittel und Aufgabe dieser Leidenschaft? Die Sinne steigern und den Stolz und den Durst u. s. w.

Einen Berg hinuntersteigen, die Gegend mit den Augen umarmen, eine ungestillte Begierde dabei. Die leidenschaftlich Liebenden, welche die Vereinigung nicht zu erreichen wissen (bei Lucrez). Der Erkennende verlangt nach Vereinigung mit den Dingen und sieht sich abgeschieden, — dies ist seine Leidenschaft. Entweder soll sich alles in Erkenntniss auflösen, oder er löst sich in die Dinge auf, — dies ist seine Tragödie. Letzteres sein Tod und dessen Pathos, ersteres sein Streben, alles zu Geist zu machen. — Genuss, die Materie zu besiegen, zu verdunsten, zu vergewaltigen u. s. w. Genuss der Atomistik, der mathematischen Punkte. Gier!

135.

(Vgl. oben S. 74 ff., Aph. 127, 128.)

Die Geschichte des Ichgefühls zu beschreiben: und zu zeigen, wie auch im Altruismus jenes Besitzenwollen

das Wesentliche ist. Zu zeigen, wie nicht im Begriff „Nicht-ich und Ich“ der Hauptfortschritt der Moral liegt, sondern im Schärfer-fassen des Wahren im andern und in mir und in der Natur, also das Besitzenwollen immer mehr vom Scheine des Besitzes, von erdichteten Besitzthümern zu befreien, das Ichgefühl also vom Selbstbetruge zu reinigen. Vielleicht endet es damit, dass statt des Ich wir die Verwandtschaften und Feindschaften der Dinge erkennen, Vielheiten also und deren Gesetze: dass wir vom Irrthume des Ich uns zu befreien suchen (der Altruismus ist auch bisher ein Irrthum). „Nicht um der andern willen“, sondern „um des Wahren willen leben“! Nicht „ich und du“! Wie könnten wir „den andern“ (der selber eine Summe von Wahn ist!) fördern dürfen! Das Ichgefühl umschaffen! Den persönlichen Hang schwächen! An die Wirklichkeit der Dinge das Auge gewöhnen! Von Personen so viel wie möglich vorläufig absehen! Welche Wirkungen muss dies haben! Über die Dinge Herr zu werden suchen und so sein Besitzen-wollen befriedigen! Nicht Menschen besitzen wollen! — Aber heisst dies nicht auch, die Individuen schwächen? Es ist etwas Neues zu schaffen: nicht *ego* und nicht *tu* und nicht *omnes*!

Keinen Besitz in der Jugend erstreben müssen und wollen: ebenso kein Ansehen, um über andre zu befehlen, — diese beiden Triebe gar nicht zu entwickeln! Uns von den Dingen besitzen lassen (nicht von Personen) und von einem möglichst grossen Umfange wahrer Dinge! Was daraus wächst, ist abzuwarten: wir sind Ackerland für die Dinge! Es sollen Bilder des Daseins aus uns wachsen: und wir sollen so sein, wie diese Fruchtbarkeit uns nöthigt zu sein: unsre Neigungen Abneigungen sind die des Ackerlandes, das solche

Früchte bringen soll. Die Bilder des Daseins sind das Wichtigste bisher gewesen, — sie herrschen über die Menschheit.

136.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 346.)

Die Sclaverei ist allgemein sichtbar, obwohl sie sich das nicht eingesteht; — wir müssen darnach streben, überall zu sein, alle Verhältnisse derselben zu kennen, alle ihre Meinungen am besten zu vertreten, so allein können wir sie beherrschen und benutzen. Unser Wesen muss verborgen bleiben: gleich dem der Jesuiten, welche eine Dictatur in der allgemeinen Anarchie ausübten, aber sich als Werkzeug und Function einführten. Welches ist unsre Function, unser Mantel der Sclaverei? Lehrerthum? — Die Sclaverei soll nicht vertilgt werden, sie ist nothwendig. Wir wollen nur zusehen, dass immer wieder solche entstehen, für welche gearbeitet wird, damit diese ungeheure Masse von politisch-commerciellen Kräften nicht umsonst sich verbraucht. Selbst schon, dass es Zuschauer und Nicht-mehr-Mitspieler giebt!

137.

Die Entstehung des Denkers und die Gefahren, an denen eine solche Entstehung gewöhnlich ihr Ende findet:

1) Die Eltern wollen ihres Gleichen aus ihm machen.
2) Man gewöhnt ihn an Beschäftigungen, die ihm die Kraft und die Zeit zum Denken wegnehmen; Berufe u. s. w.
3) Man erzieht ihn zu einer kostspieligen Lebensweise, der er nun wieder viel Kraft zuwenden muss, um die Mittel dazu zu schaffen.
4) Man gewöhnt ihn an Freuden, welche die des Denkens farblos erscheinen lassen, und an eine

Stimmung der Unbehaglichkeit in Gegenwart der Denker und ihrer Werke.

5) Der Geschlechtstrieb will ihn antreiben, sich mit einem Weibe zu verbinden und fürderhin für die Kinder zu leben, — nicht mehr für sich selber.

6) Seine Begabung bringt Ehren mit sich: und diese führen ihn zu einflussreichen Personen, welche ein Interesse haben, aus ihm ein Werkzeug zu machen.

7) Die Lust im Erfolge einer Wissenschaft macht ihn von den weiteren Zielen abtrünnig: er bleibt an den Mitteln kleben und vergisst den Zweck.

Daraus lassen sich die Maximen der Erziehung des unabhängigen Denkers ableiten und Vorschriften, um diese Vorschriften auf's wirksamste einzuprägen (namentlich Entfernung von der Gefahr, Zwang zu denken durch sonstige Unbeschäftigung u. s. w.). Mir liegt an der Erhaltung meiner Art! —

138.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 291.)

Ein Mensch sinkt in meiner Achtung, 1) wenn er 200—300 Thaler jährlich hat und trotzdem Kaufmann, Beamter oder Soldat noch wird, bei der Wahl eines Lebensberufs; 2) wenn er soviel verdient und trotzdem ein noch zeitraubenderes Amt sucht (auch als Gelehrter). Wie! Sind das intellectuelle Menschen! Sich verheirathen wollen und den Sinn des Lebens darüber verlieren!

139.

1) Wieviel brauche ich, um gesund und angenehm für mich zu leben?

2) Wie erwerbe ich dies so, dass das Erwerben gesund und angenehm ist, und meinem Geiste zu Statten kommt, zumal als Erholung?

3) Wie habe ich von den andern zu denken, um von mir möglichst gut zu denken und im Gefühle der Macht zu wachsen?
4) Wie bringe ich die andern zur Anerkennung meiner Macht?
5) Wie organisirt sich der neue Adel als der machtbesitzende Stand? Wie grenzt er die andern von sich ab, ohne sie sich zu Feinden und Widersachern zu machen?

140.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 42.)

Über die Beschäftigung mit der Wissenschaft giebt es noch keine schöne und gesunde Sitte. Man überträgt gedankenlos die Gewohnheiten anderer Beschäftigungen, zum Beispiel des Beamten, Commis, Gärtners, Arbeiters. Der Adel ist deshalb im grossen so fruchtbar, weil er vornehme Sitten hinzubrachte: die vornehmste ist, die Langeweile aushalten zu können. In der That, der wissenschaftliche Mensch muss sich täglich mehrere Stunden auf sich beschränken und, da oft die Gedanken nicht gleich kommen, viele Langeweile ohne Ungeduld hinnehmen. Die Inder verstanden dies!

141.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 295.)

Zur „Cur des Einzelnen."

1) Er soll vom Nächsten und Kleinsten ausgehen und die ganze Abhängigkeit sich feststellen, in die hinein er geboren und erzogen ist.
2) Ebenso soll er den gewohnten Rhythmus seines Denkens und Fühlens, seine intellectuellen Bedürfnisse der Ernährung begreifen.

3) Dann soll er Veränderung aller Art versuchen, zunächst mit den Gewohnheiten zu brechen (vielen Diätwechsel, mit feinster Beobachtung).
4) Er soll sich geistig an seine Widersacher einmal anlehnen, er soll ihre Nahrung zu essen versuchen. Er soll reisen, in jedem Sinne. In dieser Zeit wird er „unstät und flüchtig“ sein. Von Zeit zu Zeit soll er über seinen Erlebnissen ruhen — und verdauen.
5) Dann kommt das Höhere: der Versuch, ein Ideal zu dichten. Dies geht dem noch Höheren voraus, — eben dies Ideal zu leben.
6) Er muss durch eine Reihe von Idealen hindurch.

142.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 449.)

Sich die Vortheile eines Todten verschaffen: — es kümmert sich keiner um uns, weder für noch wider. Sich wegdenken aus der Menschheit, die Begehrungen aller Art verlernen: und den ganzen Überschuss von Kraft auf das Zuschauen verwenden. Der unsichtbare Zuschauer sein!

143.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 614.)

Gleichgültig sich gegen Lob und Tadel machen, Recepte dafür. Dagegen einen Kreis sich stiften, der um unsre Ziele und Maassstäbe weiss und der Lob und Tadel für uns bedeutet.

144.

Werde fort und fort der, der du bist, — der Lehrer und Bildner deiner selber! Du bist kein Schriftsteller, du schreibst nur für dich! So erhältst du das Gedächtniss an deine guten Augenblicke und findest ihren Zu-

sammenhang, die goldene Kette deines Selbst! So bereitest du dich auf die Zeit vor, wo du sprechen musst! Vielleicht, dass du dich dann des Sprechens schämst, wie du dich mitunter des Schreibens geschämt hast, dass es noch nöthig ist, sich zu interpretiren, dass Handlungen und Nicht-Handlungen nicht genügen, dich mitzutheilen. Ja, du willst dich mittheilen! Es kommt einst die Gesittung, wo viel Lesen zum schlechten Tone gehört: dann wirst du auch dich nicht mehr schämen müssen, gelesen zu werden; während jetzt jeder, der dich als Schriftsteller anspricht, dich beleidigt; und wer dich deiner Schriften halber lobt, giebt dir ein Zeichen, dass sein Tact nicht fein ist, er macht eine Kluft zwischen sich und dir, — er ahnt gar nicht, wie sehr er sich erniedrigt, wenn er dich so zu erheben glaubt. Ich kenne den Zustand der gegenwärtigen Menschen, wenn sie lesen: pfui! Für diesen Zustand sorgen und schaffen zu wollen!

145.

Hellwald, Häckel und Consorten: — sie haben die Stimmung der Specialisten und eine Froschnasen-Weisheit. Das kleine Gehirnstückchen, welches der Erkenntniss ihrer Welt geöffnet ist, hat mit ihrer Gesammtheit nichts zu schaffen, es ist ein Ecken-Talentchen, wie wenn einer zeichnet, ein andrer Clavier spielt; sie erinnern mich an den alten ehrlichen David Strauss, der ganz harmlos erzählt, wie er sich erst zwicken und zwacken muss, um sich selber festzustellen, ob er noch eine Empfindung für das allgemeine Dasein habe. Diese Specialisten haben sie nicht und sind deshalb so „kalt“; Bildungskameele, auf deren Höckern viel gute Einsichten und Kenntnisse sitzen, ohne zu hindern, dass das Ganze doch eben nur ein Kameel ist.

146.

(Vgl. Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 54.)

Wenn ein Forscher zu ungemeinen Resultaten kommt (wie Mayer), so ist dies noch kein Beweis für ungemeine Kraft: zufällig wurde sein Talent an dem Punkte thätig, wo die Entdeckung vorbereitet war. Hätte ein Zufall Mayer'n zum Philologen gemacht, er hätte mit dem gleichen Scharfsinn Namhaftes geleistet, aber nichts, deswegen er zum „Genie" ausposaunt würde. — Nicht die Resultate beweisen den grossen Erkennenden: auch nicht einmal die Methode, indem über diese zu jeder Zeit verschiedene Lehren und Ansprüche existiren. Sondern die Menge, namentlich des Ungleichartigen, das Beherrschen grosser Massen und das Unificiren, das mit neuem Auge Ansehn des Alten u. s. w.

147.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 360.)

Tiefster Irrthum in der Beurtheilung der Menschen: wir schätzen sie ab nach ihren Wirkungen, mit dem Maasse *effectus regnat causam.* Aber der Mensch übt nur Reize auf andre Menschen aus, es kommt darauf an, was in andern Menschen vorhanden ist, dass das Pulver explodirt oder dass der Reiz fast nichts ausmacht. Wer würde ein Streichholz darnach abschätzen, dass es in seiner Nachwirkung eine Stadt zerstörte! So machen wir es aber! Die Wirkungen beweisen, welche Elemente in den andern Menschen der Zeit da waren, dass er einen Reiz ausübte: und mit welchen Mitteln und mit was für eigentlichen Absichten, muss man noch fragen! — Es ist Teleologie, zu glauben, dass der Grosse eben den vorhandenen zur Explosion bereiten Ele-

menten zur Zeit kommen muss. Wichtig ist jedenfalls, dass die anreizende Kraft eines Menschen nach seinem Tode übrig bleiben kann, durch seine Werke oder durch die Fabel, die von seinem Leben sich bildet; darauf sollen die denken, welche auf die Zeit keinen „Reiz“ üben.

Viertes Buch.

Der Einzelne als Experiment. Die Erleichterung des Lebens.

148.

(Vgl. oben S. 74 ff., Aph. 127—134; unten S. 115 ff., Aph. 203 ff.)

Philosophie der Gleichgültigkeit. — Was früher am stärksten reizte, wirkt jetzt ganz anders, es wird nur noch als Spiel angesehn und gelten gelassen (die Leidenschaften und Arbeiten), als ein Leben im Unwahren principiell verworfen, als Form und Reiz aber ästhetisch genossen und gepflegt, wir stellen uns wie die Kinder zu dem, was früher den Ernst des Daseins ausmachte. Unser Streben des Ernstes ist aber, alles als werdend zu verstehen, uns als Individuum zu verleugnen, möglichst aus vielen Augen in die Welt sehen, leben in Trieben und Beschäftigungen, um damit sich Augen zu machen, zeitweilig sich dem Leben überlassen, um hernach zeitweilig über ihm mit dem Auge zu ruhen: die Triebe unterhalten als Fundament alles Erkennens, aber wissen, wo sie Gegner des Erkennens werden: in Summa, abwarten, wie weit das Wissen und die Wahrheit sich einverleiben können, — und inwiefern eine Umwandlung des Menschen eintritt, wenn er endlich nur noch lebt, um zu erkennen. — Dies ist die Consequenz von

der Leidenschaft der Erkenntniss: es giebt für ihre Existenz kein Mittel, als die Quellen und Mächte der Erkenntniss, die Irrthümer und Leidenschaften auch zu erhalten, aus deren Kampfe nimmt sie ihre erhaltende Kraft. — Wie wird das Leben in Bezug auf seine Summe von Wohlbefinden sich ausnehmen? Ein Spiel der Kinder, auf welches das Auge des Weisen blickt, Gewalt haben über diesen und jenen Zustand, — und den Tod, wenn so etwas nicht möglich ist. — Nun kommt aber die schwerste Erkenntniss und macht alle Arten Leben furchtbar bedenkenreich: ein absoluter Überschuss von Lust muss nachzuweisen sein, sonst ist die Vernichtung unser selbst in Hinsicht auf die Menschheit als Mittel der Vernichtung der Menschheit zu wählen. Schon dies: wir haben die Vergangenheit, unsere und die aller Menschheit auf die Wage zu setzen und auch zu überwiegen — nein! Dieses Stück Menschheitsgeschichte wird und muss sich ewig wiederholen, das dürfen wir aus der Rechnung lassen, darauf haben wir keinen Einfluss: ob es gleich unser Mitgefühl beschwert und gegen das Leben überhaupt einnimmt. Um davon nicht umgeworfen zu werden, darf unser Mitleid nicht gross sein. Die Gleichgültigkeit muss tief in uns gewirkt haben, und der Genuss im Anschauen auch. Auch das Elend der zukünftigen Menschheit soll uns nichts angehn. Aber ob wir noch leben wollen, ist die Frage: und wie!

149.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 147, 148.)

Wenn die moralischen Leiden das Leben schwer gemacht haben, — es hängt daran, dass es durchaus nicht möglich ist, eine moralische Empfindung relativ zu nehmen; sie ist wesentlich unbedingt, wie die Körper uns un-

bedingt erscheinen, insgleichen der Staat, die Seele, das Gemeinwesen. Wir mögen uns noch so sehr das Gewordensein von dem allen vorhalten: es wirkt auf uns als Ungewordenes, Unvergängliches und legt absolute Pflichten auf. „Der Nächste“ ebenfalls, wie weise wir auch über ihn sind. Der Trieb zum Unbedingtnehmen ist sehr mächtig angezüchtet.

150.

Welches sind die tiefen Umwandlungen, welche aus der Lehre kommen müssen, dass kein Gott für uns sorgt, und dass es kein ewiges Sittengesetz giebt (atheistisch-unmoralische Menschheit)? dass wir Thiere sind? dass unser Leben vorbeigeht? dass wir unverantwortlich sind? Der Weise und das Thier werden sich nähern und einen neuen Typus ergeben!

151.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 41, 324; Morgenröthe, Aph. 501; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 557.)

Trost für die, welche zu Grunde gehen! Ihre Leidenschaften als ein unglückliches Lotterieloos betrachten. Sehen, dass die meisten Würfe misslingen müssen, dass das Zugrundegehen so nützlich ist als das Werden. Keine Reue, Selbstmord abkürzend.

152.

Es giebt im Molecüle Explosionen und Veränderungen der Bahn aller Atome und plötzliche Auslösungen von Kraft. Es könnte auch mit einem Moment unser ganzes Sonnensystem einen solchen Reiz erfahren, wie ihn der Nerv auf den Muskel ausübt. Dass dies nie geschehen sei oder geschehen werde, ist nicht zu beweisen.

153.

Wir können uns nur wenig im grossen schützen: ein Komet kann jeden Augenblick die Sonne zertrümmern, oder eine elektrische Kraft kann auftreten, in der mit einem Male das Sternsystem zerschmilzt. Was ist „Statistik“ in diesen Dingen! Wir haben für Erde und Sonne vielleicht ein paar Millionen Jahre, in denen so etwas nicht geschehen ist: es beweist gar nichts. — Zur Vernatürlichung des Menschen gehört die Bereitschaft auf das absolut Plötzliche und Durchkreuzende.

154.

(Vgl. oben S. 45, Aph. 75.)

Der Egoismus ist etwas Spätes und immer noch Seltenes: die Heerdengefühle sind mächtiger und älter. Zum Beispiel: noch immer schätzt sich der Mensch so hoch, als die andern ihn schätzen (Eitelkeit). Noch immer will er gleiche Rechte mit den andern und hat ein Wohlgefühl bei dem Gedanken daran, auch wenn er die Menschen gleich behandelt (was doch der Gerechtigkeit des *suum cuique* sehr zuwiderläuft!). Er fasst sich gar nicht als etwas Neues in's Auge, sondern strebt, sich die Meinungen der Herrschenden anzueignen, ebenfalls erzieht er seine Kinder dazu. Es ist die Vorstufe des Egoismus, kein Gegensatz dazu: der Mensch ist wirklich noch nicht mehr *individuum* und *ego*; als Function des Ganzen fühlt er seine Existenz noch am höchsten und am meisten gerechtfertigt. Deshalb lässt er über sich verfügen, durch Eltern Lehrer Kasten Fürsten, um zu einer Art Selbstachtung zu kommen, — selbst in der Liebe ist er vielmehr der Bestimmte als der Bestimmende, Gehorsam, Pflicht erscheint ihm als die „Moral“, das heisst:

er verherrlicht seine Heerdentriebe, indem er sie als schwere Tugenden hinstellt. — Auch im erwachten Individuum ist der Urbestand der Heerdengefühle noch übermächtig und mit dem guten Gewissen verknüpft. Der Christ mit seinem *„extra ecclesiam nulla salus“* ist grausam gegen die Gegner der christlichen Heerde; der Staatsbürger verhängt schreckliche Strafen über den Verbrecher, nicht als *ego,* sondern aus dem alten Instincte, — die That der Grausamkeit, des Mordes, der Sclaverei (Gefängniss) beleidigt ihn nicht, sobald er sie vom Heerdeninstinct aus ansieht. — Alle freieren Menschen des Mittelalters glaubten, vor allem sei das Heerdengefühl zu erhalten, das seltene Individuum müsse in dieser Hinsicht Verstellung üben, ohne Hirten und den Glauben an allgemeine Gesetze gehe alles drunter und drüber. Wir glauben das nicht mehr, — weil wir gesehen haben, dass der Hang zur Heerde so gross ist, dass er immer wieder durchbricht, gegen alle Freiheiten des Gedankens! Es giebt eben noch sehr selten ein *ego*! Das Verlangen nach Staat, socialen Gründungen, Kirchen u. s. w. ist nicht schwächer geworden: siehe die Kriege! und die Nationen!

155.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 286; Morgenröthe, Aph. 105.)

Der Egoismus ist noch unendlich schwach! Man nennt so die Wirkungen der heerdenbildenden Affecte, sehr ungenau. Einer ist habgierig und häuft Vermögen (Trieb der Familie, des Stammes), ein andrer ist ausschweifend *in Venere*, ein andrer eitel (Taxation seiner selbst nach dem Maassstabe der Heerde), man spricht vom Egoismus des Eroberers, des Staatsmanns u. s. w. — sie denken nur an sich, aber an „sich“, soweit das

ego durch den Heerdenbild-Affect entwickelt ist. Egoismus der Mütter, der Lehrer. Man frage nur einmal, wie wenige gründlich prüfen: warum lebst du hier? Warum gehst du mit dem um? Wie kamst du zu dieser Religion? Welchen Einfluss übt diese und jene Diät auf dich? Ist dies Haus für dich gebaut? u. s. w. Nichts ist seltener als die Feststellung des *ego* vor uns selber. Es herrscht das Vorurtheil, man kenne das *ego,* es verfehle nicht, sich fortwährend zu regen: aber es wird fast gar keine Arbeit und Intelligenz darauf verwandt, — als ob wir für die Selbsterkenntniss durch eine Intuition der Forschung überhoben wären!

156.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 235; Morgenröthe, Aph. 529; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 313—316; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 21.)

Der Egoismus ist verketzert worden von denen, die ihn übten (Gemeinden Fürsten Parteiführern Religionsstiftern Philosophen wie Plato); sie brauchten die entgegengesetzte Gesinnung bei den Menschen, die ihre Function leisten sollten. — Wo eine Zeit, ein Volk, eine Stadt hervorragt, ist es immer, dass der Egoismus derselben sich bewusst wird und kein Mittel mehr scheut (sich nicht mehr seiner selber schämt). Reichthum an Individuen ist Reichthum an solchen, die sich ihres Eignen und Abweichenden nicht mehr schämen. Wenn ein Volk stolz wird und Gegner sucht, wächst es an Kraft und Güte. — Dagegen die Selbstlosigkeit verherrlichen! und zugeben, wie Kant, dass wahrscheinlich nie eine That derselben gethan worden sei! Also nur, um das entgegengesetzte Princip herabzusetzen, seine Wirkung zu drücken, die Menschen kalt und verächtlich, folglich gedankenfaul gegen den Egoismus stimmen! — Denn bisher ist

es der Mangel an feinem planmässigen Egoismus gewesen, was die Menschen im ganzen auf einer so niedrigen Stufe erhält! Gleichheit gilt als verbindend und erstrebenswerth! Es spukt ein falscher Begriff von Eintracht und Frieden, als dem nützlichsten Zustande. In Wahrheit gehört überall ein starker Antagonismus hinein, in Ehe Freundschaft Staat Staatenbund Körperschaft gelehrten Vereinen Religion, damit etwas Rechtes wachse. Das Widerstreben ist die Form der Kraft, — im Frieden wie im Kriege, folglich müssen verschiedene Kräfte und nicht gleiche dasein, denn diese würden sich das Gleichgewicht halten!

157.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 542.)

Das Princip „um des Nächsten willen etwas thun" ist entweder ein Atavismus des Gefühls, zur Zeit, wo das Band mit der Gemeinde schwach geworden ist, oder ein unklares Gefühl des Heerdensinns, welches an Menschen ausserhalb der Gemeinschaft, weil diese so fern sind, gar nicht denkt und beim Nächsten nur das Mitglied der Gemeinschaft im Auge hat (zum Beispiel bei „Freiheit" und „Gleichheit", wo man gewiss nicht an die Hottentotten denkt). Oder es ist eine Maske für jenes Gefühl: es soll eine Gemeinschaft gebildet werden, zum Beispiel die christliche. Wo jenes Princip auftritt, will man meistens Gemeinden bilden, zum Beispiel die Anhänger Comte's.

158.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 558, 614; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 1, 4.)

Diese Verherrlicher der Selections-Zweckmässigkeit (wie Spencer) glauben zu wissen, was begünstigende

Umstände einer Entwicklung sind! und rechnen das Böse nicht dazu! Und was wäre denn ohne Furcht Neid Habsucht aus dem Menschen geworden! Er existirte nicht mehr: und wenn man sich den reichsten edelsten und fruchtbarsten Menschen denkt, ohne Böses, — so denkt man einen Widerspruch. Von allen Seiten wohlwollend behandelt und selber wohlwollend, — da müsste ein Genie furchtbar leiden, denn alle seine Fruchtbarkeit will egoistisch sich von den andern nähren, sie beherrschen, aussaugen u. s. w. Kurz, wenn jetzt der Tugendhafte an der Stärke des Egoismus leidet, so dann an der Stärke des Altruismus: alles Thun wird ihm vergällt, weil es seinem Haupthange zuwiderläuft und ihm böse vorkommt. Für sich etwas thun, bei Seite bringen, schaffen, — das wäre alles mit bösem Gewissen. Lust stellte sich ein, wenn man sein Schaffensgelüste zurückdrängte und allgemein empfände. Es wäre so auch ein schönes ruhendes, von allen Seiten ernährtes und erblühendes Menschenthum möglich, aber ein ganz andres als unser bestes Menschenthum, — für das auch einiges geltend zu machen ist.

Übrigens könnte man als Individuum dem ungeheuer langsamen Process der Selection zuvorkommen, in vielen Stücken und vorläufig den Menschen an seinem Ziele zeigen — mein Ideal! Die ungünstigen Umstände bei Seite thun, indem man sich bei Seite thut (Einsamkeit), Auswahl der Einflüsse (Natur, Bücher, hohe Ereignisse), darüber nachzudenken! Nur wohlwollende Gegner im Gedächtniss behalten! Selbständige Freunde! Alle tiefen Stufen der Menschheit aus seinem Gesichtskreis bannen! Oder sie nicht sehen und hören wollen! Blindheit, Taubheit des Weisen!

159.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 132, 174.)

Die Voraussetzung des Spencer'schen Zukunfts-Ideals ist aber, was er nicht sieht, die allergrösste Ähnlichkeit aller Menschen, so dass einer wirklich im *alter* sich selber sieht. Nur so ist Altruismus möglich. Aber ich denke an die immer bleibende Unähnlichkeit und möglichste Souveränität des Einzelnen: also altruistische Genüsse müssen selten werden, oder die Form bekommen der Freude am andern, wie unsere jetzige Freude an der Natur.

160.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 106; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 132.)

In jedem Falle giebt es nicht eine Handlung, die zu thun ist, sondern so viele, als es Ideale des vollkommnen Menschen giebt. Nützlich, verderblich ist kein „An-sich"; die Ideale sind Dichtungen auf mehr oder weniger geringer Kenntniss des Menschen. — Ich leugne die absolute Sittlichkeit, weil ich ein absolutes Ziel des Menschen nicht kenne. Man muss den gesunden Zustand kennen, um die krankhaften zu erkennen, — aber Gesundheit selber ist eine Vorstellung, die nach dem Vorhandenen sich in uns erzeugt. „Übergangszustände, durchdrungen von dem auf Nichtanpassung beruhenden Elend" sagt Spencer, — und doch könnte gerade das Elend das Nützlichste sein?

161.

Von jedem Augenblick im Zustand eines Wesens stehn zahllose Wege seiner Entwicklung offen: der herrschende Trieb aber heisst nur einen einzigen gut,

den nach seinem Ideale. So ist das Bild Spencer's von der Zukunft des Menschen nicht eine naturwissenschaftliche Nothwendigkeit, sondern ein Wunsch aus jetzigen Idealen heraus.

162.

Meint ihr, ein Grieche, dem man unsere Cultur schildere, werde dieselbe bewundern oder ersehnenswerth finden? Oder selbst ein Wilder? Jeder Zustand hat sein Ideal aus sich: ein ganz anderer ist immer eine Art Widerspruch zu diesem Ideal und deshalb peinlich und verächtlich. Wonach soll der Begriff „Fortschritt der Cultur" gemessen werden! Jeder meint, er sei auf der Höhe, und sein Ideal sei das Ideal der Menschheit. Die Geschichte dieser Geschmacke an Idealen! — Auch fehlt an jedem Ideal das, was einem andern Ideal seinen Werth, seine Schmackhaftigkeit für seine Verehrer giebt. Nun, giebt es denn einen Fortschritt der Küche? Ja, innerhalb einzelner Kreise, Völker, Städte, Familien, das Ideal entwickelt sich. — Das freie Individuum hat seinen Privatgeschmack, es muss sehr stark sein, sonst wird es ein Gelüstchen sein und nicht mehr, im Verhältniss zu Familien- und Volksgeschmack.

163.

(Vgl. oben S. 65, Aph. 110.)

Ich erkenne etwas Wahres nur als Gegensatz zu einem wirklich lebendigen Unwahren: so kommt das Wahre ganz kraftlos, als Begriff, zur Welt und muss sich durch Verschmelzung mit lebendigen Irrthümern erst Kräfte üben! Und darum muss man die Irrthümer leben lassen und ihnen ein grosses Reich zugestehn. — Ebenso: um individuell leben zu können, muss erst die

Gesellschaft hoch gefördert sein und fort und fort gefördert werden, — der Gegensatz: im Bunde mit ihr bekommt das Individuelle zuerst einige Kraft. — Endlich erscheint ein Punkt, wo wir über das Individuelle und Idiosynkrasische hinaus wollen: aber nur im Bunde mit dem Individuum, dem Gegensatze, können wir diesem Streben Kräfte verleihen.

164.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 224 ff.; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 23, 149; Jenseits, Aph. 262.)

Die Auflösung der Sitte, der Gesellschaft ist ein Zustand, in dem das neue Ei (oder mehrere Eier) heraustreten. — Eier (Individuen) als Keime neuer Gesellschaften und Einheiten. Das Erscheinen der Individuen ist das Anzeichen der erlangten Fortpflanzungsfähigkeit der Gesellschaft: sobald es sich zeigt, stirbt die alte Gesellschaft ab. Das ist kein Gleichniss. — Unsre ewigen „Staaten“ sind etwas Unnatürliches. Möglichst viel Neubildungen! — Oder umgekehrt: zeigt sich die Tendenz zur Verewigung des Staates, so auch Abnahme der Individuen und Unfruchtbarkeit des Ganzen: deshalb halten die Chinesen grosse Männer für ein nationales Unglück; sie haben die ewige Dauer im Auge. Individuen sind Zeichen des Verfalls.

165.

Aus dem Geiste der Function heraus denken jetzt die Philosophen darüber nach, die Menschheit in einen Organismus zu verwandeln, — es ist der Gegensatz meiner Tendenz. Sondern möglichst viele wechselnde verschiedenartige Organismen, die, zu ihrer Reife und

Fäulniss gekommen, ihre Frucht fallen lassen: die Individuen, von denen zwar die meisten zu Grunde gehn, aber auf die wenigen kommt es an. — Der Socialismus ist eine Gährung, welche eine Unzahl von Staats-Experimenten ankündigt, also auch von Staats-Untergängen und neuen Eiern. Das Reifwerden von jetzigen Staaten geschieht schneller; die militärische Gewaltsamkeit wird immer grösser.

166.

Das Bollwerk der Wissenschaft und ihrer Vernunft-Allgemeinheit muss erst errichtet sein, dann kann die Entfesselung der Individuen vor sich gehn: es darf keinen Irrthum dabei geben, weil die Grenzen der Vernünftigkeit vorher festgesetzt und in's Gewissen und den Leib einverleibt wurden. Erst Einverleibung der Wissenschaft — dann:

167.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 335.)

Der letzte Nutzen der Erkenntniss und Wissenschaft ist, die Loslösung neuer Eier vom Eierstocke zu ermöglichen und immer neue Arten entstehn zu lassen: denn die Wissenschaft bringt die Kenntnisse der Erhaltungsmittel für neue Individuen. — Ohne Fortschritte der Erkenntniss würden neue Individuen immer schnell zu Grunde gehn, die Existenzbedingungen wären zu schwer und zufällig. Schon die Qual des inneren Widerspruchs!

168.

Im allgemeinen ist die Richtung des Socialismus wie die des Nationalismus eine Reaction gegen das Indi-

viduellwerden. Man hat seine Noth mit dem *ego*, dem halbreifen tollen *ego*: man will es wieder unter die Glocke stellen.

169.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 546.)

Das Individuum nicht mehr als die ewige Sonderbarkeit und ehrwürdig! sondern als die complicirteste Thatsache der Welt, der höchste Zufall. Wir glauben auch an seine Gesetzmässigkeit, ob wir sie schon nicht sehen. — Oder? Als entzogen der Erkennbarkeit, aber ein Mittel der Erkenntniss, auch Hinderniss der Erkenntniss, — nicht verehrungswürdig, etwas dubiös!

170.

(Vgl. oben S. 49, Aph. 79, S. 71, Aph. 124.)

Die Amöben-Einheit des Individuums kommt zuletzt! Und die Philosophen giengen von ihr aus, als ob sie bei jedem da sei! — Die Sittlichkeit ist der Hauptgegenbeweis: überall, wo das Individuum auftritt, tritt die Sittenverderbniss auf, das heisst: der individuelle Maassstab von Lust und Unlust wird zum ersten Male gehandhabt, und da zeigt sich, wie innerhalb des Einzelnen die Triebe noch gar nicht gelernt haben sich anzupassen, die Einheit ist noch nicht da, oder in Form der gröbsten Gewaltherrschaft eines Triebes über die andern, — so dass das Ganze gewöhnlich zu Grunde geht! — Damit beginnt die Zeit der freien Menschen, — zahllose gehen zu Grunde. — Im Anblick davon rufen die „Weisen“ die alte Moral an und suchen sie als angenehm und nützlich für den Einzelnen zu beweisen.

171.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 347, 602.)

Wir treten in das Zeitalter der Anarchie: — dies aber ist zugleich das Zeitalter der geistigsten und freiesten Individuen. Ungeheuer viel geistige Kraft ist in Umschwung. Zeitalter der Genies: bisher verhindert durch Sitten, Sittlichkeit u. s. w.

172.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 164.)

„Rudimentäre Menschen" solche, die jetzt der Zweckmässigkeit der Art nicht mehr dienen: aber keine selbsteignen Wesen geworden sind. — Unzweckmässig in Hinsicht auf die Art, noch nicht in Hinsicht auf kleine Complexe, und nicht in Hinsicht auf das Individuum! Sind die Zwecke des Individuums nothwendig die Zwecke der Gattung? Nein. Die individuelle Moral: in Folge eines zufälligen Wurfs im Würfelspiel ist ein Wesen da, welches seine Existenzbedingungen sucht, — nehmen wir dies ernst und seien wir nicht Narren, uns zu opfern für das Unbekannte!

173.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 164.)

Die ganze Tyrannei der Zweckmässigkeit der Gattung einmal darzulegen! Wie! Wir sollten sie gar noch fördern? Sollten nicht vielmehr dem Individuum soviel nur möglich zurückerobern? Alle Moralität soll darin aufgehen: was vererbbar auf die ganze Gattung ist, soll den Werth ausmachen? — Sehen wir doch auf die zufälligen Würfe hin, die dabei vorkommen müssen, — ob da nicht manches vorkommt, was dem Gattungs-Ideal, gesetzt es würde einmal erreicht, zuwiderläuft!

174.

(Vgl. oben S. 4.)

Die Verwandlung des Menschen braucht erst Jahrtausende für die Bildung des Typus, dann Generationen: endlich läuft ein Mensch während seines Lebens durch mehrere Individuen.

Warum sollen wir nicht am Menschen zu Stande bringen, was die Chinesen am Baume zu machen verstehen, — dass er auf der einen Seite Rosen, auf der andern Birnen trägt?

175.

Züchtung der Rasse bei den Griechen. — Die Entstehung vieler freier Individuen bei den Griechen: Ehe nicht der Wollust wegen. Übung und Ausbildung der Kunst des Coitus. Die Knabenliebe als Ableitung von der Weiber-Verehrung und -Verzärtelung, — und somit Verhinderung der Übernervosität und Schwäche der Weiber. Der Wettkampf und die Billigung des Neides. Die einfache Lebensweise. Die Sclaven und die Taxation der Arbeit. Die Religion keine Moralpredigerei, also Sitten frei lassend, im ganzen. Die Tödtung des Embryo, Beseitigung der Früchte unglücklicher Coitus u. s. w.

176.

(Vgl. Wanderer, Aph. 226.)

Die griechischen Gesetzgeber haben den Agon so gefördert, um den Wettkampfgedanken vom Staate abzulenken und die politische Ruhe zu gewinnen. (Jetzt denkt man an die Concurrenz des Handels). Das Nachdenken über den Staat sollte durch agonale Erhitzung abgelenkt werden, — ja turnen und dichten sollte man,

— dies hatte den Nebenerfolg, die Bürger stark, schön und fein zu machen. — Ebenso förderten sie die Knabenliebe, einmal um der Übervölkerung vorzubeugen (welche unruhige verarmte Kreise erzeugt, auch innerhalb des Adels), sodann als Erziehungsmittel zum Agon: die Jungen und die Alten sollten bei einander bleiben, sich nicht trennen und das Interesse der Jungen festhalten, — sonst hätte sich der Ehrgeiz der abgesonderten Ältern auf den Staat geworfen, aber mit Knaben konnte man nicht vom Staate sprechen. So benutzte vielleicht Richelieu die Galanterie der Männer, um die ehrgeizigen Triebe abzulenken und andre Gespräche, als über den Staat, in Curs zu bringen.

177.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 348.)

Wer auf den Geist säet, pflanzt Bäume, die sehr spät gross werden. Das, was sich vom Vater auf den Sohn vererbt, sind die geübtesten Gewohnheiten (nicht die geschätztesten!) Der Sohn verräth den Vater. Der Fleiss eines Gelehrten ist entsprechend der Thätigkeit seines Vaters: zum Beispiel wenn dieser immer im Comtoir ist, oder wenn er nur wie ein Landgeistlicher „arbeitet". Die Griechen der höheren Stände wurden so individuell productiv, weil sie keinen gedankenlosen Fleiss vererbt bekamen.

178.

Grundgedanke der Handels-Cultur: die niedere Masse, mit ihrem kleinen Besitz, wird unzufrieden gemacht durch den Anblick des Reichen, sie glaubt, der Reiche sei der Glückliche. — Die arbeitende, überarbeitete, selten ruhende Sclavenmasse glaubt, der Mensch

ohne körperliche Arbeit sei der Glückliche (zum Beispiel schon der Mönch, — daher die Sclaven so gern Mönche wurden). — Der von Begierde Geplagte und selten Freie glaubte, der Gelehrte und Unbewegliche und auch Geistliche sei der Glückliche. — Der hin- und hergerissene Nervöse glaubt, der Mensch der grossen einen Leidenschaft sei der Glückliche. — Der Mensch, welcher kleine Auszeichnungen kennen gelernt hat, meint, der Geehrteste sei der Glückliche. — Es ist das selten und in geringem Grade Besessene, was die Phantasie der Menschen zum Bilde des Glücklichen aufreizt, — nicht das, was ihnen fehlt, — das Fehlen erzeugt Gleichgültigkeit gegen den Gegensatz des Fehlens.

179.

Gegen die Apologeten des Luxus. — Man redet dem Luxus jetzt das Wort als dem stärksten Reizmittel auf Arme, Arbeit-Geplagte und Verheirathete: seinetwillen streben sie nach Reichthum: man befeindet die Zufriedenheit und die idyllische Philosophie als Schädiger des National-Reichthums und der Arbeitskraft. Möglichst viel Reichthum, möglichst viel Neid und Unlust, möglichst viel Concurrenz! In reichen Staaten seien die Künste am besten gefördert worden, durch Luxusmenschen; die Kunst ein Mittel, den Neid der Niedern zu erregen, als ein Stück Luxus. — Andrerseits soll ihr Emporwachsen im Luxus eine Apologie des Luxus und der Absicht auf Unzufriedenheit sein: Künste vorübergehend die Unlust solcher Zustände beschwichtigend und betäubend, jedenfalls verherrlichend.

180.

Der Wohlstand, die Behaglichkeit, die den Sinnen Befriedigung schafft, wird jetzt begehrt, alle Welt will vor allem das. Folglich wird sie einer geistigen Sclaverei entgegengehn, die nie noch da war. Denn das Ziel ist zu erreichen, die grössten Beunruhigungen jetzt dürfen nicht täuschen. Die Chinesen sind der Beweis, dass auch Dauer dabei sein kann. Der geistige Cäsarismus schwebt über allem Bestreben der Kaufleute und Philosophen.

181.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 49.)

Im Heroismus ist der Ekel sehr stark, ebenso im Uneigennützigen, — man verachtet die Beschränktheit des „Ich", — der Intellect hat seine Expansion. Die Schwäche des Ekels bezeichnet die industrielle und utilitarische Cultur.

182.

Unsre jetzige Erziehung hat den Werth einer Art Wanderzwangs in die Zeit des Mittelalters und der Zünfte. Das Gegengewicht, es sich zu Hause nach heimathlichem Werthmaasse bequem einzurichten, wirkte ehemals. Jetzt wirkt die Absicht auf Sinne, Wohlstand, und daneben das Bild aller andern Culturen, welche etwas wollten über oder wider den Sinnenwohlstand.

183.

Der Zunftzwang lehrte lernen: endlich ist ein individueller Lerntrieb entstanden, durch Vererbung. Das Lernen ist ursprünglich saurer als alle Arbeit, daher gehasst. Die Gelehrten haben daher im Mittelalter ein Übergewicht.

184.

Der Widerwille gegen das Leben ist selten. Wir erhalten uns darin und sind selber am Ende und in schweren Lagen einverstanden damit, nicht aus Furcht vor Schlimmerem, nicht aus Hoffnung auf Besseres, nicht aus Gewohnheit (die Langeweile wäre), nicht wegen der gelegentlichen Lust, — sondern wegen der Abwechslung, und weil im Grunde nichts eine Wiederholung ist, aber an Erlebtes erinnert. Der Reiz des Neuen und doch an den alten Geschmack Anklingenden, — wie eine Musik mit vielem Hässlichen.

185.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 151; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 337.)

Während in sehr vielen Fällen das erste Kind einer Ehe einen genügenden Grund abgiebt, keine weiteren Kinder in die Welt zu setzen: wird doch die Ehe dadurch nicht gelöst, sondern trotz des voraussichtlichen Nachtheils neuer Kinder (zum Schaden aller Späteren!) festgehalten. Wie kurzsichtig! Aber der Staat will und wollte keine bessere Qualität, sondern Masse! Deshalb liegt ihm an der Züchtung der Menschen nichts! — Einzelne ausgezeichnete Männer sollten bei mehreren Frauen Gelegenheit haben, sich fortzupflanzen; und einzelne Frauen, mit besonders günstigen Bedingungen, sollten auch nicht an den Zufall eines Mannes gebunden sein. Die Ehe wichtiger zu nehmen! Weil der Staat nicht mehr nöthig ist.

186.

(Vgl. oben S. 80 ff., Aph. 135, 136; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 346.)

Der Weise und der Geldmarkt. — Die neue Erziehung hat zu verhindern, dass die Menschen einer ausschliesslichen Neigung verfallen und zum Organ werden, gegenüber der natürlichen Tendenz zur Arbeitstheilung. Es sollen die herrschenden überschauenden Wesen geschaffen werden, die dem Spiel des Lebens zuschauen und es mitspielen, bald hier bald dort, ohne allzuheftig hineingerissen zu werden. Ihnen muss schliesslich die Macht zufallen, ihnen wird sie anvertraut, weil sie keinen heftigen, ausschliesslich auf ein Ziel gerichteten Gebrauch davon machen. Zunächst giebt man ihnen das Geld in die Hand, zum Zweck der Erziehung (die ersten Erzieher müssen sich selber erziehn!), dann weil Geld in ihren Händen am sichersten ist (überall sonst wird es verbraucht für überheftige einseitige Tendenzen). So bildet sich eine neue regierende Kaste.

187.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 353.)

Wie kann man dem Nächsten Kleinen Flüchtigen Bedeutung geben? 1) Indem man es als Wurzel der Gewohnheiten begreift; 2) als ewig und ebenfalls Ewiges bedingend.

188.

Wie unkräftig war bisher alle physiologische Erkenntniss! Während die alten physiologischen Irrthümer spontane Kraft bekommen haben! Lange lange Zeit können wir die neuen Erkenntnisse nur als Reize verwenden, — um die spontanen Kräfte zu entladen.

189.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 134.)

Die grössten Einwirkungen übersehn wir nicht: wir können immer noch die Rasse zu Grunde richten, denn wir messen die Wirkungen nach Individuen, höchstens nach Jahrhunderten. Ob zum Beispiel der Kaffee oder der Alkohol nicht Gifte sind, die in der regelmässigen Weise eingenommen, wie es geschieht, in 2000 Jahren die Menschheit vernichtet haben?

190.

Alle Gewöhnungen (zum Beispiel an eine bestimmte Speise, an Kaffee oder eine bestimmte Zeiteintheilung) haben auf die Dauer das Ergebniss, Menschen bestimmter Art zu züchten. Also blicke um dich! Prüfe das Kleinste! Wohin will es? Gehört es zu deiner Art, zu deinem Ziele?

191.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 145.)

Beim Geschmack ergab sich nebenbei, ob ein Mittel tödtete, ob es sättigte u. s. w., — nicht, wie es, auf die Dauer genommen, wirkte (auf Generationen hin). Auch wusste man nicht, wie ungleichmässig der Körper unterhalten wurde, und wie diese starken Schwankungen wirkten. Die Depression in Folge mangelhafter Ernährung oder Verdauung bestimmt das Ideal.

192.

Pflanzenkost und Wein, — das wäre die verrückteste aller möglichen Lebensweisen!

193.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 52.)

Ihr sagt: „jene Irrthümer waren für jene Stufe nothwendig, als Heilmittel, — die Cur des Menschengeschlechts hat einen nothwendig-vernünftigen Verlauf!“ In diesem Sinne leugne ich die Vernünftigkeit. Es ist zufällig, dass dieser und jener Glaubensartikel siegte, nicht nothwendig, — dieselbe Heilwirkung wäre vielleicht auch von einem andern ausgegangen. Aber vor allem: die Folge der Heilwirkungen ist sehr beliebig, sehr unvernünftig gewesen! Zudem brachten fast alle eine tiefe andre Erkrankung mit sich! Diese ganze Cur der Menschheit ist aber von ihr vertragen worden, — das ist das Merkwürdigste! Es war gewiss nicht die vernünftigste, noch die einzig mögliche! Aber möglich war sie!

194.

Ich möchte, Deutschland bemächtigte sich Mexico's, um auf der Erde durch eine musterhafte Forstcultur im conservativen Interesse der zukünftigen Menschheit den Ton anzugeben. — Die Zeit kommt, wo der Kampf um die Erdherrschaft geführt werden wird, — er wird im Namen philosophischer Grundlehren geführt werden. Schon jetzt bilden sich die ersten Kräftegruppen, — man übt sich ein in dem grossen Princip der Bluts- und Rassenverwandtschaft. „Nationen“ sind viel feinere Begriffe als Rassen, im Grunde eine Entdeckung der Wissenschaft, die man jetzt dem Gefühle einverleibt: Kriege sind die grossen Lehrmeister solcher Begriffe und werden es sein. — Dann kommen sociale Kriege, — und wieder werden Begriffe einverleibt werden! Bis endlich die Begriffe nicht mehr

nur Vorwände, Namen u. s. w. für Völkerbewegungen abgeben, sondern der mächtigste Begriff sich durchsetzen muss.

Die socialen Kriege sind namentlich Kriege gegen den Handelsgeist und Einschränkungen des nationalen Geistes. Klimatische Entscheidungen über Bevölkerungen und Rassen in Amerika. — Slavisch-germanisch-nordische Cultur: — die geringere, aber kräftigere und arbeitsamere!

195.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 144, 283.)

Die Kriege der Zukunft. — Die Geschichte der Philosophie ist bis jetzt erst kurz: es ist ein Anfang, sie hat noch keine Kriege geführt und die Völker zusammengeführt; das höchste ihres Vorstadiums sind die kirchlichen Kriege, das Zeitalter der Religion ist noch lange nicht zu Ende. Später wird man philosophische Meinungen einmal so als Lebens- und Existenzfragen nehmen, wie bisher mitunter religiöse und politische, — der Geschmack und der Ekel in Meinungen wird so gross, dass man nicht mehr leben will, so lange noch eine andre Meinung besteht. Die ganze Philosophie wird vor diesem Forum des Massen-Geschmacks und Massen-Ekels durchgelebt werden, — wahrscheinlich gab es vor dem Zeitalter der Religionen auch schon vorlaufende, aber gänzlich gleichgültige religiöse Einzelne, entsprechend den vorlaufenden und gleichgültigen einzelnen Philosophen. — Als „Wahrheit“ wird sich immer das durchsetzen, was nothwendigen Lebensbedingungen der Zeit, der Gruppe entspricht: auf die Dauer wird die Summe von Meinungen der Menschheit einverleibt

sein, bei welchen sie ihren grössten Nutzen, das heisst die Möglichkeit der längsten Dauer hat. Die wesentlichsten dieser Meinungen, auf denen die Dauer der Menschheit beruht, sind ihr längst einverleibt, zum Beispiel der Glaube an Gleichheit, Zahl, Raum u. s. w. Darum wird sich der Kampf nicht drehen, — es kann nur ein Ausbau von diesen irrthümlichen Grundlagen unsrer Thierexistenz sein. — Wichtig als bedeutendstes Denkmal des Dauergeistes ist die chinesische Denkweise. — Es wird also schwerlich die Geschichte der „Wahrheit" werden, sondern die eines organischen Irrthümer-Aufbaus, welcher in Leib und Seele übergeht und die Empfindungen und Instincte endlich beherrscht. Es wird eine fortwährende Selection des zum Leben Gehörigen geübt. Der Anspruch auf Lebenserhaltung wird immer tyrannischer an die Stelle des „Wahrheitssinns" treten, das heisst er wird den Namen von ihm erhalten und festhalten. — Leben wir Einzelne unser Vorläufer-Dasein, überlassen wir den Kommenden Kriege um unsre Meinungen zu führen, — wir leben in der Mitte der menschlichen Zeit: grösstes Glück!

196.

Fortwährend findet ein Fortschritt in der klimatischen Anpassung statt, und jetzt ist er ungeheuer beschleunigt, weil die Ausscheidung der ungeeigneten Personen so leicht ist: und ebenfalls, weil jetzt die Anpassung durch die Wissenschaft unterstützt wird (zum Beispiel Wärme, Grundwasser u. s. w.) Die thierischen Gattungen haben meistens, wie die Pflanzen, eine Anpassung an einen bestimmten Erdtheil erreicht, und haben nun darin etwas Festes und Festhaltendes für ihren Charakter, sie verändern sich im Wesentlichen nicht

mehr. Anders der Mensch, der immer unstät ist und sich nicht einem Klima endgültig anpassen will, die Menschheit drängt hin zur Erzeugung eines allen Klimaten gewachsenen Wesens (auch durch solche Phantasmen wie „Gleichheit des Menschen“): ein allgemeiner Erdenmensch soll entstehen, deshalb verändert sich der Mensch noch (wo er sich angepasst hat, zum Beispiel in China, bleibt er durch Jahrtausende fast unverändert). Der überklimatische Kunstmensch, der die Nachtheile jedes Klimas zu compensiren weiss und die Ersatzmittel für das, was dem Klima fehlt (zum Beispiel Öfen), in jedes Klima schleppt, — ein anspruchsvolles, schwer zu erhaltendes Wesen! Die „Arbeitnoth“ herrscht dort, wo das Klima im Widerspruch zum Menschen steht, und nur wenige die Ersatzmittel sich schaffen können (im Kampfe natürlich und tyrannisch).

197.

Die Sinne der Menschen im Fortschritt der Civilisation sind schwächer geworden, Augen und Ohren: weil die Furcht geringer wurde und der Verstand feiner. Vielleicht wird mit der Vermehrung der Sicherheit die Feinheit des Verstandes nicht mehr nöthig sein und abnehmen, wie in China! In Europa hat der Kampf gegen das Christenthum, die Anarchie der Meinungen und die Concurrenz der Fürsten, Völker und Kaufleute bis jetzt den Verstand verfeinert.

198.

(Vgl. Jenseits, Aph. 202, 203.)

Die Vorwegnehmenden. — Ich zweifle, ob jener Dauermensch, welchen die Zweckmässigkeit der Gattungs-Auswahl endlich producirt, viel höher als der

Chinese stehn wird. Unter den Würfen sind viele unnütze und in Hinsicht auf jenes Gattungsziel vergängliche und wirkungslose, — aber höhere: darauf lasst uns achten: emancipiren wir uns von der Moral der Gattungs-Zweckmässigkeit! — Offenbar ist das Ziel, den Menschen ebenso gleichmässig und fest zu machen, wie es schon in Betreff der meisten Thiergattungen geschehn ist: sie sind den Verhältnissen der Erde u. s. w. angepasst und verändern sich nicht wesentlich. Der Mensch verändert sich noch, — ist im Werden.

199.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 7.)

Das Zeitalter der Experimente! Die Behauptungen Darwin's sind zu prüfen, — durch Versuche! Ebenso die Entstehung höherer Organismen aus den niedersten. Es müssen Versuche auf Tausende von Jahren hin eingeleitet werden! Affen zu Menschen erziehn!

200.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 501.)

Jene Naturprocesse der Züchtung des Menschen zum Beispiel, welche jetzt grenzenlos langsam und ungeschickt geübt wurden, könnten von den Menschen in die Hand genommen werden: und die alte Tölpelhaftigkeit der Rassen, Rassenkämpfe, Nationalfieber und Personeneifersuchten könnte, mindestens in Experimenten, auf kleine Zeiten zusammengedrängt werden. — Es könnten ganze Theile der Erde sich dem bewussten Experimentiren weihen.

201.

Das Wissen um die Zukunft hat immer züchtend gewirkt, — so dass die Hoffen-dürfenden übrig blieben.

Fünftes Buch.

Das neue Schwergewicht: die Wiederkunft des Gleichen.

202.

Paracelsi mirabilia. Nacherzählt von Fr. N. — Von allem Wunderbaren — so erzählte mir Paracelsus —, was ich je sah und hörte, ist eins das Erstaunlichste, und ich muss nicht nur ein muthiges Herz wie ein Löwe, sondern auch die unschuldige Geduld eines Lammes dazu haben, es gerade so zu berichten, wie es sich zugetragen hat. Denn gesetzt, es wäre das Blendwerk eines mir übel wollenden Geistes gewesen, so gab es nie für mich eine ärgere Versuchung: es sprach das, was mir erschien, die Wahrheit. —

203.

Das Maass der All-Kraft ist bestimmt, nichts „Unendliches“: hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs! Folglich ist die Zahl der Lagen, Veränderungen, Combinationen und Entwicklungen dieser Kraft zwar ungeheuer gross und praktisch „unermesslich“, aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich. Wohl aber ist die Zeit, in der das All seine Kraft übt, unendlich, das

heisst, die Kraft ist ewig gleich und ewig thätig: — bis diesen Augenblick ist schon eine Unendlichkeit abgelaufen, das heisst, alle möglichen Entwicklungen müssen schon dagewesen sein. Folglich muss die augenblickliche Entwicklung eine Wiederholung sein und so die, welche sie gebar und die, welche aus ihr entsteht und so vorwärts und rückwärts weiter! Alles ist unzählige Male dagewesen, insofern die Gesammtlage aller Kräfte immer wiederkehrt. Ob je, davon abgesehn, irgend etwas Gleiches dagewesen ist, ist ganz unerweislich. Es scheint, dass die Gesammtlage bis in's Kleinste hinein die Eigenschaften neu bildet, so dass zwei verschiedene Gesammtlagen nichts Gleiches haben können. Ob es in einer Gesammtlage etwas Gleiches geben kann, zum Beispiel zwei Blätter? Ich zweifle: es würde voraussetzen, dass sie eine absolut gleiche Entstehung hätten, und damit hätten wir anzunehmen, dass bis in alle Ewigkeit zurück etwas Gleiches bestanden habe, trotz aller Gesammtlagen-Veränderungen und Schaffung neuer Eigenschaften: — eine unmögliche Annahme!

204.

Wäre ein Gleichgewicht der Kraft irgendwann einmal erreicht worden, so dauerte es noch: also ist es nie eingetreten. Der augenblickliche Zustand widerspricht der Annahme. Nimmt man an, es habe einmal einen Zustand gegeben, absolut gleich dem augenblicklichen, so wird diese Annahme nicht durch den augenblicklichen Zustand widerlegt. Unter den unendlichen Möglichkeiten muss es aber diesen Fall gegeben haben, denn bis jetzt ist schon eine Unendlichkeit verflossen. Wenn das Gleichgewicht möglich wäre, so müsste es eingetreten sein. — Und wenn dieser augenblickliche Zustand da war, dann

auch der, der ihn gebar, und dessen Vorzustand zurück, — daraus ergiebt sich, dass er auch ein zweites drittes u. s. w. Mal schon da war, — ebenso dass er ein zweites drittes Mal da sein wird, — unzählige Male, vorwärts und rückwärts, das heisst: es bewegt sich alles Werden in der Wiederholung einer bestimmten Zahl vollkommen gleicher Zustände. — Was alles möglich ist, das kann freilich dem menschlichen Kopfe nicht überlassen sein, auszudenken: aber unter allen Umständen ist der gegenwärtige Zustand ein möglicher, ganz abgesehn von unsrer Urtheils-Fähigkeit oder Unfähigkeit in Betreff des Möglichen, — denn es ist ein wirklicher. So wäre zu sagen: alle wirklichen Zustände müssten schon ihres Gleichen gehabt haben, vorausgesetzt, dass die Zahl der Fälle nicht unendlich ist, und im Verlaufe unendlicher Zeit nur eine endliche Zahl vorkommen musste? weil immer von jedem Augenblick rückwärts gerechnet schon eine Unendlichkeit verflossen ist? Der Stillstand der Kräfte, ihr Gleichgewicht ist ein denkbarer Fall: aber er ist nicht eingetreten, folglich ist die Zahl der Möglichkeiten grösser als die der Wirklichkeiten. — Dass nichts Gleiches wiederkehrt, könnte nicht durch den Zufall, sondern nur durch eine in das Wesen der Kraft gelegte Absichtlichkeit erklärt werden: denn, eine ungeheure Masse von Fällen vorausgesetzt, ist die zufällige Erreichung des gleichen Wurfs wahrscheinlicher als die absolute Nie-Gleichheit.

205.

Man gehe einmal rückwärts. Hätte die Welt ein Ziel, so müsste es erreicht sein: gäbe es für sie einen (unbeabsichtigten) Endzustand, so müsste er ebenfalls erreicht sein. Wäre sie überhaupt eines Verharrens und Starrwerdens fähig, und gäbe es in ihrem Verlauf nur

einen Augenblick „Sein“ im strengen Sinne, so könnte es kein Werden mehr geben, also auch kein Denken, kein Beobachten eines Werdens. Wäre sie ewig neu werdend, so wäre sie damit gesetzt als etwas an sich Wunderbares und Für- und Selbstschöpferisch-Göttliches. Das ewige Neuwerden setzte voraus: dass die Kraft sich selber willkürlich vermehre, dass sie nicht nur die Absicht, sondern auch die Mittel habe, sich selber vor der Wiederholung zu hüten, in eine alte Form zurückzugerathen, somit in jedem Augenblick jede Bewegung auf diese Vermeidung zu controliren, — oder die Unfähigkeit, in die gleiche Lage zu gerathen: das hiesse, dass die Kraftmenge nichts Festes sei, und ebenso die Eigenschaften der Kraft. Etwas Un-festes von Kraft, etwas Undulatorisches ist uns ganz undenkbar. Wollen wir nicht in's Undenkbare phantasiren und nicht in den alten Schöpferbegriff zurückfallen. (Vermehrung aus dem Nichts, Verminderung aus dem Nichts, absolute Willkür und Freiheit im Wachsen und in den Eigenschaften.) —

206.

Wer nicht an einen Kreislauf des Alls glaubt, muss an den volksthümlichen Gott glauben: — so bedingt sich meine Betrachtung im Gegensatz zu allen bisherigen theistischen!

207.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 109.)

Hüten wir uns, diesem Kreislauf irgend ein Streben, ein Ziel beizulegen: oder ihn nach unsern Bedürfnissen abzuschätzen als langweilig, dumm u. s. w. Gewiss kommt in ihm der höchste Grad von Unvernunft eben-

sowohl vor wie das Gegentheil: aber er ist nicht darnach zu messen, Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit sind keine Prädicate für das All. — Hüten wir uns, das Gesetz dieses Kreises als geworden zu denken, nach der falschen Analogie der Kreisbewegungen innerhalb des Ringes. Es gab nicht erst ein Chaos und nachher allmählich eine harmonischere und endlich eine feste kreisförmige Bewegung aller Kräfte: vielmehr alles ist ewig, ungeworden: wenn es ein Chaos der Kräfte gab, so war auch das Chaos ewig und kehrte in jedem Ringe wieder. Der Kreislauf ist nichts Gewordenes, er ist das Urgesetz, sowie die Kraftmenge Urgesetz ist, ohne Ausnahme und Übertretung. Alles Werden ist innerhalb des Kreislaufs und der Kraftmenge; also nicht durch falsche Analogie die werdenden und vergehenden Kreisläufe, zum Beispiel die Gestirne oder Ebbe und Fluth, Tag und Nacht, Jahreszeiten, zur Charakteristik des ewigen Kreislaufs zu verwenden.

208.

Das „Chaos des Alls“ als Ausschluss jeder Zweckthätigkeit steht nicht im Widerspruch zum Gedanken des Kreislaufs: letzterer ist eben eine unvernünftige Nothwendigkeit, ohne irgend eine formale ethische, ästhetische Rücksicht. Das Belieben fehlt, im Kleinsten und im Ganzen.

209.

(Vgl. oben S. 116, Aph. 204.)

Die Nebeneinander-Existenz von zwei ganz Gleichen ist unmöglich: es würde die absolut gleiche Entstehungsgeschichte voraussetzen, in alle Ewigkeit zurück. Dies aber setzte die allgemeine absolut gleiche

Entstehungsgeschichte voraus, das heisst, es müsste alles andere auch absolut gleich in alle Zeiten sein, das heisst, der ganze Rest müsse fortwährend sich wiederholen, in sich und losgelöst von den zwei Gleichen. — Aber ebenso kann man mit einer Verschiedenheit schon die absolute Verschiedenheit und Ungleichheit im Nebeneinander beweisen: eine Loslösung ist undenkbar; wenn eins sich ändert, so geht die Nachwirkung in alles hindurch.

210.

Das völlige Gleichgewicht muss entweder an sich eine Unmöglichkeit sein, oder die Veränderungen der Kraft treten in den Kreislauf ein, bevor jenes an sich mögliche Gleichgewicht eingetreten ist. — Dem Sein „Selbsterhaltungsgefühl" zuschreiben! Wahnsinn! Den Atomen „Streben nach Lust und Unlust!"

211.

Die Mechanik nimmt die Kraft als etwas absolut Theilbares: aber sie muss erst jede ihrer Möglichkeiten an der Wirklichkeit controliren. Es ist bei jener Kraft eben nichts in gleiche Theile theilbar; in jeder Lage ist sie Eigenschaft, und Eigenschaften kann man nicht halbiren: weshalb es nie ein Gleichgewicht der Kraft gegeben hat.

212.

Unendlich neue Veränderungen und Lagen einer bestimmten Kraft ist ein Widerspruch, denke man sich dieselbe noch so gross und noch so sparsam in der Veränderung, vorausgesetzt, dass sie ewig ist. Also wäre zu schliessen: 1) entweder sie ist erst von einem bestimmten Zeitpunkte an thätig und wird ebenso einmal aufhören, — aber Anfang des Thätigseins ist absurd; wäre sie

im Gleichgewicht, so wäre es ewig! 2) Oder es giebt nicht unendlich neue Veränderungen, sondern ein Kreislauf von bestimmter Zahl derselben spielt sich wieder und wieder ab: die Thätigkeit ist ewig, die Zahl der Producte und Kraftlagen endlich.

213.

Ehemals dachte man, zur unendlichen Thätigkeit in der Zeit gehöre eine unendliche Kraft, die durch keinen Verbrauch erschöpft werde. Jetzt denkt man die Kraft stets gleich, und sie braucht nicht mehr unendlich gross zu werden. Sie ist ewig thätig, aber sie kann nicht mehr unendliche Fälle schaffen, sie muss sich wiederholen: das ist mein Schluss.

214.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 109.)

Das unendlich neue Werden ist ein Widerspruch, es würde eine unendlich wachsende Kraft voraussetzen. Aber wovon sollte sie wachsen! Woher sich ernähren, mit Überschuss ernähren! Die Annahme, das All sei ein Organismus, widerstreitet dem Wesen des Organischen.

215.

Unendlich viele Kraftlagen hat es gegeben, aber nicht unendlich verschiedene: letzteres setzte eine unbestimmte Kraft voraus. Sie hat nur eine „Zahl" von möglichen Eigenschaften.

216.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 341.)

Die Welt der Kräfte erleidet keine Verminderung: denn sonst wäre sie in der unendlichen Zeit schwach

geworden und zu Grunde gegangen. Die Welt der Kräfte erleidet keinen Stillstand: denn sonst wäre er erreicht worden, und die Uhr des Daseins stünde still. Die Welt der Kräfte kommt also nie in ein Gleichgewicht, sie hat nie einen Augenblick der Ruhe, ihre Kraft und ihre Bewegung sind gleich gross für jede Zeit. Welchen Zustand diese Welt auch nur erreichen kann, sie muss ihn erreicht haben, und nicht einmal, sondern unzählige Male. So diesen Augenblick: er war schon einmal da und viele Male und wird ebenso wiederkehren, alle Kräfte genau so vertheilt wie jetzt: und ebenso steht es mit dem Augenblick, der diesen gebar, und mit dem, welcher das Kind des jetzigen ist. Mensch! Dein ganzes Leben wird wie eine Sanduhr immer wieder umgedreht werden und immer wieder auslaufen, — eine grosse Minute Zeit dazwischen, bis alle Bedingungen, aus denen du geworden bist, im Kreislaufe der Welt, wieder zusammenkommen. Und dann findest du jeden Schmerz und jede Lust und jeden Freund und Feind und jede Hoffnung und jeden Irrthum und jeden Grashalm und jeden Sonnenblick wieder, den ganzen Zusammenhang aller Dinge. Dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. Und in jedem Ring des Menschen-Daseins überhaupt giebt es immer eine Stunde, wo erst einem, dann vielen, dann allen der mächtigste Gedanke auftaucht, der von der ewigen Wiederkunft aller Dinge: — es ist jedesmal für die Menschheit die Stunde des Mittags.

217.

Was ich als Gegenhypothese gegen den Kreisprocess einwende.

Sollte es möglich sein, die Gesetze der mechanischen Welt ebenso als Ausnahmen und gewissermaassen

als Zufälle des allgemeinen Daseins abzuleiten, als eine Möglichkeit von vielen unzähligen Möglichkeiten? Dass wir zufällig in diese mechanische Weltordnungs-Ecke geworfen sind? Dass aller Chemismus wiederum in der mechanischen Weltordnung die Ausnahme und der Zufall ist, und endlich der Organismus innerhalb der chemischen Welt die Ausnahme und der Zufall? — Hätten wir als allgemeinste Form des Daseins wirklich eine noch nicht mechanische, den mechanischen Gesetzen entzogene (wenn auch ihnen nicht unzugängliche) Welt anzunehmen? Welche in der That die allgemeinste auch jetzt und immer wäre? So dass das Entstehen der mechanischen Welt ein gesetzloses Spiel wäre, welches endlich eben solche Consistenz gewänne, wie jetzt die organischen Gesetze für unsre Betrachtung? So dass alle unsere mechanischen Gesetze nicht ewig wären, sondern geworden, unter zahllosen andersartigen mechanischen Gesetzen, von ihnen übrig geblieben, oder in einzelnen Theilen der Welt zur Herrschaft gelangt, in andern nicht? — Es scheint, wir brauchen ein Belieben, eine wirkliche Ungesetzmässigkeit, nur eine Fähigkeit gesetzlich zu werden, eine Urdummheit, welche selbst für Mechanik nicht taugt? Die Entstehung der Qualitäten setzt das Entstehen der Quantitäten voraus, und diese wieder könnten nach tausend Arten von Mechanik entstehen.

Ist nicht die Existenz irgendwelcher Verschiedenheit und nicht völliger Kreisförmigkeit in der uns umgebenden Welt schon ein ausreichender Gegenbeweis gegen eine gleichmässige Kreisform alles Bestehenden? Woher die Verschiedenheit innerhalb des Kreises? Woher die Zeitdauer dieser ablaufenden Verschiedenheit? Ist nicht alles viel zu mannigfaltig, um

aus einem entstanden zu sein? Und sind nicht die vielen chemischen Gesetze und vielen organischen Arten und Gestalten unerklärbar aus einem? Oder aus zweien? — Gesetzt, es gäbe eine gleichmässige „Contractionsenergie“ in allen Kraftcentren des Universums, so fragt sich, woher auch nur die geringste Verschiedenheit entstehen könnte? Dann müsste sich das All in zahllose völlig gleiche Ringe und Daseinskugeln lösen, und wir hätten zahllose völlig gleiche Wellen neben einander. Ist das nöthig für mich, anzunehmen? Zum ewigen Nacheinander gleicher Wellen ein ewiges Nebeneinander? Aber die Vielheit und Unordnung in der bisher uns bekannten Welt widerspricht, es kann nicht eine solche universale Gleichartigkeit der Entwicklung gegeben haben, es müsste auch für unser Theil ein gleichförmiges Kugelwesen ergeben haben! Sollte in der That die Entstehung von Qualitäten keine gesetzmässige an sich sein? Sollte aus der „Kraft“ Verschiedenes entstehen können? Beliebiges? Sollte die Gesetzmässigkeit, welche wir sehen, uns täuschen? Nicht ein Urgesetz sein? Sollte die Vielartigkeit der Qualitäten auch in unsrer Welt eine Folge der absoluten Entstehung beliebiger Eigenschaften sein? Nur dass sie in unsrer Weltecke nicht mehr vorkommt? Oder eine Regel angenommen hat, die wir Ursache und Wirkung nennen, ohne dass sie das ist (ein zur Regel gewordenes Belieben zum Beispiel Sauerstoff und Wasserstoff chemisch) ? ? ? Sollte diese „Regel“ eben nur eine längere Laune sein? — — —

218.

Wie geben wir dem inneren Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Anders-denkende zu machen?

Der religiöse Glaube nimmt ab, und der Mensch lernt sich als flüchtig begreifen und als unwesentlich, er wird endlich dabei schwach; er übt sich nicht so im Erstreben, Ertragen, er will den gegenwärtigen Genuss, er macht sich's leicht, — und viel Geist verwendet er vielleicht dabei.

219.

(Vgl. oben S. 109, Aph. 190; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 353, 354; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 233, 341.)

„Aber wenn alles nothwendig ist, was kann ich über meine Handlungen verfügen?" Der Gedanke und Glaube ist ein Schwergewicht, welches neben allen andern Gewichten auf dich drückt und mehr als sie. Du sagst, dass Nahrung Ort Luft Gesellschaft dich wandeln und bestimmen? Nun, deine Meinungen thun es noch mehr, denn diese bestimmen dich zu dieser Nahrung Ort Luft Gesellschaft. — Wenn du dir den Gedanken der Gedanken einverleibst, so wird er dich verwandeln. Die Frage bei allem, was du thun willst: „ist es so, dass ich es unzählige Male thun will?", ist das grösste Schwergewicht.

220.

Der politische Wahn, über den ich ebenso lächle, wie die Zeitgenossen über den religiösen Wahn früherer Zeiten, ist vor allem Verweltlichung, Glaube an die Welt und Aus-dem-Sinn-Schlagen von „Jenseits" und „Hinterwelt". Sein Ziel ist das Wohlbefinden des flüchtigen Individuums: weshalb der Socialismus seine Frucht ist, das heisst: die flüchtigen Einzelnen wollen ihr Glück sich erobern, durch Vergesellschaftung, sie haben keinen Grund zu warten, wie die Menschen mit ewigen Seelen und ewigem Werden und zukünftigem Besserwerden.

Meine Lehre sagt: so leben, dass du wünschen musst, wieder zu leben, ist die Aufgabe, — du wirst es jedenfalls! Wem das Streben das höchste Gefühl giebt, der strebe: wem Ruhe das höchste Gefühl giebt, der ruhe; wem Einordnen, Folgen, Gehorsam das höchste Gefühl giebt, der gehorche. Nur möge er bewusst darüber werden, was ihm das höchste Gefühl giebt, und kein Mittel scheuen! Es gilt die Ewigkeit!

221.

Nicht nach fernen unbekannten Seligkeiten und Segnungen und Begnadigungen ausschauen, sondern so leben, dass wir nochmals leben wollen und in Ewigkeit so leben wollen! — Unsre Aufgabe tritt in jedem Augenblick an uns heran.

222.

Prüfen wir, wie der Gedanke, dass sich etwas wiederholt, bis jetzt gewirkt hat (das Jahr zum Beispiel, oder periodische Krankheiten, Wachen und Schlafen u. s. w.). Wenn die Kreis-Wiederholung auch nur eine Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit ist, auch der Gedanke einer Möglichkeit kann uns erschüttern und umgestalten, nicht nur Empfindungen oder bestimmte Erwartungen! Wie hat die Möglichkeit der ewigen Verdammniss gewirkt!

223.

Woran gieng die alexandrinische Cultur zu Grunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntniss dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin

umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dies Leben mit dem schwersten Accent trifft, — nach meiner Lehre!

224.

Haupttendenzen: 1) die Liebe zum Leben, zum eignen Leben auf alle Weise pflanzen! Was auch jeder Einzelne dafür erdenkt, das wird der andre gelten lassen und eine neue grosse Toleranz dafür sich aneignen müssen: so sehr es oft wider seinen Geschmack geht, wenn der Einzelne wirklich die Freude am eignen Leben mehrt!

2) Eins sein in der Feindschaft gegen alles und alle, die den Werth des Lebens zu verdächtigen suchen: gegen die Finsterlinge und Unzufriedenen und Murrköpfe. Diesen die Fortpflanzung verwehren! Aber unsre Feindschaft muss selber ein Mittel zu unsrer Freude werden! Also lachen, spotten, ohne Verbitterung vernichten! Dies ist unser Todkampf.

Dies Leben — dein ewiges Leben!

225.

Drücken wir das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben! Dieser Gedanke enthält mehr als alle Religionen, welche dies Leben als ein flüchtiges verachteten und nach einem unbestimmten andern Leben hinblicken lehrten. —

226.

Diese Lehre ist milde gegen die, welche nicht an sie glauben, sie hat keine Höllen und Drohungen. Wer nicht glaubt, hat ein flüchtiges Leben in seinem Bewusstsein.

227.

Es wäre entsetzlich, wenn wir noch an Sünde glaubten: sondern, was wir auch thun werden, in unzähliger Wiederholung, es ist unschuldig. Wenn der Gedanke der ewigen Wiederkunft aller Dinge dich nicht überwältigt, so ist es keine Schuld: und es ist kein Verdienst, wenn er es thut. — Von allen unsern Vorfahren denken wir milder, als sie selber dachten, wir trauern über ihre einverleibten Irrthümer, nicht über ihr Böses.

228.

Wir wollen ein Kunstwerk immer wieder erleben! So soll man sein Leben gestalten, dass man vor seinen einzelnen Theilen denselben Wunsch hat! Dies der Hauptgedanke! Erst am Ende wird dann die Lehre von der Wiederholung alles Dagewesenen vorgetragen, nachdem die Tendenz zuerst eingepflanzt ist, etwas zu schaffen, welches unter den Menschen dieser Lehre hundertfach kräftiger gedeihen kann!

229.

Ihr meint, ihr hättet lange Ruhe bis zur Wiedergeburt, — aber täuscht euch nicht! Zwischen dem letzten Augenblick des Bewusstseins und dem ersten Schein des neuen Lebens liegt „keine Zeit“, — es ist schnell wie ein Blitzschlag vorbei, wenn es auch lebende Geschöpfe nach Jahrbillionen messen und nicht einmal messen könnten. Zeitlosigkeit und Succession vertragen sich miteinander, sobald der Intellect weg ist!

230.

Hüten wir uns, eine solche Lehre wie eine plötzliche Religion zu lehren! Sie muss langsam einsickern, ganze Geschlechter müssen an ihr bauen und fruchtbar werden, — damit sie ein grosser Baum werde, der alle nachkommende Menschheit überschatte. Was sind die paar Jahrtausende, in denen sich das Christenthum erhalten hat! Für den mächtigsten Gedanken bedarf es vieler Jahrtausende, — lange, lange muss er klein und ohnmächtig sein!

231.

Erst müssen die Menschen die neue Begierde lernen, — und dazu muss jemand da sein, der sie ihnen erregt, ein Lehrer: ich vertraue, dass sie dann schon fein und erfindsam genug sein werden, die Wege zur Befriedigung der Begierde selber zu finden, — schritt- und versuchsweise, wie sie es gewöhnt sind. — Es thut nichts, wenn meine Vorschläge „unpracticabel" sind, — sie sollen nur dem Appetit Reiz geben (zum Beispiel die Behandlung der Verbrecher).

232.

Eine neue Lehre trifft zu allerletzt auf ihre besten Vertreter, auf die altgesicherten und sichernden Naturen, weil in ihnen die früheren Gedanken mit der Fruchtbarkeit eines Urwalds durcheinandergewachsen und undurchdringlich sind. Die Schwächeren Leereren Krankeren Bedürftigeren sind die, welche die neue Infection aufnehmen, — die ersten Anhänger beweisen nichts gegen eine Lehre. Ich glaube, die ersten Christen waren das unausstehlichste Volk mit ihren „Tugenden".

233.

Der mächtigste Gedanke verbraucht viele Kraft, die früher andern Zeiten zu Gebote stand, so wirkt er umbildend, er schafft neue Bewegungsgesetze der Kraft, aber keine neue Kraft. Darin beruht aber die Möglichkeit, die einzelnen Menschen in ihren Affecten neu zu bestimmen und zu ordnen.

234.

Die zukünftige Geschichte: immer mehr wird dieser Gedanke siegen, — und die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben!

Nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig: unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat!

235.

Seid Ihr vorbereitet? Ihr müsst jeden Grad von Skepsis durchlebt haben und mit Wollust in eiskalten Strömen gebadet haben, — sonst habt ihr kein Recht auf diesen Gedanken; ich will mich gegen die Leichtgläubigen und Schwärmerischen wohl wehren! Ich will meinen Gedanken im voraus vertheidigen! Er soll die Religion der freiesten heitersten und erhabensten Seelen sein, — ein lieblicher Wiesengrund zwischen vergoldetem Eise und reinem Himmel!

Nachträge

zur

„Fröhlichen Wissenschaft."

(1881—1882.)

1. Aus dem moralischen Tagebuche.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 97—113; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 119—204; Fröhliche Wissenschaft, erstes Buch.)

1.

Das Meer nimmt ab, der Mensch, das feste Land, nimmt immer zu, — aber weil er nur sieht, dass sich alles verändert, so glaubt und fühlt er umgekehrt und meint, seine Unfestigkeit sei im Wachsen, und er werde schliesslich dem Meere nicht mehr Widerstand leisten können. — Die Langsamkeit der Vorgänge in der Geschichte des Menschen ist nicht dem menschlichen Zeitgefühl angemessen, — und die Feinheit und Kleinheit alles Wachsens spottet der menschlichen Sehkraft. Deshalb wird sie immer nur ein Glaubensartikel sein: diese wirkliche Menschengeschichte! Und deshalb hat sie so schweren Kampf gegen alle andern Glaubensartikel, sie kann sich gleichfalls nicht *ad oculos* demonstriren. — Ja, wider alle unsre „Wahrheiten" spricht der Augenschein und wird dabei leicht zum Advocaten alles Scheins und selber der Lüge.

2.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 1.)

An einem jeden Moralsystem wäre die Menschheit zu Grunde gegangen, wenn im grossen nach ihm gelebt

worden wäre, — das ist leicht einzusehn: die Menschheit besteht noch vermöge ihrer unüberwindlichen „Unmoralität". Aber, was vielleicht weniger einleuchtet und doch nicht weniger gewiss ist: auch der Einzelne, der nach seinem Glauben vollkommen war, als Vollstrecker seines moralischen Willens, ein Jesus, ein Epiktet, ein Zarathustra, ein Buddha, auch ein solcher hat ebenso nur vermöge der tiefsten und gründlichsten „Unmoralität" gelebt und fortgelebt, so wenig ihm dieselbe in's Bewusstsein getreten ist.

3.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 128.)

Die Moral ist die Sache jener, welche sich von ihr nicht frei machen können: für sie gehört sie eben deshalb unter die „Existenz-Bedingungen". Existenz-Bedingungen kann man nicht widerlegen: man kann sie nur — nicht haben!

4.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 53.)

Müssten nicht gerade die besten Menschen die bösesten sein? Die, bei denen das Wissen und Gewissen am feinhörigsten und kräftigsten ausgebildet ist, so dass sie alles, was sie thun, als ungerecht empfinden und sich selber als die Immer-Bösen, Immer-Ungerechten, als die Nothwendig-Bösen? Wer sich aber so empfindet, ist es auch!

5.

Im Grunde ist die Moral gegen die Wissenschaft feindlich gesinnt: schon Sokrates war es, und zwar deshalb, weil sie Dinge wichtig nimmt, die mit gut und böse nichts zu thun haben, folglich dem „gut" und „böse"

Gewicht nehmen. — Die Moral will, dass ihr alle Kraft des Menschen zu Gebote stehe; sie hält es für die Verschwendung eines, der nicht reich genug dazu ist, wenn man sich um Steine und Pflanzen bekümmert.

6.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 294; Götzendämmerung, das Problem des Sokrates.)

Diese griechischen Philosophen der strengen Observanz hatten in sich die Wahl, böse Thiere zu werden oder strenge und freudenarme Thierbändiger: so schon Sokrates. Sie waren klug genug, um zu begreifen, dass, wer ein menschliches Raubthier wird, fortwährend sich selber zuerst zerreisst. Aber nun glaubten sie, dass jedermann so wie sie selber in Gefahr sei, dies Raubthier zu werden: — dies ist der grosse Glaube aller grossen Moralisten, ihre Macht und ihr Irrthum! — Der Glaube an die Nähe der furchtbaren Thierheit bei jedem. — Es waren schwerlich schöne Menschen.

7.

Larochefoucauld irrt sich nur darin, dass er die Motive, welche er für die wahren hält, niedriger taxirt als die andern angeblichen: das heisst, er glaubt im Grunde noch an die andern und nimmt den Maassstab daher: er setzt den Menschen herab, indem er ihn gewisser Motive für unfähig hält.

8.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 131.)

Spencer meint, das eigentliche Moralische sei, die wirklichen natürlichen Folgen einer Handlung in Betracht zu ziehn, — nicht Lob Tadel Strafe. Aber dies „in

Betracht ziehn" war unmoralisch! Die That wird gethan, was dabei auch herauskommt! — Die Rücksicht auf die gesammten Folgen einer That ist nie bisher verlangt worden, — und wer sie verlangte, würde die Menschheit stille stehn machen. Die Folgen sind unsäglich und unerforschlich: die nächsten Folgen würden durch die ferneren überwogen werden: jedes Verbrechen lässt sich so begründen.

9.

Die moralischen Worte sind in den verschiedensten Zeiten eines Volkes dieselben: dagegen ist das Gefühl, welches sie begleitet, wenn sie ausgesprochen werden, immer im Wandeln. Jede Zeit färbt dieselben alten Worte neu: jede Zeit stellt einige dieser Worte in den Vordergrund und andre zurück, — nun dies sind bekannte Dinge! Man erlaube mir, einige Bemerkungen über den moralischen Sprachgebrauch von heute zu machen. — In dem Kreise, in dem ich gelebt habe, unterscheidet man gute Menschen, edle Menschen, grosse Menschen. Das Wort „gut" gebraucht man nach den wechselndsten Gesichtspunkten: ja sogar nach entgegengesetzten: wie ich gleich des genaueren zeigen werde. Wer edel genannt wird, wird damit als ein Wesen bezeichnet, das mehr als gut ist, — nicht als besonders gut, sondern als verschieden vom guten Menschen, und zwar so, dass er mit diesem Worte einer höheren Rangclasse eingereiht wird. Ein grosser Mensch braucht nach dem jetzigen Sprachgebrauche weder ein guter noch ein edler Mensch zu sein, — ich erinnere mich nur eines Beispiels, dass ein Mensch dieses Jahrhunderts alle drei Prädicate bekommen hat, und selbst von seinen Feinden: — Mazzini.

10.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 20; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 544; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 267.)

An einem klugen, rücksichtslosen Spitzbuben und Verbrecher tadeln wir nicht seinen Egoismus als solchen, der sich auf die feinste Weise äussert, sondern dass dieser sich auf so niedere Ziele richtet und auf sie beschränkt. Sind die Ziele gross, so hat die Menschheit einen andern Maassstab und schätzt „Verbrechen" nicht als solche, selbst die furchtbarsten Mittel. — Das Ekelhafte ist, ein guter Intellect im Dienste erbärmlicher Anspruchslosigkeit, — wir ekeln uns vor der Art *ego*, nicht an sich vor dem *ego*.

11.

Ehemals bewies man die Lehre von der Unfreiheit des Willens, indem man unbedenklich auf die Wahrsager hinwies, welche auch noch bei den skeptischen Philosophen einen guten Glauben fanden: die Kunst der Wahrsagerei aber setzt eine Welt voraus, welche nichts als Fatum ist, und folglich fand diese Welt ebenfalls einen guten Glauben. Als aber die Wahrsager in Misscredit kamen, kam mit ihnen auch die Lehre von der Unfreiheit des Willens in Misscredit: gewiss eine falsche Art zu schliessen, welche üblicher ist als die rechte Art.

12.

Unsere Gesetze sind Versuche, aus Papier den weisen Mann zu machen, der allen Umständen gewachsen ist, und dessen Gerechtigkeit so gross ist wie seine Unerschrockenheit; — ach, wo ist das ehrfurchterweckende Gesicht des Gesetzgebers hin, welcher mehr bedeuten muss als das Gesetz, nämlich den Wunsch, es aus Liebe und Ehrfurcht heilig zu halten?

13.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 5.)

Die Unbefriedigten müssen etwas haben, an das sie ihr Herz hängen: zum Beispiel Gott. Jetzt, wo dieser fehlt, bekommt zum Beispiel der Socialismus viele solche, die ehemals sich an Gott geklammert hätten, — oder *patria* (wie Mazzini). Ein Anlass zu grossartiger Aufopferung, und einer öffentlichen (weil sie disciplinirt und fest hält, auch Muth macht!) soll immer da sein! Hier ist zu erfinden!

14.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 14; Jenseits, Aph. 220.)

Wo wir etwas ganz Schätzenswerthes zu erkennen glauben und es erwerben und erhalten wollen, also im Eigenthums-Verlangen erwachen unsre edelsten Triebe. Der Liebende ist ein höherer Mensch: obschon er mehr Egoist ist als je. Aber 1) sein Egoismus ist concentrirt, 2) der eine Trieb ist entschieden siegreich über die andern und bringt das Aussergewöhnliche hervor.

15.

„Nützen, nützlich“: dabei denkt jetzt jeder an Klugheit Vorsicht Kälte Mässigung u. s. w., kurz an Seelenzustände, die dem Affect entgegengesetzt sind. Trotzdem muss es ungeheure Zeiten gegeben haben, wo der Mensch das ihm Nützliche nur unter der Anregung der Affecte that, und wo ihm die Klugheit und Vernunftkälte noch überhaupt fehlte. Damals redete das höchste *utile* noch die Sprache der Leidenschaft, der Verrücktheit, des Schreckens: ohne eine so gewaltige Beredsamkeit

war es nicht möglich, den Menschen zu etwas „Nützlichem“ — das heisst zu einem Umweg des Angenehmen, das heisst zu einem zeitweiligen Vorziehen des Unangenehmen — zu bestimmen. Die Moral war damals noch nicht die Eingebung der Klugheit, — man musste gleichsam die Vernunft und gewöhnliche Art zu wollen für eine Zeit verlernen, um in diesem Sinne etwas Moralisches zu thun.

16.

Der Mensch unter den Thieren. — Man ass das Fleisch nicht, weil man nicht die Seelen von Menschen verspeisen wollte, es war also nur ein Abscheu vor der Menschenfresserei, bei Pythagoras und den Indern. Nicht Mitleiden mit den Thieren! Schmerzmachen durch Tödtung ist gar nicht nöthig: und in Hinsicht auf den wahrscheinlichen natürlichen Tod hat der Mensch, der die Thiere tödtet, im allgemeinen das Loos der Thierwelt gemildert, zumal sie keine Voraussehung des Todes haben. — Wer nicht von „Lebenden“ leben will, möge sich der Pflanzen auch enthalten! — Das Mitleiden der christlichen Heiligen war das Mitleiden mit Wesen, in denen der Teufel wohnt, — nicht mit dem „Lebendigen“.

17.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 175, 176.)

Die Menschheit wäre ausgestorben, wenn der Geschlechtstrieb nicht einen so blinden unvorsichtigen eilfertigen gedankenlosen Charakter hätte. An sich ist ja seine Befriedigung durchaus nicht mit der Fortpflanzung der Gattung verbunden. Wie unsäglich selten ist beim *coitus* die Absicht der Fortpflanzung! — Und ebenso steht es mit der Lust am Kampf und der Rivalität: nur

ein paar Grade Erkältung der Triebe mehr, — und das Leben steht still! Es ist an eine hohe Temperatur und an eine Siedehitze der Unvernunft gebunden.

18.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 337; Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, Nr. 36.)

Die Erlaubniss, Kinder zu zeugen, sollte als eine Auszeichnung verliehen werden und auf jedem Wege dem so üblichen geschlechtlichen Verkehre der Charakter eines Mittels der Fortpflanzung genommen werden: sonst werden immer mehr die niedrig gesinnten Menschen die Oberhand bekommen, — denn die höhern Geister sind nicht zu eifrig in erotischen Dingen. Wohl sind dies die Tapferen und Kriegerischen, — und ihnen verdankt man im ganzen die bessere Art von Menschen, die noch bestehen. Kommt aber der Handelsgeist zur Übermacht über den kriegerischen, so —

Gegen Verbrecher sei man wie gegen Kranke: auch darin, dass man es verabscheut, sie sich fortpflanzen zu machen. Dies ist die erste allgemeine Verbesserung der Sitten, welche ich wünsche: der Kranke und der Verbrecher sollen nicht als fortpflanzbar anerkannt werden.

19.

(Vgl. Morgenröthe, Vorrede, Abschn. 4, Aph. 453; Genealogie der Moral, 3. Abhdlg., Cap. 27.)

„Und was wird nach dem Ende der Moral?“ Oh ihr Neugierigen! Wozu schon jetzt so fragen! Aber laufen wir einmal schnell darüber hin — schnell! — sonst würden wir fallen, — denn hier ist alles Eis und Glätte. — Alle und jede Handlungsweise, welche die Moral fordert, wurde von ihr auf Grund mangelhafter Kenntniss

des Menschen und vieler tiefer und schwerer Vorurtheile gefordert: hat man diesen Mangel und diese Erdichtung nachgewiesen, so hat man die moralische Verbindlichkeit für diese und jene Handlungen vernichtet, — es ist kein Zweifel! — und zwar schon deshalb, weil die Moral selber vor allem Wahrheit und Redlichkeit fordert und somit sich selber die Schnur um den Hals gelegt hat, mit welcher sie erwürgt werden kann, — werden muss! Der Selbstmord der Moral ist ihre eigne letzte moralische Forderung! — Immerhin könnte damit die Forderung, dass dies zu thun und jenes zu lassen ist, noch nicht vernichtet sein, nur der moralische Antrieb würde fürderhin fehlen, — und nur für den Fall, dass es eben keinen weiteren Antrieb für eine Handlungsweise geben sollte als diesen, wäre die Forderung selber mit mit der Moral erdrosselt. Nun melden sich aber die Utilitarier und zeigen auf den Nutzen hin, als Anlass zur gleichen Forderung, — auf den Nutzen als den nöthigen Umweg zum Glücke; die Ästhetiker sodann, welche im Namen des Schönen und Hohen oder des guten Geschmacks (was dasselbe ist) die Forderung wiederholen; es erscheinen die Freunde der Erkenntniss und zeigen, dass, so und so zu leben, die beste Vorbereitung zum Erkennen sei, und dass es nicht nur von schlechtem Geschmacke zeugen würde, sondern von Widerspenstigkeit gegen die Weisheit, wenn man anders, im Widerspruch zu jenen ehemaligen Forderungen der Moral, leben wollte. — Und zuletzt strömen die Idealisten aller Grade herbei und zeigen auf das Gebilde hin, das vor ihnen herschwebt: „ach, dies Gebilde zu erreichen, zu umarmen, es wie ein Siegel auf uns eindrücken und fürderhin dies Bild sein, — was würden wir wohl alles thun und lassen um dessentwillen! Was ist uns Nutzen

und Geschmack und Weisheit, was sind uns Gründe und Grundlosigkeit gegen diese Begier nach unserm Ideal, nach diesem reinen Ideale! Und so stellen sie jene Forderung wieder her, jeder für sich, — als Mittel seiner Begier, als Labsal seines Durstes.

20.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 12, 302.)

Feinere Sinne und einen feineren Geschmack haben, an das Ausgesuchte und Allerbeste wie an die rechte und natürliche Kost gewöhnt sein, eines starken und kühnen Körpers geniessen, der zum Wächter und Erhalter und noch mehr zum Werkzeug eines noch stärkeren, kühneren, waghalsigeren, gefahrsuchenden Geistes bestimmt ist: wer möchte nicht, dass dies alles gerade sein Besitz, sein Zustand wäre! Aber er verberge sich nicht: mit diesem Besitz und diesem Zustand ist man das leidensfähigste Geschöpf unter der Sonne, und nur um diesen Preis kauft man die Auszeichnung, auch das glücksfähigste Geschöpf unter der Sonne zu sein! Die Fülle der Arten des Leides fällt wie ein unendlicher Schneewirbel auf einen solchen Menschen, wie ebenfalls an ihm die stärksten Blitze des Schmerzes sich entladen. Allein unter dieser Bedingung, von allen Seiten und bis in's tiefste hinein dem Schmerze immer offen zu stehn, kann er den feinsten und höchsten Arten des Glücks offen stehn: als das empfindlichste, reizbarste, gesundeste, wechselndste und dauerhafteste Organ der Freude und aller gröberen und feineren Entzückungen des Geistes und der Sinne: wenn nämlich die Götter ihn nur ein wenig in Schutz nehmen und nicht aus ihm (wie leider gewöhnlich!) einen Blitzableiter ihres Neides und Spottes auf die Mensch-

heit machen. — An solchen Menschen war Athen ein paar Jahrhunderte lang sehr reich, zu andern Zeiten einmal Florenz und noch neuerlicher Paris. Und im Angesichte solcher letzten und höchsten Erzeugnisse der bisherigen Cultur gilt immer noch der gute Glaube der Aufklärer, dass Glück, mehr Glück die Frucht der wachsenden Aufklärung und Cultur sein werde, und niemand setzt hinzu „auch Unglück, mehr Unglück, mehr Leidensfähigkeit, vielartigeres und grösseres Leid als je.“ — Warum doch brachen die philosophischen Schulen Athens im vierten Jahrhundert gerade inmitten der höchsten bisher erreichten Aufklärung und Cultur so mächtig hervor, und warum suchten sie, jede auf ihre Weise, den damaligen Athenern eine harte, zum Theil fürchterliche oder mindestens überaus beschwerliche und kümmerliche Lebensweise und als Ziel Schmerzlosigkeit und eine Art von Starrheit aufzureden? Sie hatten die leidensfähigsten Menschen um sich und gehörten zu ihnen, — sie verzichteten allesammt auf das Glück im Schooss dieser höchsten Cultur, weil dieses „Glück“ nicht ohne die Bremse, „den Schmerz“ und deren ewige Anstachelung zu haben war! Dass, gut gerechnet, ein der Erkenntniss und dem *nil admirari* geweihtes Leben selbst unter den härtesten Entbehrungen und Unbequemlichkeiten erträglicher sei als das Leben der Glücklichen, Reichen, Gesunden, Gebildeten, Geniessenden, Bewundernden, Bewunderten einer solchen „höchsten Cultur“, — mit dieser Paradoxie führte sich die Philosophie in Athen ein und fand im ganzen doch sehr viel Gläubige und Nachsprecher! und gewiss nicht nur unter den Freunden des Paradoxen! — Man kann die Seltsamkeit dieser Thatsache nicht lange genug ansehen.

21.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 57.)

Diese ganze Welt, die wir geschaffen haben, oh wie haben wir sie geliebt! Alles was Dichter empfinden gegen ihr Werk, ist nichts gegen die zahllosen Ausströmungen des Glücks, welche die Menschen in unvordenklichen Zeiten empfunden haben, als sie die Natur erfanden.

22.

(Vgl. oben S. 47, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 75.)

So leben wir alle! — wir reissen die Dinge gierig an uns und haben unersättliche Augen dabei, dann nehmen wir eben so gierig aus ihnen heraus, was uns schmeckt und dienlich ist, — und endlich überlassen wir den Rest (alles, womit unser Appetit und unsre Zähne nicht fertig geworden sind) den andern Menschen und der Natur, namentlich aber alles, was wir verschlangen, ohne es uns einverleiben zu können: — unsre Excremente. Darin sind wir unerschöpflich wohlthätig und durchaus nicht geizig: wir düngen die Menschheit mit diesem Unverdauten unsres Geistes und unsrer Erfahrungen.

23.

(Vgl. oben S. 99, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 164.)

Im Grunde haben alle Civilisationen jene tiefe Angst vor dem „grossen Menschen", welche allein die Chinesen sich eingestanden haben, mit dem Sprüchwort: „der grosse Mensch ist ein öffentliches Unglück". Im Grunde sind alle Institutionen darauf hin eingerichtet, dass er so selten als möglich entsteht und unter so ungünstigen Bedingungen, als nur möglich ist, heranwächst: was Wunder! Die Kleinen haben für sich, für die Kleinen gesorgt!

24.

(Vgl. oben S. 82, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 136.)

Ihr Selbsteignen! Ihr Selbstherrlichen! Jene alle, deren Wesen die Zugehörigkeit ist, jene Ungezählten, Unzähligen arbeiten nur für euch, wie es auch dem Oberflächlichen anders erscheinen möge! Jene Fürsten Kaufleute Beamte Ackerbauer Soldaten, die sich vielleicht über euch hinaus glauben, — sie alle sind Sclaven und arbeiten mit einer ewigen Nothwendigkeit nicht für sich selber: niemals gab es Sclaven ohne Herren, — und ihr werdet immer diese Herren sein, für die gearbeitet wird, und wenn ihr nackt und mit einem Bettlerstabe durch das Leben gienget: ein späteres Jahrhundert wird das Auge für dieses Schauspiel haben! Lasst jenen doch ihre Ansichten und Einbildungen, mit denen sie ihre Sclaven-Arbeit vor sich selber rechtfertigen und verhehlen, — kämpft nicht gegen Meinungen, welche eine Barmherzigkeit für Sclaven sind! Aber haltet immer fest, dass diese ungeheure Bemühung, dieser Schweiss, Staub und Arbeitslärm der Civilisation für die da ist, die dies alles zu benutzen wissen, ohne mitzuarbeiten: dass es Überschüssige geben muss, welche mit der allgemeinen Überarbeit erhalten werden, und dass die Überschüssigen der Sinn und die Apologie des ganzen Treibens sind! So seid denn die Müller und lasst von diesen Bächen euch die Räder umdrehen! Und beunruhigt euch nicht über ihre Kämpfe und das wilde Tosen dieser Wasserstürze! Was für Staats- und Gesellschaftsformen sich auch ergeben mögen, alle werden ewig nur Formen der Sclaverei sein, — und unter allen Formen werdet ihr die Herrschenden sein, weil ihr allein euch selber gehört, und jene immer Zubehör sein müssen!

2. Kunst und Künstler.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aphorismus 76—107.)

25.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 388, 390.)

Zwei Ursprünge der Kunst. 1) Auf eine unschädliche Weise getäuscht zu werden (Taschenspieler, Schauspieler, Erzähler u. s. w.), auch Architektur, als ob der Stein redete (von dem Haus- oder Tempeleinwohner). 2) Auf eine unschädliche Weise überwältigt werden: Rausch, Musik, Lyrik u. s. w. Zuerst Besorgniss, Verwunderung, dass nichts Böses erfolgt, keine Gefahr da ist, — bei beidem. So werden die Zustände, die am meisten gefürchtet werden und den höchsten Reiz ausüben, erstrebenswerth: Täuschung und Überwältigung. So von Seiten der Geniessenden aus betrachtet.

26.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 462.)

Ästhetische Urtheile sind Überreste unsrer Urtheile über glücklich und unglücklich, zum Beispiel in einer Landschaft der Reichthum an Farben, an Geniessbarem, an Ruhe, an festen Linien, — es sind alles die Abzeichen und Symbole eines Menschen, der uns einst als der Glückliche galt. So andre Male die leidenschaftliche Gegend, — wir hielten auch die Leidenschaft für den

Zustand des Glücks. Die fromme Gegend, die heilige Gegend, die verehrte Gegend, die alterthümliche, die kindliche, die weibliche, die stolze, die schlafende.

27.

(Vgl. Jenseits, Aph. 247; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 282.)

Nach dem periodischen Stile greifen alle, wie nach einem Gewande, welche sich nicht nackt zeigen wollen, — sei es nun, dass sie ungestaltet sind, sei es, dass sie sich allzu schamhaft gewöhnt haben. Ihre Gedanken sind scheu und linkisch ohne Hülle, — das wenige von Anmuth, dessen sie fähig sind, zeigt sich erst, wenn die Falten der Periode ihnen Muth und Glauben an die eigne Würde geben. Dies wollen wir an ihnen ertragen und selbst gutheissen: nur bitten wir diese Mantelträger und Faltenreichen, aus sich kein Gesetz der Moral und Schönheit zu machen: der periodische Stil ist und bleibt ein Nothbehelf.

28.

Der Bauende fragt: „wer gilt dafür, den besten Geschmack als Baumeister zu haben? Dessen Geschmack will ich haben", — und er gewöhnt sich daran, es wird sein Bedürfniss. So bekommen Städte endlich einen Geschmack.

29.

(Vgl. Fall Wagner, Abschn. 2.)

Hinter jeder Tragödie steckt etwas Witziges und Widersinniges, eine Lust am Paradoxon, zum Beispiel das Schlusswort der letzten tragischen Oper: „ja ich habe sie getödtet, meine Carmen, meine angebetete Carmen!" Diese Art von Pfeffer fehlt dem Epos ganz, — es ist

unschuldiger und wendet sich an kindlichere und plumpere Geister, denen alles Saure, Bittre und Scharfe noch widersteht. Die Tragödie ist ein Vorzeichen, dass ein Volk witzig werden will, — dass der *esprit* seinen Einzug halten möchte.

30.

Sophokles giebt oder schafft jeder Person Recht.

31.

Welches Erstaunen macht mir Marc Aurel und welches Grazian!

32.

Die Beängstigungen einer feigen, furchtsamen und argwöhnischen Seele, die Unfähigkeit, irgend einen boshaften Einfall zurückzuhalten, wenn er Geist hatte, machen die Komödie in Rousseau's Leben aus.

33.

Moses Mendelssohn, dieser Erzengel der Altklugheit, meinte in Betreff der Zwecke, Spinoza werde doch nicht so närrisch gewesen sein, sie zu leugnen!

34.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 220, 449; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 127.)

Schopenhauer'n war wohl ein Gedanke Spinoza's im Herzen hängen geblieben: dass das Wesen jedes Dings *appetitus* sei, und dass dieser *appetitus* darin bestehe, im Dasein zu beharren. Dies leuchtete ihm einmal auf und leuchtete ihm so ein, dass er den Vorgang „Wille" nie mehr sorgfältig überdacht hat (ebenso wenig wie alle

seine Grundbegriffe, — er war in Betreff derer ohne Zweifel, weil er ohne rechte Vernunft und Empirie zu ihnen gekommen war).

35.

Von den deutschen Dichtern hat Clemens Brentano am meisten Musik im Leibe.

36.

Emerson. Der gedankenreichste Autor dieses Jahrhunderts ist bisher ein Amerikaner gewesen (leider durch deutsche Philosophie verdunkelt — Milchglas).

37.

Emerson. Ich habe mich nie in einem Buche so zu Hause und in meinem Hause gefühlt als — ich darf es nicht loben, es steht mir zu nahe.

38.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 77; Fall Wagner, Abschn. 1.)

Warum überkommt mich fast in regelmässigen Zeiträumen ein solches Verlangen nach Gil Blas und wiederum nach den Novellen Mérimée's? Hat mich nicht Carmen mehr bezaubert als irgend eine Oper, in der mir diese geliebte Welt (die ich im Grunde nur auf halbe Jahre verlasse) wiederklingt?

39.

(Vgl. Bd. XI, S. 147, Nachträge zu den Meinungen u. Sprüchen, Aph. 23.)

Kühnheit nach innen und Bescheidung nach aussen, nach allem „Aussen" — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte —, habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und

Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie Jacob Burckhardt? Thut die grosse Berühmtheit des Naturforschers Häckel der grösseren Ruhmwürdigkeit Rütimeyer's irgend welchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch dort wachsen Alpen- und Alpenthalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein rathsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirthschaft hinauszublicken.

40.

(Vgl. Jenseits, Aph. 106.)

Musik — eine verkappte Befriedigung der *religiosi*. Vom Worte absehn! Das ist ihr Vortheil! Ja, auch von Bildern! Damit sich der Intellect nicht schäme! So ist es gesund und eine Erleichterung für jene Triebe, welche doch befriedigt sein wollen!

41.

Die Musik ist mein und unser Vorläufer: — so persönlich sprechen und so gut und voll! Unsäglich hat noch kein Wort gefunden und keinen Gedanken, — das beweist unsre Musik, — nicht dass kein Gedanke und kein Wort da zu finden wäre.

42.

Das ist etwas Neues an der jetzigen Musik, wie ich sie eben hörte! Sie repräsentirt Gefühle, sie erregt sie nicht mehr, — man ist zufrieden, mit ihrer Hülfe zu verstehen! Wie bescheiden!

43.

Beim Clavierspiel ist die Hauptsache, dass man den Gesang singen lässt und die Begleitung begleiten lässt. Ich vertrage eine Musik, worin nicht in dieser Weise zwischen Musik und Begleitung geschieden ist, jetzt nur noch als ein kurzes Zwischenspiel, als einen idealen Lärm, der uns begierig nach dem Wiederbeginn des Gesanges macht.

44.

In Deutschland, wo die besten Stimmen durch die hässliche Sprache ruinirt werden, so dass zuletzt schöne Blasinstrumente übrig bleiben und nicht mehr.

45.

Die beste Musik ist wenig, wenn nicht ein Sänger, eine Sängerin uns durch Stimme und Kunst in sanfte Trunkenheit versetzt, — in diesem Falle wird geringe Musik unsäglich gehoben!

46.

Die Fiorituren und Cadenzen in der Musik sind wie süsses Eis im Sommer.

47.

Wer erfindet uns das tragische Ballet mit Musik? Besonders nöthig bei Völkern, die nicht singen können und die sich durch die dramatische Musik die Kehle gebrochen haben!

48.

(Vgl. Wanderer, Aph. 159; Bd. XI, Nachträge zu den Meinungen u. Sprüchen, Aph. 22.)

Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slavischen Völkern; und die Begabung der Slaven schien mir höher als die der Deutschen, ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slavischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es that mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmanns zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluss einer Versammlung umzuwerfen; und der Pole Copernikus schien mir von diesem Rechte gegen den Augenschein und den Beschluss aller andern Menschen eben nur den grössten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben. Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung, waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung als gegen dieselbe. — An Chopin verehrte ich namentlich, dass er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Hässlichen, Dumpfen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigthuerischen freigemacht habe: Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die südländische Gluth und Schwere der Empfindung, hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck. Mit ihm verglichen, war mir selbst Beethoven ein halbbarbarisches Wesen, dessen grosse Seele schlecht erzogen wurde, so dass sie das Erhabne vom Abenteuerlichen, das Schlichte vom Geringen und Abgeschmackten nie recht zu unterscheiden gelernt hat. (Unglücklicherweise, wie ich jetzt hinzufügen will, hat Chopin einer gefährlichen Strömung des französischen Geistes zu nahe gewohnt, und es giebt nicht wenige Musik von ihm,

welche bleich, sonnenarm, gedrückt und dabei reich gekleidet und elegant daherkommt: — der kräftige Slave hat Narcotica einer überfeinerten Cultur nicht von sich abweisen können.

49.

(Vgl. Bd. XI, der neue Umblick, Aph. 112.)

Verdi ist arm an den Erfindungen schöner Sinnlichkeit und lässt gar noch merken, dass er äusserst sparsam mit ihnen umzugehn hat. Aber er hält sein Publicum mit seinen paar Einfällen fest, — sie sind alle ärmer geworden, wie er, und wollen trotzdem nichts anderes, ganz wie er, — so ist er ihr Mann und Meister. Auch Wagner hat eine arme Sinnlichkeit und eine in Bezug auf Melodie an's Verrückte streifende Widerspenstigkeit in der Armuth, — aber wie hat er daraus sich eine Brücke zum Ideal zu bauen gewusst.

50.

Was Richard Wagner werth ist, das wird uns erst der sagen, der den besten Gebrauch von ihm macht. Einstweilen haben wir Wagner geglaubt, was er gern geglaubt haben möchte.

51.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 134; Bd. XI, der neue Umblick, Aph. 104, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 422.)

Die grosse Form im Wesen als Bedingung der grossen Form im Kunstwerk. — Die grosse Form eines Kunstwerks wird an's Licht treten, wenn der Künstler die grosse Form in seinem Wesen hat. An sich die grosse Form fordern ist albern und verdirbt die

Kunst, es heisst, den Künstler zur Heuchelei verführen oder das Grosse und Seltene zur Conventionsmünze umstempeln wollen. Ein ehrlicher Künstler, der diese gestaltende Kraft in seinem Charakter nicht hat, ist ehrlich, sie auch nicht in seinen Werken haben zu wollen: — wenn er sie überhaupt leugnet und verunglimpft, so ist dies begreiflich und mindestens zu entschuldigen: er kann da nicht über sich. So Wagner. Aber die „unendliche Melodie" ist ein hölzernes Eisen, — „die nicht Gestalt gewordene, fertig gewordene Gestalt", — das ist ein Ausdruck für das Unvermögen der Form und eine Art Princip aus dem Unvermögen gemacht. Dramatische Musik, und überhaupt Attitüden-Musik, verträgt sich freilich am besten mit der formlosen, fliessenden Musik, — ist deshalb aber niederer Gattung.

52.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 580; Jenseits, Aph. 256.)

Richard Wagner wollte eine grosse Cultur wie einen Platz für seine Kunst haben, — aber es fehlte ihm der neue Gedanke. So machte er Anleihen überall: zuletzt christliche Empfindungen, wenn auch noch nicht christliche Gedanken.

53.

Wagner's Musik gleicht der Wolke, — und man muss von der Art der Rosenkranz und Güldenstern sein, um, gleich einigen Ästhetikern, in dieser Wolke ein Kameel zu sehn und nicht mehr.

54.

(Schluss von Aph. 80 der Fröhlichen Wissenschaft.)

Es könnte immer noch eine Musik kommen (von Frankreich oder Russland her?), gegen welche die ganze Wagnerische Kunst unter den Begriff und die Rechtfertigung des *recitativo* (freilich als *recitativo umido* und selten nur *secco!*) fiele: — eine Möglichkeit, welche man auch in's Auge zu fassen hat, wenn man über den delicaten Zusammenhang von Musik und Moral nachdenkt. —

55.

Frauen, die allzulebhaft sind und den Eindruck davon dämpfen möchten, wählen blaue Farben: und ebenso giebt es in Büchern blaue Farbentöne, mit denen ihr Urheber seine springende Reizbarkeit zu balanciren sucht.

Im Lohengrin giebt es viele blaue Musik. Wagner kennt die opiatischen und narkotischen Wirkungen und braucht sie gegen die ihm gut bewusste nervöse Zerfahrenheit seiner musikalischen Erfindungskraft.

56.

(Vgl. oben S. 151, Aph. 40; Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 580.)

Es ist unsere Aufgabe, die Reinheit der Musik festzuhalten und zu verhüten, dass sie, nachdem sie in der Form des Barockstils und nach langer Einverleibung jetzt ungeheurer plötzlicher Wirkungen fähig gemacht ist, zu mystischen halbreligiösen Zwecken missbraucht wird. — Jeder kommende Hexenmeister und Cagliostro wird versuchen, mit Musik und Spiritismus zu wirken, und es sind Wiedererweckungen religiöser und sittlicher Instincte auf diesem Wege möglich: — vielleicht dass man dem christ-

lichen Abendmahle wieder eine innere Gluth durch Musik zu geben versuchen wird. — Dass sie keine Worte nöthig hat, ist ihr grösster Vorsprung vor der Dichtkunst, welche an die Begriffe appellirt und folglich an die Philosophie und Wissenschaft stösst: — aber man merkt es nicht, wenn uns die Musik von der Philosophie und Wissenschaft weg führt, verführt!

57.

Gesetzt, man ist der Liebhaber einer Sängerin, mit was für ängstlichen Ohren hört man da sie vor irgend welchen Zuhörern singen! Man urtheilt fein und überfein, keineswegs voreingenommen, verliebt, verklebt: vielmehr entgeht uns keiner ihrer kleinsten Fehler, kein noch so flüchtiges Ausgleiten oder Ausbleiben; wir wissen, wenn auch die Zuhörer jubeln und klatschen, dass für die Sängerin selber nicht alles so klang und lief, wie ihr feinstes Gewissen es verlangt hat, — und weil wir fühlen, dass ihr selber all ihr kleines und grosses Misslingen bewusst ist, leiden wir unbeschreiblich dabei und sind dankbar und gerührt über alles, was ihr gelang. So geht es auch mit Meistern einer Kunst, welchen wir Freund sind; um ihretwillen sind wir an ihrem Gelingen erquickt, ja wir geben allen eignen Geschmack auf, sobald uns ihre Art, sich selber zu schmecken, erst zum Bewusstsein gekommen ist. Was wir lieben, soll an sich selber keinen Flecken finden —: so will es der Egoismus dieser feinsten Besitzlust, welche Liebe heisst.

58.

(Vgl. Zarathustra 3. Theil, von alten und neuen Tafeln. 11.)

Habt ihr kein Mitleiden mit der Vergangenheit? Seht ihr nicht, wie sie preisgegeben ist und von der

Gnade, dem Geiste, der Billigkeit jedes Geschlechts wie ein armes Weibchen abhängt? Könnte nicht jeden Augenblick irgend ein grosser Unhold kommen, der uns zwänge, sie ganz zu verkennen, der unsre Ohren taub gegen sie machte, oder uns gar eine Peitsche in die Hand gäbe, sie zu misshandeln? Hat sie nicht dasselbe Loos wie die Musik, die beste Musik, die wir haben? Ein neuer böser Orpheus, den jede Stunde gebären könnte, wäre vielleicht im Stande, uns durch seine Töne zu überreden, wir hätten noch gar keine Musik gehabt, und das beste sei, allem, was bisher so hiess, aus dem Wege zu laufen.

3. Religiöse Irrthümer.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 122—151.)

59.

Die Menschen haben Gott geschaffen, es ist kein Zweifel: sollten wir deshalb nicht an ihn glauben? Er hat den Glauben so nöthig zum Leben: seien wir doch barmherzig!

60.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 108.)

Überall wo verehrt, bewundert, beglückt, gefürchtet, gehofft, geahnt wird, steckt noch der Gott, den wir todt gesagt haben, — er schleicht sich allerwegen herum und will nur nicht erkannt und bei Namen genannt sein. Da nämlich erlischt er wie Buddha's Schatten in der Höhle, — er lebt fort unter der seltsamen und neuen Bedingung, dass man nicht mehr an ihn glaubt. Aber ein Gespenst ist er geworden! Freilich!

61.

Ein Wort für die, welche an Gott glauben: sie mögen erwägen, ob ein Gott die Vernichtung von irgend etwas wollen kann oder überhaupt kann, — ob dies nicht eben das göttliche Unvermögen ist.

62.

„*Deus nudus est*“ sagt Seneca. Ich fürchte, er steckt ganz in Kleidern! Und noch mehr: Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch Götter.

63.

(Vgl. Nachträge zur Geburt der Tragödie, Bd. IX, S. 170 ff.; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 231.)

Ehemals dachte ich, unser Dasein sei der künstlerische Traum eines Gottes, alle unsere Gedanken und Empfindungen im Grunde seine Empfindungen im Ausdichten seines Dramas, — auch dass wir meinten, „ich dächte“ „ich handelte“, sei sein Gedanke. Die Gesetzmässigkeit der Natur wäre als Gesetzmässigkeit seiner Vorstellungen begreiflich, — oder auch, es genügte, dass er uns als solche dächte, welche die Natur so empfinden, wie wir sie empfinden. — Kein glücklicher, aber ein Künstler-Gott!

64.

(Vgl. Wanderer, Aph. 7.)

Die würdigste Vorstellung von den Göttern hatten die Epikuräer. Wie könnte das Unbedingte irgend etwas mit dem Bedingten zu schaffen haben? Wie könnte es dessen Ursache oder dessen Gesetz oder dessen Gerechtigkeit oder dessen Liebe und Vorsehung sein! „Wenn es Götter giebt, so kümmern sie sich nicht um uns“, — dies ist der einzige wahre Satz aller Religions-Philosophie.

65.

Wir Ästhetiker höchsten Ranges möchten auch die Verbrechen und das Laster und die Qualen der Seele und die Irrthümer nicht missen, — und eine Gesellschaft

von Weisen würde sich wahrscheinlich eine böse Welt hinzuerschaffen. Ich meine, es ist kein Beweis gegen die Künstlerschaft Gottes, dass das Böse und der Schmerz existirt, — wohl aber gegen seine Güte? — Aber was ist denn Güte! Das Helfenwollen und Wohlthunwollen, welches ebenfalls solche voraussetzt, denen es schlecht geht, und die schlecht sind!

66.

Wie gemein hat sich das Christenthum gegen das Alterthum benommen, indem es dasselbe ganz durchteufelte! Gipfel aller verleumderischen Bosheit!

67.

Die Hexen wollten den Schaden sehen, die christlichen Verfolger und Inquisitoren auch, auch Gott vor der Hölle. Dies der Einfluss der Barbaren (Deutschen) auf Europa, — ein Rückschritt. Die Sclaven haben die Demuth und die Barbaren die Grausamkeit in's Christenthum gebracht.

68.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 73.)

Gott war bisher verantwortlich für jedes Lebendige, das entstand, — man konnte nicht errathen, was er mit ihm vorhatte; und gerade dann, wenn dem Lebendigen das Zeichen des Leidens und der Gebrechlichkeit eingeprägt war, vermuthete man, dass es schneller als andre Wesen von der Lust am „Leben“ und an der „Welt“ geheilt werden solle und dergestalt mit einem Merkmal der Gnade und der Hoffnung gezeichnet sei. Sobald man aber nicht mehr an Gott und an die Bestimmung des Menschen für ein Jenseits glaubt, wird der Mensch

verantwortlich für alles Lebendige, das leidend entsteht und das zur Unlust am Leben vorherbestimmt ist. „Du sollst nicht tödten“ — gehört in eine Ordnung der Dinge, wo ein Gott über Leben und Tod bestimmt.

69.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 125.)

Wenn wir nicht aus dem Tode Gottes eine grossartige Entsagung und einen fortwährenden Sieg über uns machen, so haben wir den Verlust zu tragen.

4. Allerlei Gedanken und Zwischenspiele.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 152—275.)

70.

Ein Mensch, der ohne alle Liebe und Theilnahme an andern ist, ist in meinen Augen einer, der nicht erwerben will, sich einen Genuss verbietet oder der Klugheit ermangelt, es fehlt ihm an Abwechslung, ein armer Mensch.

71.

Wir verachten den Besitzlosen, — darum auch den, der sich selber nicht beherrschen kann, der sich selber nicht besitzt. Er ist, nach unsrer Empfindung, nicht als Egoist verächtlich, sondern als Wetterfahne von Impulsen und Mangel an Selbst.

72.

(Vgl. Zarathustra, Theil 3, vom Geist der Schwere, Abschn. 2.)

Ich dachte mir das mir fürchterlichste Leben aus: das eines Höflings Anwalts Zolleinnehmers Registrators Cassenbeamten Königs Krämers Hausdieners und aller jener, deren Überschuss an Leistung im Warten besteht, — Warten, bis jemand kommt und spricht, — während es nicht möglich ist, sich inzwischen besser zu beschäftigen („es geht wider die Pflicht"). Nun bemerke ich, dass die allermeisten überhaupt beschäftigten Menschen in den

grossen Städten gerade so beschäftigt sind und sich darauf hin ausbilden, — dass also dieses pflichtmässige Warten ihnen sehr erträglich scheinen muss.

73.

Die Geberden des plötzlichen Schreckens sind keineswegs eine Sprache des Schreckens, als ob er sich mittheilen wollte, — sondern die nächsten Vorsichtsmaassregeln und deshalb sehr verschieden: ich lernte dies, als ein Wagen auf mich zu fallen drohte.

74.

Gewiss! Man muss ein Knochengerüst haben, — sonst hat das liebe Fleisch keinen Halt! Aber ihr Herrn ohne Fleisch, ihr Knochengerippe der Stoa, eure Predigt sollte lauten: „man muss auch Fleisch an den Knochen haben!“

75.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 508; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 243.)

Ich würde wünschen, auch nur einmal mit einem Menschen zusammengetroffen zu sein, welcher bei allem, was ihm unter die Hände kam, sich fragte: „könnte dies nicht verbessert werden?“ Die Mahlzeiten, die Diät und die Eintheilung des Tages u. s. w.

76.

Ist dies meine Aufgabe: *déniaiser les savants?* Sie wussten nicht, was sie thaten und dachten nicht viel daran, aber sie hatten einen albernen Hochmuth bei allem ihren Thun, als ob in ihnen die Tugend selber zur Welt gekommen sei.

77.

Es giebt einen Theil der Nacht, von welchem ein Einsiedler sagen wird: „Horch! jetzt hört die Zeit auf!“ Bei allen Nachtwachen, insbesondere, wenn man sich auf ungewöhnlichen nächtlichen Fahrten und Wanderungen befindet, hat man in Bezug auf diesen Theil der Nacht (ich meine die Stunden von eins bis drei) ein wunderliches erstauntes Gefühl, eine Art von „viel zu kurz!“ oder „viel zu lang!“, kurz den Eindruck einer Zeit-Anomalie. Sollten wir es in jenen Stunden, als ausnahmsweise Wachende, abzubüssen haben, dass wir für gewöhnlich um jene Zeit uns in dem Zeit-Chaos der Traumwelt befinden? Genug, Nachts von eins bis drei haben wir „keine Uhr im Kopfe“. Mich dünkt, dass eben dies auch die Alten ausdrückten mit *„intempestiva nocte“* und *„ἀωρόνυκτον“* (Äschylus), also „da in der Nacht, wo es keine Zeit giebt“; und auch ein dunkles Wort Homer's, zur Bezeichnung des tiefsten stillsten Theils der Nacht, lege ich mir etymologisch auf diesen Gedanken zurecht, mögen die Übersetzer es immerhin mit „Zeit der Nachtmelke“ wiederzugeben glauben: — wo in aller Welt war man denn je dermaassen thöricht, dass man da die Kühe des Nachts zwischen eins und drei melkte! — Aber wem erzählst du da deine Nachtgedanken? —

78.

Sein schlechter Charakter folgt ihm auf die höchsten Gipfel seines Genies.

79.

A: „Die Art, wie er mich öffentlich missversteht, beweist mir, dass er mich nur gar zu gut verstanden

hat!“ — B: „Nimm es von der besten Seite! Du bist bei ihm gewaltig in der Achtung gestiegen; er hält es bereits nöthig, dich zu verleumden.“

80.

Unsre Eltern wachsen noch in uns nach, ihre später erworbenen Eigenschaften, die im Embryo auch vorhanden sind, brauchen Zeit. Die Eigenschaften des Vaters damals, als er Mann war, lernen wir erst als Mann kennen.

81.

Ist es nicht ein Grad der Entweihung, wenn der Liebende denkt, „nicht eigentlich nach dieser Geliebten verlange ich, sondern nach Liebe“, — ist nicht jede Verallgemeinerung des Ziels eine Entweihung? Ja, schon dies ist grob und beleidigend: „ich verlange nach dieser Geliebten“, — sondern die Sprache der Leidenschaft will nur weniges, nur einmaliges, nur ein Zeichen und Symbol. Schon alles Ganze als Ziel zu nennen ist Entweihung. Das Ideal muss zu gross als Ganzes sein, — du sollst nur einzelne Strahlen abpflücken dürfen.

82.

(Vgl. Zarathustra, 3. Theil, vom Geist der Schwere.)

Unser Auge und unsre Ästhetik sitzen auch an der Tafel, und viele feine Leckerbissen bleiben uns vorenthalten, weil das Auge sagt: „dies sieht abscheulich aus“, „diese Linien sind meinem Geschmacke fremd“. Bei der Auster — und selbst diese ist vielen etwas Unmögliches — ist es die edle Arbeit der Schale, welche für die ekle, schlüpfrige Masse Fürsprache einlegt und gleichsam das

Auge bittet, nicht hinzusehn, wenn sie hinuntergeschluckt werden soll. — Vielleicht bleiben uns aus dem gleichen Grunde die besten Frauen vorenthalten, die wahren Leckerbissen an Güte und Kraft der Seele. Ein paar andre Linien (oder, wie die Physiologen sagen, etwas Fett mehr oder weniger) das —

83.

(Vgl. Jenseits, Aph. 194.)

Die lange Liebe ist deshalb möglich — auch wenn sie glücklich ist, — weil ein Mensch nicht leicht zu Ende zu besitzen, zu Ende zu erobern ist, — es thun sich immer neue noch unentdeckte Gründe und Hinterräume der Seele auf, und auch nach diesen streckt sich die unendliche Habsucht der Liebe aus. Aber die Liebe endet, sobald wir das Wesen als begrenzt empfinden. — Der Conflict der langen und der kurzen Leidenschaft entsteht, wenn der eine den andern zu Ende zu besitzen glaubt, und der andere noch nicht, — da wendet jener sich ab, entzieht sich und reizt nun durch die Ferne den andern noch mehr auf, neue Werthe zu suchen, — zuletzt oft mit dem Entschluss, ihn lieber zu tödten, als einen andern in den Besitz kommen zu lassen. — Glücklicherweise haben die Dinge keine Seele, sonst sähen wir fortwährend diesen Conflict: und die Natur, wenn sie den unendlichen Menschen wirklich geliebt hätte, würde ihn längst aus Liebe aufgezehrt haben, — sei es auch nur, um ihn nicht zum Beispiel einem Gotte zur Beute zu lassen.

84.

Die Vertheidiger der Vorurtheile müssen sehr viel Geist haben, wenn sie nicht an diese Vorurtheile glauben, — und hat einer so viel davon, so bekämpft er gewöhnlich die Vorurtheile.

85.

Wenn unser Glück uns nicht verleumden soll, müssen wir sichtbare Gebrechen an uns tragen.

86.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 621.)

Letzte Klugheit. — Er fürchtet den Neid der Götter und der Guten: er versteht sich darauf, sein Verdienst durch seine Thorheiten in Frage zu stellen und dergestalt wieder gut zu machen.

87.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft: Scherz, List und Rache, Nr. 24.)

„Das sind lauter neue Lehren und lauter neue Medicinen, — sagt ihr mir; das will uns nicht schmecken!" Nun, macht es nur so, wie es alle klugen Kranken machen, — trinkt den Trank in einem langen Zuge hinunter, und dann schnell noch etwas Süsses und Würziges hinterdrein, das euch den Gaumen wieder rein spüle und euer Gedächtniss betrüge! Die „Wirkung" wird trotzdem nicht ausbleiben, — dessen seid versichert! Denn ihr habt nunmehr „den Teufel im Leibe", wie alle alten Medicinmänner euch sagen werden.

88.

(Vgl. Scherz, List und Rache, Nr. 41.)

Ich will nur eine Gleichheit: die, welche die äusserste Gefahr und der Pulverdampf um uns giebt. Da haben wir alle einen Rang! Da können wir alle miteinander lustig sein!

89.

(Vgl. Scherz, List und Rache, Nr. 29.)

Egoismus! Wenn wir uns nicht zu allererst und fortwährend um uns selber drehten, wir hielten es nicht aus, irgend einer Sonne nachzulaufen!

90.

(Vgl. Scherz, List und Rache, Nr. 32.)

Man hat ein feines Ohr für Kettengeklirr, wenn man jemals eine Kette getragen hat.

91.

(Vgl. Scherz, List und Rache, Nr. 27.)

Wer sich im Gebirge verklettert hat, muss sich vor allem hüten, die Gefahr seiner Lage nicht für grösser zu halten, als sie ist.

92.

(Vgl. Scherz, List und Rache, Nr. 27.)

Vorwärts! Sobald ich hier Halt machen wollte, würde ich glauben, ich hätte mich verstiegen, — ich habe keinen Gewinn dabei, stehn zu bleiben, aber die furchtbare Möglichkeit, dass der Schwindel mich packt. Vorwärts also!

93.

Ich stehe still, ich bin auf einmal müde. Voran, scheint es, geht es abwärts, blitzschnell, ringsum Abgrund, — ich mag nicht hinsehn. Hinter mir ragt das Gebirge. Ich greife zitternd nach einem Halt. Um mich, wie? ist alles plötzlich so Gestein und Absturz geworden? Hier das Gesträuch, — es zerbricht in meiner Hand, und gelbe Blätter und ärmliche Wurzelchen rieseln abwärts. Mich schaudert, ich schliesse das Auge. — Wo bin ich? Ich sehe in eine purpurne Nacht, sie zieht mich an sich. Wie ist mir doch? Was geschah, dass die Stimme dir plötzlich versagt und du dich wie verschüttet fühlst unter einer Last trunkener und undurchsichtiger Gefühle?

Woran leidest du jetzt? Ja leiden — das ist das rechte Wort! — Welcher Wurm biss dir in's Herz?

94.

Vieles muss man so geniessen, wie die Südamerikaner ihren Thee, — sie trinken ihn, ohne ihn dabei zu sehen: denn er wird fortwährend schwärzer. Wir schmecken auch die Farben aller Nahrungsmittel: — ein Gleichniss.

95.

Das war ein stolzer Mensch! „Lieber sterben als einen Wohlthäter haben", — sprach's und sprang in's Wasser. Eine halbe Stunde später hatte er einen Wohlthäter und lebte: ein armer Arbeiter war ihm nachgesprungen und hinderte ihn zu sterben.

96.

Der Luxus ist die Form eines fortwährenden Triumphes, — über alle die Armen Zurückgebliebenen Ohnmächtigen Kranken Begehrlichen. Nicht dass man viel von den Dingen des Luxus selber geniesst — was hat der Triumphator von Gold-Rädern und den angeketteten Sclaven seines Wagens! —, aber man geniesst es, dass der Wagen über Unzählige weggeht und sie drückt oder zerdrückt.

97.

(Vgl. Bd. XI, Der neue Umblick, Aph. 62, 63.)

Aus der Ferne und im Auslande sieht man die Dinge der Heimath nicht gerade schwarz oder weiss, aber gewiss nicht so bunt, als sie wirklich sind: man vereinfacht die Farben. Als Beispiel einer grossen Vereinfachung

der Farben gebe ich dies Urtheil: „die Deutschen zerfallen jetzt in Juden und Misojuden: erstere möchten gar zu gern wirkliche Deutsche sein.“ — An den eigentlichen Misojuden (wie Wagner) ist mir eher die Verwandtschaft mit dem Jüdischen als die Unähnlichkeit aufgefallen, — es ist wie eine geheime Eifersucht.

98.

Durch Alkohol bringt man sich auf Stufen der Cultur zurück, die man überwunden hat. Alle Speisen haben irgend eine Offenbarung über die Vergangenheit, aus der wir wurden.

99.

Genua, dieser entfärbte Süden.

100.

Ein Mensch, der täglich so viele Giftbrühen in sich hinunterzuwürgen hat, ist immer zu bewundern, wenn er Zeiten grosser Empfindungen kennt und nicht überhaupt einen principiellen Ekel am „Grossen“ hat.

101.

„Wer in seinem Urtheile über andre zu streng ist, den halte ich für schlecht,“ — sage ich mit Demosthenes.

102.

(Vgl. Bd. XI, Morgenröthe, Aph. 553.)

Höflichkeit ein verfeinertes Wohlwollen, weil es die Distanz anerkennt und angenehm fühlen lässt, über welche der grobe Intellect sich ärgert oder welche er nicht sieht.

103.

Wenn man die Lotterien verwünscht, so vergisst man gewöhnlich, wie viel Glück und heitere Horizonte die angenehmen Hoffnungen aller zusammen ausmachen! Und wie viel ärmer ein Volk ohne Lotterien ist, — nämlich an angenehmen Empfindungen! Die Enttäuschung ist eine einmalige und wird ziemlich schnell abgeschüttelt, — aber wie oft träumt man von Gewinnsten und macht Pläne! Wie mehrt es den Geschmack an Unternehmungen!

104.

Der Irrthum beim Gelobtwerden besteht darin, dass der, welcher gelobt wird, dem Worte des Lobenden seinen Begriff dieses Wortes unterlegt und nicht den des Lobenden, — den er ja zumeist gar nicht kennen kann. Gewöhnlich aber ist der Begriff im Kopfe des Lobenden etwas viel Geringeres Matteres Ärmeres als im Kopfe des Gelobten: so dass der letztere sich oft genug sehr verdriessen müsste, zu wissen, was eigentlich an ihm und seinem Werke gelobt worden ist.

105.

Die Menschen werden so reich, weil die Dinge nicht so viel werth sind, die ihnen gefallen, — sie sind nicht erfinderisch in der Freude.

106.

So lange wir jung sind und unser selber noch nicht gewiss, ist die Gefahr nicht gering, dass uns die Wissenschaft durch die Wissenschaftlichen verleidet werde, — oder die Kunst durch die Künstler, — oder gar das Leben durch uns selber.

107.

Omnia naturalia affirmanti sunt indifferentia, neganti vero vel abstinenti aut mala aut bona.

108.

(Vgl. Jenseits, Aph. 73; Bd. VIII, Gedichte, Nr. 36.)

Das Ideal. — Das Auge sieht alles ausser sich: und so sehn wir auch unser Ideal immer noch vor uns, wenn wir es auch schon erreicht haben!

109.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 248.)

Was liegt an meinem Buche, wenn es nicht aushält, wenigstens *sub specie trecentorum annorum* betrachtet zu werden?

110.

Leben nach dem Tode. — „Du glaubst an dein Leben nach dem Tode? So musst du lernen, während deines Lebens todt zu sein.“

5. Aus der Einsamkeit des Denkers.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, viertes Buch.)

111.

(Vgl. Scherz, List und Rache, Nr. 2.)

Jetzt komme ich mir wie einer vor, der gelernt hat, mit allen Winden zu fahren, — und seine Strasse! Heute bin ich ganz in meiner Genueser Kühnheit und weiss kaum, wohinaus ich noch alles fahren soll —: es ist, als ob das Dasein mir zu eng wäre, und als ob ich ein neues entdecken oder schaffen müsste. Ich brauche Raum, eine sehr grosse weite unbekannte unentdeckte Welt, es ekelt mich sonst.

112.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 331.)

So wie unsre grossen und kleinen Städte jetzt sind, muss ein Denker es jetzt verstehen, seine Stille zwischen zwei Lärmen zu finden, — oder er wird sie nie finden und aufhören, Denker zu sein. Das antike Rom hatte mehr Humanität für die Denker als unsre Welt!

113.

Mit meinen halbblinden und arbeitscheuen Augen gehe ich jetzt die Wege am liebsten, wo meine Füsse nicht mehr zu denken brauchen, — ich kann und mag nicht mehr im Gebirge und in schlecht gepflegten Kleinstädten wohnen, wo Leben und Stolpern zusammengehört.

114.

Ich habe nicht Kraft genug für den Norden: dort herrschen die schwerfälligen und künstlichen Seelen, die so beständig und nothwendig an Maassregeln der Vorsicht arbeiten, als der Biber an seinem Bau. Unter ihnen habe ich meine ganze Jugend verlebt! Das fiel über mich her, als ich zum ersten Male den Abend über Neapel heraufkommen sah, mit seinem sammtnen Grau und Roth des Himmels (du hättest sterben können, ohne das zu sehen), — wie ein Schauder, Mitleid mit mir, dass ich mein Leben damit anfieng, alt zu sein, und Thränen und das Gefühl, noch gerettet zu sein, im letzten Augenblick. Ich habe Geist genug für den Süden.

115.

Im Norden hat man eine Furcht vor den warmen Farben, — sie gelten da als gemein, als pöbelhaft. Darin gehöre ich also zum Pöbel, — aber im Süden nicht mehr!

116.

Ihr beklagt euch darüber, dass ich schreiende Farben gebrauche? Nun, ich nehme die Farben aus der Natur, — was kann ich für die Natur! — Aber ihr sagt, es sei dies meine Natur und nicht die eure und die aller Welt! Und ihr habt vielleicht Recht: vielleicht habe ich eine Natur, welche schreit, — „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser“. Wäret ihr selber dieses frische Wasser, wie gefällig würde euch meine Stimme klingen! Aber ihr seid verdriesslich darüber, mir nicht in meinem Durste helfen zu können, und ihr möchtet vielleicht mir so gerne helfen? — —

117.

„Gut von den Menschen denken, — das begreift sich bei dir! Sie verstellen sich in deiner Gegenwart und werden vielleicht sogar besser, — genug, du lernst sie so kennen, als ob sie Spiegel wären, in denen du selbst „wiederstrahlst". Auf Reisen! *ego.*

118.

Ich bin am verbindlichsten gegen Leute, die mich sehr gut kennen (mich selber eingerechnet): gegen einen Fremden bin ich vorsichtig, bis er meine Vorgebirge und Klippen gewahr geworden ist: ich will nicht, dass er sich an mir stosse und sich über sich selber dabei verdriesse.

119.

So will ich es doch eingestehen, — ich stelle mich vor mir selber erzürnt über die gelegentliche Kälte und Vernachlässigung, die ich von Freunden und ehemaligen Vertrauten erfahre: — im tiefsten Grunde lässt dies alles mich unbewegt, und das Gefühl dieser gewöhnlichen Unbewegtheit ist es, welches mich mitunter wünschen macht, es möchte etwas recht stark mich erschüttern und herumreissen. Ich suche ein Mittel gegen die Langeweile, wenn ich mich erzürnt über solche Dinge stelle, und es gelingt mir schlecht damit, — ich bin euch gut und bleibe der Mensch des versöhnlichsten Herzens! —

120.

Man hat gut reden von aller Art Immoralität! Aber sie aushalten können! Zum Beispiel würde ich ein gebrochnes Wort oder gar einen Mord nicht aushalten: —

langes oder kürzeres Siechthum und Untergang wäre mein Loos! ganz abgesehn vom Bekanntwerden der Unthat und von der Bestrafung derselben.

121.

„Dies habe ich zu hoch geschätzt und zu theuer bezahlt — wie so vieles! Ich wähnte zu bezahlen und ich beschenkte. Ich bin arm geworden, weil ich an einige Dinge geglaubt habe, als seien sie überaus schätzenswerth, — ach, und so wie ich bin, werde ich immer noch ärmer werden!“

122.

„Du widersprichst heute dem, was du gestern gelehrt hast.“ — „Aber dafür ist gestern nicht heute,“ sagte Zarathustra.

123.

Man übt sich, lange bevor man weiss, was man später einmal zu sagen hat, die Geberde, die Haltung, den Stimmklang, den Stil ein, welcher dazu am besten sich eignet: die ästhetischen Triebe und Vorneigungen der Jugend sind die Ankündigungen von etwas, das mehr als ästhetisch ist. Seltsam!

124.

(Vgl. oben S. 154, Aph. 50; Bd. XI, der neue Umblick.)

Meine früheren Schriften. — Es sind vorläufige Abrechnungen mit dem, was mich am meisten im Leben gehemmt und gefördert hat, Versuche, von einigem loszukommen, dadurch dass ich es verunglimpfte oder verherrlichte. (Ach, die Dankbarkeit im Guten und Bösen hat mir immer viel zu schaffen gemacht!) —

So weit ich aber von meinen Zeitgenossen weiss, habe ich von Schopenhauer und Wagner den besten Gebrauch gemacht: vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, denn ich habe sie um einen Zoll zu tief kennen gelernt.

Ich könnte sie *Iuvenilia et Iuvenalia* nennen, deutlich genug, wie ich meine, aber in einer Latinität, welche mich erröthen macht. Viel Jugendliebe und Jugendhass ist darin, in allen Arten.

Geburt der Tragödie 1) gegen Wagner's Satz „die Musik ist Mittel zum Zweck" und zugleich Apologie meines Geschmacks an Wagner; 2) gegen Schopenhauer und die moralische Deutung des Daseins, — ich stellte darüber die ästhetische, ohne die moralische zu leugnen oder zu ändern.

125.

Ich habe hoch über Wagner die Tragödie mit Musik gesehen — und hoch über Schopenhauer die Musik in der Tragödie des Daseins gehört.

126.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 617.)

Wie habe ich den Menschen gesucht, der höher ist als ich, und der mich wirklich übersieht! Ich fand ihn nicht. Ich darf mich nicht mit Wagner vergleichen, — aber ich gehöre einem höheren Range an, abgesehn von der „Kraft".

127.

Mir ist nie einen Augenblick der Gedanke gekommen, dass etwas von mir Geschriebenes nach ein paar Jahren einfach todt sei und somit einen Erfolg in der Bälde

haben müsse, wenn es einen Erfolg haben wolle. Ohne je den Gedanken der *gloria* gehabt zu haben, ist mir nie der Zweifel aufgestiegen, dass diese Schriften länger leben als ich. Dachte ich je an Leser, so immer nur an verstreute, über Jahrhunderte hin ausgesäte Einzelne.

128.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 306, 326.)

Ich glaube, man verkennt den Stoicismus. Das Wesentliche dieser Gemüthsart (das ist er, schon bevor die Philosophie ihn sich erobert hat) ist das Verhalten gegen den Schmerz und die Unlust-Vorstellungen: eine gewisse Schwere, Druckkraft und Trägheit wird auf das äusserste gesteigert, um den Schmerz wenig zu empfinden: Starrheit und Kälte sind der Kunstgriff, Anästhetica also. Hauptabsicht der stoischen Erziehung, die leichte Erregbarkeit zu vernichten, die Zahl der Gegenstände, die überhaupt bewegen dürfen, immer mehr einschränken, Glauben an die Verächtlichkeit und den geringen Werth der meisten Dinge, welche erregen, Hass und Feindschaft gegen die Erregung, die Passion selber, als ob sie eine Krankheit oder etwas Unwürdiges sei: Augenmerk auf alle hässlichen und peinlichen Offenbarungen der Leidenschaft, — *in summa:* Versteinerung als Gegenmittel gegen das Leiden, und alle hohen Namen des Göttlichen, der Tugend fürderhin der Statue beilegen. Was ist es, eine Statue im Winter umarmen, wenn man gegen Kälte stumpf geworden ist? — Was ist es, wenn die Statue die Statue umarmt! Erreicht der Stoiker die Beschaffenheit, welche er haben will (meistens bringt er sie mit und wählt deshalb diese Philosophie!), so hat er die Druckkraft einer Bürde, welche Unempfind-

lichkeit hervorbringt. — Diese Denkweise ist mir sehr zuwider: sie unterschätzt den Werth des Schmerzes, (er ist so nützlich und förderlich als die Lust), den Werth der Erregung und Leidenschaft, er ist endlich gezwungen, zu sagen: alles, wie es kommt, ist mir recht, ich will nichts anders, — er beseitigt keinen Nothstand mehr, weil er die Empfindung für Nothstände getödtet hat. Das drückt er religiös aus, als volle Übereinstimmung mit allen Handlungen der Gottheit (zum Beispiel bei Epiktet).

129.

Was die Praxis betrifft: so betrachte ich die einzelnen moralischen Schulen als Stätten des Experiments, wo eine Anzahl von Kunstgriffen der Lebensklugheit gründlich geübt und zu Ende gedacht wurden: die Resultate aller dieser Schulen und aller ihrer Erfahrungen gehören uns, wir nehmen einen stoischen Kunstgriff deshalb nicht weniger gern an, weil wir schon epikuräische uns zu eigen gemacht haben. Jene Einseitigkeit der Schulen war sehr nützlich, ja sie war für die Feststellung dieser Experimente unentbehrlich. Der Stoicismus zum Beispiel zeigte, dass der Mensch sich willkürlich eine härtere Haut und gleichsam eine Art Nesselsucht zu geben vermöge: von ihm lernte ich, mitten in der Noth und im Sturme sagen: „was liegt daran?“ „was liegt an mir?“ Vom Epikuräismus nahm ich die Bereitwilligkeit zum Geniessen und das Auge dafür, wo alles uns die Natur den Tisch gedeckt hat.

130.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 285.)

„Aber wohin fliessen denn zuletzt alle Flüsse des Grossen und Grössten am Menschen? Giebt es für sie allein keinen Ocean?“ — Sei dieser Ocean: so giebt es einen.

131.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 436, 455.)

Nachkommen haben — das erst macht den Menschen stetig, zusammenhängend und fähig, Verzicht zu leisten: es ist die beste Erziehung. Die Eltern sind es immer, welche durch die Kinder erzogen werden, und zwar durch die Kinder in jedem Sinne, auch im geistigsten. Unsre Werke und Schüler erst geben dem Schiffe unseres Lebens den Compass und die grosse Richtung.

132.

Jene haben nöthig, Nacht zu machen, um ihr Licht leuchten zu lassen, — was hätte ich mit ihnen zu thun, da ich nicht zum Nachtlicht tauge? Ja, ich leugne öfter, als gut ist, die Nacht, wo sie nicht erst zu machen ist.

133.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 57.)

Ich gestehe, die Welt, wie sie sich mir nach reiflichstem Besinnen darstellt, dieses fortwachsende Phantom der Menschenköpfe, an dem wir alle in voller Blindheit arbeiten, dichten, lieben, schaffen, — dies ist ein Resultat, welches eigentlich meinem männlichen Instinct zuwider ist: daran mögen sich Frauen und Künstler, gemäss ihrer Instincte und ihrer Verwandtschaft mit allem Phantom-

haften, ergötzen. Ich fürchte bei seinem Anblick für die männlichen Tugenden und weiss nicht recht, wobei sich noch Tapferkeit und Gerechtigkeit und harte, geduldige Vernünftigkeit geltend machen soll, wenn alles so werdend, so phantastisch, so unsicher, so grundlos ist. Nun, wenigstens dies soll uns bleiben: als Männer wollen wir uns doch eben diese Wahrheit sagen, wenn sie nun einmal Wahrheit ist, und sie nicht vor uns verhehlen! Auch dem Anatomen ist der Cadaver oft zuwider, — aber seine Männlichkeit zeigt sich im Beharren. Ich will erkennen.

134.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 432.)

Ohne ein leidenschaftliches Vergnügen an den Abenteuern der Erkenntniss wird es einer schwerlich lange in ihrem gefahrvollen Reiche aushalten; und jedem, der für derlei „Ausschweifungen“ zu feige oder zu keusch ist, sei es billigerweise zugestanden, sich auch daraus eine Tugend und ein Lob zurecht zu machen. Für die stärkeren Geister aber gilt jene Forderung, dass man zwar ein Mensch der Leidenschaft, aber auch der Herr seiner Leidenschaften sein müsse, auch hinsichtlich ihrer Leidenschaft zur Erkenntniss. Wie Napoleon, zum Erstaunen Talleyrand's, seinen Zorn zur gewählten Zeit bellen und brüllen liess und dann wieder, ebenso plötzlich, zum Schweigen brachte, so soll es der starke Geist auch mit seinen wilden Hunden machen: er muss, wie heftig auch immer in ihm der Wille zur Wahrheit ist — es ist sein wildester Hund —, zur gewählten Zeit der leibhafte Wille zur Unwahrheit, der Wille zur Ungewissheit, der Wille zur Unwissenheit, vor allem zur Narrheit sein können.

135.

(Vgl. oben S. 144, Aph. 21; Wiederkunft des Gleichen, Aph. 120.)

Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückzufordern als Eigenthum und Erzeugniss des Menschen und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid. Oh über seine königliche Freigebigkeit, womit er die Dinge beschenkt hat, um sich zu verarmen und elend zu fühlen! Das ist seine grösste „Selbstlosigkeit", wie er bewundert und anbetet, und nicht weiss und wissen will, dass er schuf, was er bewundert. — Es sind die Dichtungen und Gemälde der Urmenschheit, diese „wirklichen" Naturscenen; — damals wusste man noch nicht anders zu dichten und zu malen, als indem man in die Dinge etwas hineinsah. Und diese Erbschaft haben wir gemacht. — Es ist diese erhabene Linie, dies Gefühl von trauernder Grösse, dies Gefühl des bewegten Meeres, alles erdichtet von unsern Vorfahren. Dieses Fest- und Bestimmtsehen überhaupt!

136.

Barbarisch, gerade die Schwäche einer Sache zu nehmen; das Gegentheil, eine Sache so zu nehmen, dass man an Stelle ihrer Schwäche die eigne Stärke zu stellen weiss und sie so beschenkt.

137.

Alle Leidenschaft trübt den Blick, 1) für das Object, 2) für den damit Behafteten. Und nun — Paradoxie! Leidenschaft der Erkenntniss, welche gerade die Erkenntniss erkennen will und ebenso den von der Leidenschaft

Befallenen! Unmöglich! Ist diese schöne Unmöglichkeit vielleicht ihr letzter Zauber!

138.

(Vgl. oben S. 77 f., Wiederkunft des Gleichen, Aph. 131, 132.)

Dies ist zum Verzweifeln: aus der Geschichte lehrt man uns, dass alle grossen Menschen höchst ungerecht waren, und dass ohne die unbedenkliche Überschätzung ihres Gedankens und Entwurfs, ohne eine tiefe innerliche ungebrochene fraglose Ungerechtigkeit sie nicht zu ihrer Grösse gekommen wären, — auch Jesus nicht, der wahrlich die Menschen nicht gerecht beurtheilt hat. Wie! Und nun sollte also die von uns geforderte Erziehung zur Gerechtigkeit, wie man uns entgegenhält, die Menschen abhalten, gross zu werden? Ihnen den grossartigen Zug und Schwung und beinahe allen Instinct nehmen? Und man müsste vielmehr solchen, die zur Grösse bestimmt seien, die Augen zuhalten und die Schlinge des Wahns um den Hals werfen und dankbar sein, wenn ihr Schicksal ihre Augen ganz blind macht? — Es sei, wie es sei: wir wollen gerecht werden und es darin so weit treiben, als es uns irgend möglich ist. Vielleicht auch hat man uns getäuscht, und viele jener grossen Männer waren nicht gross, sondern eben nur ungerecht, und andre von ihnen trieben ihre Gerechtigkeit so weit, als ihre Einsicht, ihre Zeit, ihre Erziehung, ihre Gegner es ihnen möglich machten. Sie glaubten an ihre Gerechtigkeit vielleicht sicherer, als wir an ihre Ungerechtigkeit!

139.

Ich wehre mich dagegen, Vernunft und Liebe, Gerechtigkeit und Liebe von einander zu trennen, oder gar sich entgegenzustellen und der Liebe den höheren

Rang zu geben! Liebe ist *comes,* bei Vernunft und Gerechtigkeit, sie ist die Freude an der Sache, Lust an ihrem Besitz, Begierde sie ganz zu besitzen und in ihrer ganzen Schönheit, — die ästhetische Seite der Gerechtigkeit und Vernunft, ein Nebentrieb.

Nachdem wir Vernunft und Gerechtigkeit haben, müssen wir die Leitern zerbrechen, die dazu führten; es ist die traurige Pflicht, dass diese höchsten Ergebnisse uns zwingen, gleichsam die Eltern und Voreltern vor Gericht zu laden. Gegen die Vergangenheit gerecht sein, sie wissen wollen, in aller Liebe! Hier wird unsre Vornehmheit auf die höchste Probe gestellt! Ich merke es, wer mit rachsüchtigem Hange vom Christenthum redet, — das ist gemein.

140.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 159.)

Erster Satz meiner Moral: man soll keine Zustände erstreben, weder sein Glück, noch seine Ruhe, noch seine Herrschaft über sich. Der Zustand soll immer nur *comes,* nie *dux virtutis* sein! Warum? — Auch nicht „das Ideal", — sondern jede kleine und grosse Handlung so erhaben und schön wie möglich und auch sichtbar ausführen! Die Art und Weise soll uns unterscheiden!

141.

Wir wollen es nicht machen wie Wagner's Wotan, der mit ungeheurer Wichtigkeit die alte Erda aus ihrem Schlafe weckt, um ihr zu sagen, dass sie weiter schlafen könne, — und auch nicht wie Wagner's Parsifal: ein Arzt, der zwar seine Patientin heilt, doch so, dass diese gleich nach der Heilung stirbt, — und zwar mit rückwirkender Kraft: denn irgend ein alter Grossvater muss

auch deshalb noch sterben. Ja, wir wollen Aufwecker und Ärzte sein, doch so, dass die Aufgeweckten nicht wieder einschlafen müssen, und die Geheilten nicht an der Heilung zu Grunde gehn.

142.

Nein, dazu bin ich nicht gemacht, das Gewissen der Menschen noch zu beschweren! Ich will, dass sie ihres Glückes mehr Acht haben, „aller der hundert Quellen, selbst in der Wüste", wie ein deutscher Dichter sagt. — Und dass sie selber von ihrem Unglücke, Unvermögen und Untugenden besser denken als bisher, — sie nützen damit ebenfalls, und wahrscheinlich sogar liegen da ihre eignen Lust- und Glücks- und Kraft- und Tugendbedingungen.

143.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 337.)

Im Alterthum hatte jeder höhere Mensch die Begierde nach dem Ruhme, — das kam daher, dass jeder mit sich die Menschheit anzufangen glaubte und sich genügende Breite und Dauer nur so zu geben wusste, dass er sich in alle Nachwelt hinein dachte, als mitspielender Tragöde der ewigen Bühne. Mein Stolz dagegen ist: „ich habe eine Herkunft", — deshalb brauche ich den Ruhm nicht. In dem, was Zarathustra Moses Muhamed Jesus Plato Brutus Spinoza Mirabeau bewegte, lebe ich auch schon, und in manchen Dingen kommt in mir erst reif an's Tageslicht, was embryonisch ein paar Jahrtausende brauchte. Wir sind die ersten Aristokraten in der Geschichte des Geistes, — der historische Sinn beginnt erst jetzt.

144.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 535.)

Meine Gedanken betreffen zu hohe und feine Dinge, sie könnten nur wirken, wenn der stärkste persönliche Druck hinzukäme. Vielleicht wird der Glaube an meine Autorität erst durch Jahrhunderte so stark, um die Menschen zu vermögen, ohne Beschämung, das Buch dieser Autorität so streng und ernst zu interpretiren wie einen alten Classiker (zum Beispiel Aristoteles). Der Glaube an den Menschen muss wachsen, damit sein Werk nur den nöthigen Grad von entgegenkommender Intelligenz findet: der Glaube also und das Vorurtheil. Deshalb bestand man ehemals so auf „Inspiration“: jetzt — — —

145.

Wo finden wir, wir Einsamsten der Einsamen — denn das werden wir sicher einmal sein, durch die Nachwirkung der Wissenschaft —, wo finden wir einen Genossen für den Menschen! Ehedem suchten wir einen König, einen Vater, einen Richter für alles, weil es uns an rechten Königen, rechten Vätern, rechten Richtern mangelte. Nachmals werden wir den Freund suchen: — die Menschen werden selbsteigne Herrlichkeiten und Sonnenkreise geworden sein, — aber einsam. Der mythenbildende Trieb geht dann aus nach dem Freunde.

146.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 145.)

Im kleinen und erbärmlichen Leben klingen trotzdem die Accorde des grossen Lebens vergangener Menschen hindurch: jede Werthschätzung hat in grossen Bewegungen einzelner Seelen ihre Herkunft.

147.

Es genügen ausserordentlich kleine Veränderungen der Werthschätzungen, um ganz ungeheuer verschiedene Weltbilder zu bekommen (Anordnung der Güter).

148.

Wir sind nicht die Reste und Überbleibsel der Menschheit (wie wir dies gewiss von der organisch werdenden Welt sind). Vieles Neue kann von uns noch ausgehn, was den Charakter der Menschheit verändert.

149.

Das neue Problem: ob nicht ein Theil der Menschen auf Kosten der andern zu einer höheren Rasse zu erziehn ist. Züchtung — —

150.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 314.)

Nein, ich will nicht älter sein, als ich bin. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen (wie zum heiligen Johannes).

151.

(Vgl. oben: die Wiederkunft des Gleichen, 5. Buch.)

Eine ganz andre Äternisirung: — der Ruhm geht in einer falschen Dimension vorwärts. Wir müssen die ewige Tiefe hineinlegen, die ewige Wiederholbarkeit.

152.

(Vgl. Bd. VIII, S. 377, Ruhm und Ewigkeit 3.)

Nachts, bei bestirntem Himmel, regt sich wohl ein Gefühl, wie armselig unsere Fähigkeit zum Hören ist. Oh dieser todtenstille Lärm! —

153.

Jener Kaiser hält sich beständig die Vergänglichkeit aller Dinge vor, um sie nicht zu wichtig zu nehmen und ruhig zu bleiben. Auf mich wirkt die Vergänglichkeit ganz anders, — mir scheint alles viel mehr werth zu sein, als dass es so flüchtig sein dürfte, — mir ist, als ob die kostbarsten Weine und Salben in's Meer gegossen würden.

154.

Du fühlst, dass du Abschied nehmen musst, bald vielleicht, — und die Abendröthe dieses Gefühls leuchtet in dein Glück hinein. Achte auf dieses Zeugniss: es bedeutet, dass du das Leben und dich selber liebst, und zwar das Leben, so wie es bisher dich getroffen und dich gestaltet hat, — und dass du nach Verewigung desselben trachtest. *Non alia sed haec vita sempiterna!* Wisse aber auch, dass die Vergänglichkeit ihr kurzes Lied immer wieder singt, und dass man im Hören der ersten Strophe vor Sehnsucht fast stirbt, beim Gedanken, es möchte für immer vorbei sein.

155.

Lux mea crux,
crux mea lux.

Vorarbeiten und Nachträge

zu

Also sprach Zarathustra.

(1882—1886.)

1. Gedanken zur Erklärung des Zarathustra.

Einleitendes.

1.

Bruchstück einer Vorrede zu einer Zarathustra-Erklärung.

... zu den Reden Zarathustra's abgiebt und abgeben soll, so vielleicht doch eine Art vorläufiges Glossarium, in dem die wichtigsten Begriffs- und Werth-Neuerungen jenes Buchs — eines Ereignisses ohne Vorbild, Beispiel, Gleichniss in aller Litteratur — irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind. Gesetzt endlich, meine Herrn Leser, dass gerade diese Namen euch nicht gefallen, euch nicht verführen, gesetzt sogar, dass *vestigia terrent* ..., wer sagt euch, dass ich's anders will? Für meinen Sohn Zarathustra verlange ich Ehrfurcht, und es soll nur den wenigsten erlaubt sein, ihm zuzuhören. Über mich dagegen, „seinen Vater", — dürft ihr lachen, wie ich selbst es thue. Oder, um mich einer Redensart zu bedienen, die über meiner Hausthür steht, und alles Gesagte noch einmal kurz zu sagen:

ich wohne in meinem eignen Haus,
hab niemandem nie nichts nachgemacht,
und lachte noch jeden Meister aus,
der nicht sich selber — ausgelacht.

2.

Ich musste Zarathustra, einem Perser, die Ehre geben: Perser haben zuerst Geschichte im ganzen, grossen gedacht. Eine Abfolge von Entwicklungen, jeder präsidirt ein Prophet. Jeder Prophet hat seinen Hazar, sein Reich von tausend Jahren.

3.

Die Sprache Luther's und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen Poesie: — das ist meine Erfindung!

Das Antikisiren, das Reim-Wesen — alles falsch und redet nicht tief genug zu uns: oder gar der Stabreim Wagner's!

4.

Unter Künstlern der Zukunft. — Ich sehe hier einen Musiker, der die Sprache Rossini's und Mozart's wie seine Muttersprache redet, jene zärtliche, tolle, bald zu weiche, bald zu lärmende Volkssprache der Musik mit ihrer schelmischen Indulgenz gegen alles, auch gegen das „Gemeine", — welcher sich aber dabei ein Lächeln entschlüpfen lässt, das Lächeln des Verwöhnten, Raffinirten, Spätgeborenen, der sich zugleich aus Herzensgrunde beständig noch über die gute alte Zeit und ihre sehr gute, sehr alte, altmodische Musik

lustig macht: aber ein Lächeln voll Liebe, voll Rührung selbst . . . Wie? ist das nicht die beste Stellung, die wir heute zum Vergangnen überhaupt haben können, — auf diese Weise dankbar zurückblicken und es selbst „den Alten“ nachmachen, mit viel Lust und Liebe für die ganze grossväterliche Ehrbarkeit und Unehrbarkeit, aus der wir herstammen, und ebenso mit jenem sublimen Körnchen eingemischter Verachtung, ohne welches alle Liebe zu schnell verdirbt und modrig wird, „dumm“ wird . . . . Vielleicht dürfte man sich etwas Ähnliches auch für die Welt des Worts versprechen und ausdenken, nämlich dass einmal ein verwegener Dichter-Philosoph käme, raffinirt und „spätgeboren“ bis zum Excess, aber befähigt, die Sprache der Volks-Moralisten und heiligen Männer von ehedem zu reden, und dies so unbefangen, so ursprünglich, so begeistert, so lustig-geradewegs, als wenn er selbst einer der „Primitiven“ wäre; dem aber, der Ohren noch hinter seinen Ohren hat, einen Genuss ohne Gleichen bietend, nämlich zu hören und zu wissen, was da eigentlich geschieht, — wie hier die gottloseste und unheiligste Form des modernen Gedankens beständig in die Gefühlssprache der Unschuld und Vorwelt zurückübersetzt wird, und in diesem Wissen den ganzen heimlichen Triumph des übermüthigen Reiters mitzukosten, der diese Schwierigkeit, diesen Verhau vor sich aufthürmte und über die Unmöglichkeit selbst hinweggesetzt ist. —

* * *

Erkennen und Schaffen.

5.

(Vgl. Bd. IX, Nachträge zur Geburt der Tragödie: die Tragödie u. die Freigeister.)

Hinter meiner ersten Periode grinst das Gesicht des Jesuitismus, ich meine: das bewusste Festhalten an der Illusion und zwangsweise Einverleibung derselben als Basis der Cultur. Oder aber: Buddhismus und Verlangen in's Nichts. (Der Schopenhauerische Widerspruch zwischen Theorie und Praxis unhaltbar.) Der ersten Gefahr ist Wagner erlegen.

6.

Um mir Freiheit von den alten Idealen zu schaffen, wandte ich mich mit Wohlwollen hin nach den entgegengesetzten Idealen: ich suchte das Beste auch an dieser Zeit heraus.

Mir die ganze Immoralität des Künstlers in Hinsicht auf meinen Stoff (Menschheit) zu erobern: das war die Arbeit meiner letzten Jahre.

Die geistige Freiheit und Freudigkeit mir zu erobern, um schaffen zu können und nicht durch fremde Ideale tyrannisirt zu werden. (Im Grunde kommt wenig darauf an, wovon ich mich loszumachen hatte: Genie, der Heilige, die Metaphysik, alle bisherigen Ideale, die höchste Moralität.)

Meine Lieblings-Form der Losmachung aber war die künstlerische: das heisst, ich entwarf ein Bild dessen, was mich bis dahin gefesselt hatte: so Schopenhauer, Wagner, die Griechen, — zugleich ein Tribut der Dankbarkeit.

Zur Überwindung der bisherigen Ideale (Philosoph, Künstler, Heiliger) that eine Entstehungs-Geschichte Noth.

An Stelle des Heiligen-Liebenden stellte ich den, der alle Phasen der Cultur liebevoll-gerecht nachempfindet: den historischen Menschen der höchsten Pietät.

An Stelle des Genie's setzte ich den Menschen, der über sich selber den Menschen hinausschafft (neuer Begriff der Kunst, gegen die Kunst der Kunstwerke).

An Stelle des Philosophen setzte ich den freien Geist, der dem Gelehrten, Forscher, Kritiker überlegen ist und über vielen Idealen noch leben bleibt: der, ohne Jesuit zu werden, trotzdem die unlogische Beschaffenheit des Daseins ergründet: der Erlöser von der Moral.

Es that Noth, mich von dem Wahne zu erlösen, dass die Natur verlernen müsse, Ziele zu haben.

Lösung von der Weltmüdigkeit: dafür jetzt meine Lehre von der Erlösung des Menschen von sich selber.

Grundgedanke: „Sie haben erkannt, und es ekelt sie zu handeln.“ Sie rettet die Kunst, und durch die Kunst rettet sie sich — das Leben.“ (Geburt der Tragödie, Abschn. 7.) Mein weiteres Leben ist die Consequenz.

Künstler (Schaffender), Heiliger (Liebender) und Philosoph (Erkennender) in einer Person zu werden: — mein praktisches Ziel!

7.

Ich begreife nur ein Wesen, welches zugleich eins ist und vieles, sich verändert und bleibt, erkennt, fühlt, will, — dies Wesen ist meine Urthatsache.

8.

(Vgl. Genealogie der Moral, Abhdlg. 1, Abschn. 12.)

Ich will das Leben nicht wieder. Wie hab ich's ertragen? Schaffend. Was macht mich den Anblick aushalten? Der Blick auf den Übermenschen, der das Leben bejaht. Ich habe versucht, es selber zu bejahen — Ach!

9.

(Vgl. Theil 2, auf den glückseligen Inseln.)

Die Nicht-That, das Gehen-Lassen, das Nicht-Schaffen, das Nicht-Zerstören, — das ist mein Böses. Der Erkennende als der Nicht-Begehrende auch.

10.

Ein Trieb der Selbst-Zerstörung: nach Erkenntnissen greifen, die einem allen Halt und alle Kraft rauben.

11.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 211.)

Erkennen ist ein Begehren und Durst: Erkennen ist ein Zeugen. Liebe zum Leiblichen und zur Welt ist die Folge des Erkennens als eines Willens. Als ein Schaffen ist alles Erkennen ein Nicht-Erkennen. Das Durchschauen wäre der Tod, der Ekel, das Böse. Es giebt gar keine Form des Erkennens, als die des Erst-Schaffens. Subject sein. —

Die grösste Gefahr ist der Glaube an das Wissen und Erkanntsein (also an Gott), das heisst an das Ende des Schaffens. Dies ist die grosse Müdigkeit. „Es ist nichts".

Alles Erkennen hat als Schaffen kein Ende. Jedem Menschen müsste eine Erklärung der Welt entsprechen,

die ganz ihm gehörte: ihm als einer ersten Bewegung. Wir wollen nur uns nicht zu uns bekennen und schielen nach der Heerde.

Und auch jene, welche sich vom Leben abwandten und Freude und Frieden dadurch fanden, — sie fanden es, indem sie ein Bild eines solchen Lebens schufen, als Schaffende! — „Als Schaffende machtet ihr eurem Leiden ein Ende! Und liebtet so euer Leben!“

12.

Die Bescheidung: um Raum und Kraft und Muth zum Schaffen zu finden. Begrenzung auf das Menschliche, im Gegensatz zu „Weltprocess“ und „Hinterwelt“.

13.

(Vgl. Theil 2, von der Erlösung.)

Die Vergangenheit befruchten und die Zukunft zeugen, — das sei mir Gegenwart!

* * *

Das neue Ziel.

14.

Ein Factum, ein Werk ist für jede Zeit und jede neue Art von Mensch von neuer Beredsamkeit. Die Geschichte redet immer neue Wahrheiten.

15.

(Vgl. Genealogie der Moral, Abhdlg. 3, Abschn. 28.)

„Gut zu etwas", „schlimm für etwas": ursprünglich sind alle moralischen Urtheile Urtheile über Mittel zu Zwecken. Aber man vergass allmählich die Zwecke, und „gut", „schlecht" blieb übrig, — als ob es an sich etwas Gutes geben könnte. Man lobte und tadelte immer in Hinsicht auf einen Zweck: endlich aber leugnete man den Zweck, um ganz voll loben und tadeln zu können, als nämlich Gefühle, wie Verehrung, Liebe oder Ekel, sofort bei diesen Mitteln empfunden wurden. Der Affect also ist es, der das „Gute an sich" geschaffen hat und das „Böse an sich".

Wie es nun auch stehn möge mit diesen einverleibten „moralischen Gefühlen," — aus der Geschichte der moralischen Gefühle ergiebt sich, dass keine Gütertafel, kein letzter Zweck stehn geblieben ist, — alles ist widerlegt. Wir haben eine ungeheure Kraft moralischer Gefühle in uns, aber keinen Zweck für alle! Unter sich sind sie im Widerspruch: sie stammen aus verschiedenen Gütertafeln. Es giebt eine ungeheure moralische Kraft, aber es giebt kein Ziel mehr, in dem alle Kraft verwendet werden könnte.

16.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 141.)

Alle Ziele sind vernichtet. Die Menschen müssen sich eins geben. Es war ein Irrthum, dass sie eins hätten: sie haben sie sich alle gegeben. Aber die Voraussetzungen für alle früheren Ziele sind vernichtet. Die Wissenschaft zeigt den Fluss, aber nicht das Ziel: sie giebt aber Voraussetzungen, denen das neue Ziel entsprechen muss.

17.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 203.)

Auch das Rückwärtsgehen, Verfallen, beim Einzelnen und bei der Menschheit, muss seine Ideale erzeugen: und immer wird man glauben, fortzuschreiten! Das Ideal „Affe“ könnte irgendwann einmal vor der Menschheit stehen — als Ziel.

18.

Die tiefe Unfruchtbarkeit des 19. Jahrhunderts. Ich bin keinem Menschen begegnet, der wirklich ein neues Ideal gebracht hätte. Am längsten hat mich der Charakter der deutschen Musik zu hoffen verleitet. Ein stärkerer Typus, in dem unsre Kräfte synthetisch gebunden sind: — mein Glaube.

Anscheinend ist alles *décadence*. Man muss das Zu-Grunde-gehn so leiten, dass es den Stärksten eine neue Existenzform ermöglicht.

19.

Die Vergangenheit in uns zu überwinden: die Triebe neu combiniren und alle zusammen richten auf ein Ziel: — sehr schwer! Es sind durchaus nicht nur die bösen Triebe, welche zu überwinden sind, — auch die sogenannten guten Triebe müssen überwältigt werden und neu geweiht!

20.

Auch die Triebe der zukünftigen Menschheit sind schon da und verlangen ihre Befriedigung, — ob wir sie gleich noch nicht bewusst kennen. So giebt es auch im grossen Individuum eine anscheinende Sorge für noch nicht vorhandene Bedürfnisse.

21.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 225.)

Was ist es, das den Dingen Sinn, Werth, Bedeutung verlieh? Das schaffende Herz, welches begehrte und aus Begehren schuf. Es schuf Lust und Wehe. Es wollte sich auch mit dem Wehe sättigen. Wir müssen alles Leiden, das gelitten worden ist, von Menschen und Thieren, auf uns nehmen und bejahen, und ein Ziel haben, in dem es Vernunft erhält.

22.

Zarathustra will keine Vergangenheit der Menschheit verlieren, alles in den Guss werfen.

23.

(Vgl. Jenseits, Aph. 211; Genealogie der Moral, Abhdlg. 2, Abschn. 25.)

Ich sehe etwas Furchtbares voraus. Chaos am nächsten, alles Fluss.

1) Nichts, was an sich Werth hat, nichts, was befiehlt „du sollst".
2) Wir müssen das Schaffen dem Anblick dieser Vernichtung entgegenstellen.
3) Diesen wandelnden Zielen müssen wir ein Ziel entgegenstellen, — es schaffen.
4) Als Stoff haben wir alles Einverleibte, darin sind wir nicht frei. Diesen Stoff fassen, begreifen (durch Wissenschaft).
5) Den Übermenschen schaffen, nachdem wir die ganze Natur auf uns hin gedacht, denkbar gemacht haben.
6) Wie können wir etwas uns ganz Verwandtes lieben: wir lieben am besten ein erdachtes Wesen. Gegen ein Weib und ein Kind braucht die Liebe nicht befohlen zu werden. Vortheil des Übermenschen.

24.

Jedesmal die Mitte, wenn der Wille zur Zukunft entsteht: das grösste Ereigniss steht bevor!

Um die Mitte der Bahn entsteht der Übermensch.

* * *

Der Reformator.

25.

Gegen alle bloss Geniessenden! Auch die Einsamkeit als Selbstgenuss, selbst die des Selbstquälers.

26.

(Vgl. Genealogie der Moral, Abhdlg. 3, Abschn. 7—10.)

Die Züchtung der besseren Menschen ist ungeheuer viel schmerzhafter. Ideal der dabei nöthigen Opfer bei Zarathustra zu demonstriren:

Verlassen von Heimath, Familie, Vaterland.

Leben unter der Verachtung der herrschenden Sittlichkeit.

Qual der Versuche und Fehlgriffe.

Lösung von alle den Genüssen, welche die älteren Ideale boten (man empfindet sie theils feindlich, theils fremd auf der Zunge).

27.

Der Wille zum Leiden. — Hauptlehre: in unsrer Macht steht die Zurechtlegung des Leidens zu einem Segen, des Giftes zu einer Nahrung.

Ihr müsst zeitweilig in der Welt leben, ihr Schaf-

fenden. Ihr müsst beinahe zu Grunde gehen — und hinterdrein euer Labyrinth und eure Verirrung segnen. Ihr könnt sonst nicht schaffen, sondern nur absterben. Ihr müsst eure Auf- und Untergänge haben. Ihr müsst euer Böses haben und zeitweilig wieder auf euch nehmen. Ihr ewig Wiederkehrenden, ihr sollt selber aus euch eine Wiederkehr machen.

Man muss vergehn wollen, um wieder entstehn zu können, — von einem Tage zum andern. Verwandlung durch hundert Seelen, — das sei dein Leben, dein Schicksal! Und dann zuletzt: diese ganze Reihe noch einmal wollen!

28.

Wie viel opfert der Feldherr, Fürst, der Sich-selber-Verantwortliche, — das ist hoch zu ehren!

Jedes Opfer, das der Herrschende bringt, wird hundertfach aufgewogen.

Alle Tugend und Selbstüberwindung hat nur Sinn als Vorbereitung des Herrschenden!

Die ungeheure Aufgabe des Herrschenden, der sich selber erzieht; — die Art Menschen und Volk, über welche er herrschen will, muss in ihm vorgebildet sein: da muss er erst Herr geworden sein!

Wenn die Mitmenschen nur eine Art von unsern Empfindungen sind: so ist folglich Herrschaft nur eine Art von Selbst-Beherrschung: und der Wille, Herr zu sein, ist gleich der höchsten Besiegung von eigner Furcht und Mitleid und Verwandlung des andern in unsre Function, — also Herstellung eines Organismus.

Alle schöpferischen Naturen ringen um Einfluss, auch wenn sie allein leben, — „Nachruhm“ ist nur ein falscher Ausdruck für das, was sie wollen.

29.

Die typischen Leiden des Reformators und auch seine Tröstungen:

Er lebt wie über den Zeiten: seine Höhe giebt ihm Verkehr mit den Einsamen und Verkannten aller Zeiten.

Er hasst nicht, er wehrt sich nur noch mit seiner Schönheit.

Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend.

Seine Liebe nimmt zu in der Unmöglichkeit, mit ihr wohlzuthun.

30.

(Vgl. Jenseits, Aph. 225.)

Der Conflict des Herrschenden ist die Liebe zu den Fernen in ihrem Kampf mit der Liebe zu den Nächsten.

Schöpfersinn und Güte sind nicht Gegensätze, sondern ein- und dasselbe, aber mit fernen oder nahen Perspectiven.

31.

Der grosse Erzieher wie die Natur: er muss Hindernisse thürmen, damit sie überwunden werden.

32.

Gesetz für Gesetzgeber.

Aus Betenden müssen wir Segnende werden!

* * *

Die neue Religion.

33.

(Vgl: Jenseits von Gut und Böse, Aph. 129.)

Ich habe den ganzen Gegensatz einer religiösen Natur absichtlich ausgelebt. Ich kenne den Teufel und seine Perspectiven für Gott.

34.

(Vgl. Genealogie der Moral, Abhdlg. 3, Abschn. 11 ff.)

Ich betrachte alle metaphysische und religiöse Denkweise als Folge einer Unzufriedenheit am Menschen und eines Triebes nach einer höheren übermenschlichen Zukunft, — nur dass der Mensch sich in's Jenseits flüchten wollte: statt an der Zukunft zu bauen. Ein Missverständniss der höheren Naturen, die am hässlichen Bild des Menschen leiden.

35.

(Vgl. Jenseits, Aph. 61.)

Wenn ihr das Gesetz von Lust und Unlust über euch fühlt und kein höheres: nun, wohlan, so wählt euch die angenehmsten und nicht die wahrscheinlichsten Meinungen: wozu bei euch Atheismus! — Der Gegensatz von Atheismus und Theismus ist nicht „Wahrheit“ und „Unwahrheit“, sondern dass wir uns eine Hypothese nicht mehr gestatten, die wir andern recht gern noch gestatten (mehr noch!). Die Frömmigkeit ist die einzig erträgliche Form des gemeinen Menschen: wir wollen, dass das Volk religiös wird, damit wir nicht Ekel vor ihm empfinden: wie jetzt, wo der Anblick der Massen ekelhaft ist.

Wir stellen uns gefährlicher hin und geben uns vielmehr dem Schmerze, dem Gefühl der Entbehrung hin: unser Atheismus ist ein Suchen nach Unglück, wofür die gemeine Art Mensch gar kein Verständniss im Leibe hat.

36.

Sobald ihr glaubt, es gäbe neben der absoluten Causalität noch einen Gott oder einen Zweck, so ist der Gedanke an die Necessität unerträglich.

37.

Die Natur muss nach Analogie des Menschen vorgestellt werden, als irrend, versuchend, gut und böse, — als kämpfend und sich überwindend.

38.

(Vgl. Zarathustra, Theil 2, auf den glückseligen Inseln.)

So wie wir die Moral nicht mehr nöthig haben, so auch nicht mehr die Religion. Das „ich liebe Gott", — die einzige alte Form des Religiösen, ist in die Liebe eines Ideals umgesetzt, — ist schöpferisch geworden: — lauter Gott-Menschen.

39.

Die Ehrfurcht vor Gott ist die Ehrfurcht vor dem Zusammenhang aller Dinge und Überzeugung von höhern Wesen, als der Mensch ist.

Götter bilden, nach Göttern sich und andre bilden. Der Künstler ist Götter-Bildner (er liest das Gelungene aus, unterstreicht es u. s. w.)

40.

Schmelz- und Umschmelzprocess der Frommen und Priester.

41.

Zarathustra wie ein Gott darüber sinnend, ob er seine Gedanken den Menschen mittheilt. Welche Motive empfindet ein Gott gegen Menschen?

Die Religion umzudeuten von diesem Standpunkte: der Gott in seiner Beziehung zu den Menschen.

42.

So wie die niedern Menschen zu Gott aufsahen, sollten wir billigerweise einmal zu meinem Übermenschen aufsehen.

* * *

Der Übermensch.

43.

„Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muss“: — es kommt auf das *tempo* an: die Griechen bewunderungswürdig: ohne Hast. — Meine Vorfahren Heraklit, Empedokles, Spinoza, Goethe.

44.

(Vgl. Jenseits, Aph. 203, 211.)

Wer soll der Erde Herr sein? Das ist der Refrain meiner praktischen Philosophie.

45.

(Vgl. Genealogie d. Moral, 3. Abhdlg., Abschn. 13, 14; Antichrist, Cap. 6, 14.)

Geschichte ist Entwicklung der Zwecke in der Zeit: so dass immer Höhere aus den Niedrigen wachsen. Zu erklären, warum immer höhere Formen des Lebens entstehen müssen. Darüber sind ja die Teleologen und Darwinisten eins, dass es geschieht. Aber das Ganze ist eine Hypothese, auf Grund der Werthschätzungen, — und zwar neuer Werthschätzungen. Das Umgekehrte, dass alles bis zu uns herab Verfall ist, ist ebenso beweisbar. Der Mensch, und gerade der Weiseste, als die höchste Verirrung der Natur und Selbstwiderspruch (das leidendste Wesen): bis hieher sinkt die Natur. Das Organische als Entartung.

46.

(Vgl. Jenseits, Aph. 203.)

Der höchste Gesichtspunkt auch des socialistischen Jesuitismus: Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Beglückung. Beglückung der Menschheit durch Aufrechterhaltung der Illusion des Glaubens.

Dazu meine Gegenbewegung: Beherrschung der Menschheit zum Zweck ihrer Überwindung. Überwindung durch Lehren, an denen sie zu Grunde geht, ausgenommen die, welche sie aushalten.

„Der Zweck des Menschen ist die Arterhaltung, und nur insofern auch die Erhaltung seiner Person" — jetzige Theorie.

47.

Die „Wahrheit", die „Vernichtung der Illusionen", „auch der moralischen Illusion", — als das grosse Mittel der Überwältigung der Menschheit (ihre Selbstzerstörung!)

48.

(Vgl. Jenseits, Aph. 60.)

Ein höheres Wesen, als wir selber sind, zu schaffen ist unser Wesen. Über uns hinaus schaffen! Das ist der Trieb der Zeugung, das ist der Trieb der That und des Werks. — Wie alles Wollen einen Zweck voraussetzt, so setzt der Mensch ein Wesen voraus, das nicht da ist, das aber den Zweck seines Daseins abgiebt. Dies ist die Freiheit alles Willens! Im Zweck liegt die Liebe, die Verehrung, das Vollkommensehn, die Sehnsucht.

49.

(Vgl. 1. Theil, von der schenkenden Tugend, Abschn. 2; Antichrist Cap. 3, 4.)

Zarathustra's Consequenz ist, dass der Mensch, um den Gedanken nicht zu fühlen, zum Thier zurück sich bilden muss. Oder zum Übermenschen (Züchtung durch Wahl des Ortes, Geschlechter, Nahrung u. s. w.).

Bruch mit der Vergangenheit (unhistorische Denkweise nothwendig für ihn). Eine Art Volk bilden.

Ein langdauerndes Individuum bilden (ein Volk), um seine Gedanken in Fleisch, Blut und Wille zu übersetzen.

Es muss viele Übermenschen geben: alles Gute entwickelt sich nur unter seines Gleichen. Ein Gott wäre immer ein Teufel! Eine herrschende Rasse.

50.

(Vgl. Genealogie d. Moral, 1. Abhdlg., Abschn. 11, 12.)

Meine Forderung: Wesen hervorzubringen, welche über der ganzen Gattung „Mensch" erhaben dastehen: und diesem Ziele sich und „die Nächsten" zu opfern.

Die bisherige Moral hatte ihre Grenze innerhalb der Gattung: alle bisherigen Moralen waren nützlich, um der

Gattung zuerst unbedingte Haltbarkeit zu geben: wenn diese erreicht ist, kann das Ziel höher genommen werden.

Die eine Bewegung ist unbedingt: die Nivellirung der Menschheit, grosse Ameisen-Bauten u. s. w. (Dühring zu charakterisiren als ausserordentlich ärmlich und typisch-gering, trotz seinen pathetischen Worten.)

Die andere Bewegung, meine Bewegung: ist umgekehrt die Verschärfung aller Gegensätze und Klüfte, Beseitigung der Gleichheit, das Schaffen Über-Mächtiger.

Jene erzeugt den letzten Menschen, meine Bewegung den Übermenschen. Es ist durchaus nicht das Ziel, die letzteren als die Herren der ersten aufzufassen: sondern: es sollen zwei Arten nebeneinander bestehen, — möglichst getrennt; die eine wie die epikurischen Götter sich um die andre nicht kümmernd.

51.

(Vgl. Genealogie d. Moral, 2. Abhlg., Abschn. 24.)

Keine Ungeduld! Der Übermensch ist unsre nächste Stufe! Dazu, zu dieser Beschränkung gehört Mächtigkeit und Männlichkeit.

Den Menschen über sich hinaus steigern, gleich den Griechen, nicht unleibliche Phantasmata. Die körperliche Stärke soll auf der Seite des grössten Gedankens sein: — so lange muss Krieg sein zwischen den verschiedenen Gedanken! Der höhere Geist an einen schwächlichen nervösen Charakter gebunden — ist zu beseitigen. Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes und nicht nur des Gehirns.

Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten — Grundsatz für Zarathustra. — Aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden: den Menschen nach seinem Bilde umzuschaffen: — das will er, das ist seine Ehrlichkeit.

52.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 382.)

Maass und Mitte zu finden im Streben über die Menschheit hinaus: es muss die höchste und kraftvollste Art des Menschen gefunden werden! Die höchste Tendenz fortwährend im Kleinen darstellen: — Vollkommenheit, Reife, rothbäckige Gesundheit, wildes Ausströmen von Macht. Wie ein Künstler an dem Tagewerk arbeiten, an jedem Werke es zur Vollkommenheit bringen, der beste Bruder sein. Die Ehrlichkeit in dem Motive-sich-Eingestehn, wie es dem Mächtigen geziemt.

53.

Das Genie sieht Zarathustra wie die Verkörperung seines Gedankens.

54.

Alle Zeichen des Übermenschlichen erscheinen als Krankheit oder Wahnsinn am Menschen.

Der Übermensch hat aus Überfülle des Lebens jene Erscheinungen, wie der Opiumraucher und der Wahnsinn und der dionysische Tanz; er leidet nicht an den Nachwehen.

Zu vielem führt die Krankheit jetzt, was an sich nicht Symptom der Krankheit ist: zum Beispiel Vision.

55.

„Zum ersten Male brachte ich wieder den Gerechten, den Helden, den Dichter, den Erkennenden, den Wahrsager, den Führer zusammen: über den Völkern stellte ich mein Gewölbe hin: Säulen, auf denen auch ein Himmel ruht, — stark genug, einen Himmel zu tragen.“ (So soll der Übermensch sprechen!)

56.

Ich fürchtete mich unter Menschen: es verlangte mich unter Menschen, und nichts stillte mich. Da gieng ich in die Einsamkeit und schuf den Übermenschen. Und als ich ihn geschaffen, ordnete ich ihm den grossen Schleier des Werdens und liess den Mittag um ihn leuchten.

* * *

Die Rangordnung.

57.

(Vgl. Jenseits, Aph. 61.)

Es ist nicht genug, eine Lehre zu bringen: man muss auch noch die Menschen gewaltsam verändern, dass sie dieselbe annehmen! — Das begreift endlich Zarathustra.

Wenn du auch nur dein Ideal willst, musst du alle Welt dazu zwingen.

„Die Masse muss man zu ihrer Vernunft zwingen und selbst zu ihrem Nutzen noch peitschen."

Den Glauben der Menge achten und sie mit ihm gängeln, — selber skeptisch: man muss auch den Glauben beherrschen.

58.

(Vgl. oben S. 189, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 149.)

Über die Massen müssen wir so rücksichtslos denken wie die Natur: sie erhalten die Art.

59.

(Vgl. Jenseits, Aph. 242.)

Die eudämonistischen socialen Ideale führen die Menschen zurück, — sie erzielen vielleicht eine sehr nützliche Arbeiter-Species, — sie erfinden den idealen Sclaven der Zukunft, die niedere Kaste, die nicht fehlen darf!

60.

(Vgl. oben, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 186; Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 24.)

Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger: aber über ihnen die höhere Kaste, sich auszeichnend durch Bedürfnisslosigkeit: also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht.

Für die niederen Menschen gelten die umgekehrten Werthschätzungen; es kommt darauf an, in sie die Tugenden zu pflanzen. Die absoluten Befehle, furchtbare Zwingmeister, sie dem leichten Leben entreissen.

Die andern dürfen gehorchen: und ihre Eitelkeit verlangt, dass sie nicht abhängig von grossen Menschen, sondern von „Principien“ erscheinen.

Thatsächlich versuchen die Menschen immer, die grossen Einzelnen sich entbehrlich zu machen durch Körperschaften u. s. w. Aber sie hängen ganz ab von jenen Vorbildern.

61.

(Vgl. oben S. 79, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 132.)

Ringkampf um die Verwendung der Macht, welche die Menschheit repräsentirt! Zarathustra ruft zu diesem Ringkampfe auf.

Unser Ideal durchsetzen: — Ringen um die Macht auf die Weise, wie es aus dem Ideale folgt.

62.

Hauptlehre: auf jeder Stufe es zur Vollkommenheit und zum Wohlgefühl bringen, — nicht springen!

Erst die Gesetzgebung. Nach der Aussicht auf den Übermenschen auf schauerliche Weise die Lehre der Wiederkunft: jetzt erträglich!

* * *

Das Gesetz und die Einzelnen.

63.

(Vgl. Jenseits, Aph. 212.)

Der Herolds-Aufruf an die Einzelnen (und ihre Ideale).

Herrschen? Meinen Typus andern aufnöthigen: grässlich! Ist mein Glück nicht gerade das Anschaun vieler andrer?

Gerade jene zum Wettkampfe um Macht aufrufen, welche sich gerne verstecken und für sich leben möchten, — auch die Weisen, Frommen, Stillen im Lande! Hohn über ihre geniessende Einsamkeit!

Fluch darüber, dass die Besten sich zurückziehn ohne Kinder!

64.

Alle Wesen nur Vorübungen in der Vereinigung (Einverleibung) von Gegensätzen.

65.

(Vgl. Genealogie der Moral, 2. Abhdlg., Abschn. 2.)

So lange noch gehandelt werden soll, also befohlen wird, ist noch nicht die Synthesis (die Aufhebung des moralischen Menschen) da. Nicht anders können Treiben der befehlenden Vernunft über den Zweck: hinaus: sich selber geniessen im Thun.

Der Wille selber ist zu überwinden, — alles Gefühl der Freiheit nicht aus dem Gegensatz des Zwanges mehr schöpfen! Natur werden!

66.

Forderung: das neue Gesetz muss erfüllbar sein (die Erfüllbarkeit grösser als vorher, dem Individuum die Deutung zugänglicher), und aus der Erfüllung muss die Überwindung und das höhere Gesetz wachsen. Zarathustra giebt die Stellung zum Gesetz, indem er das „Gesetz der Gesetze", die Moral, aufhebt.

Gesetze als Rückgrat. An ihnen arbeiten und schaffen, indem man sie vollzieht. Bisheriger Sclavensinn vor dem Gesetze!

67.

(Vgl. Bd. XI, S. 407, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 600.)

Die Rechte, die ich mir erobert habe, werde ich dem andern nicht geben: sondern er soll sie sich rauben, gleich mir, — und mag sie nehmen und mir abzwingen! Insofern muss ein Gesetz da sein, welches von mir ausgeht, als ob es alle zu meinem Ebenbilde machen wolle: damit der Einzelne sich im Widerspruch mit ihm entdecke und stärke.

68.

In der Tugend keine Sprünge! Aber für jeden ein anderer Weg! Doch nicht zum Höchsten jeder! Wohl aber kann jeder eine Brücke und Lehrer sein für die andern!

69.

Die Institutionen als Nachwirkungen grosser Einzelner und als Mittel, den grossen Einzelnen einzusenken und einzuwurzeln, — bis endlich Früchte entstehn. Alles, was sonst Moral ist, ist hier Liebe geworden.

70.

(Vgl. oben Wiederkunft des Gleichen, Aph. 124, 163 ff.)

Die Auflösung der Moral führt in der praktischen Consequenz zum atomistischen Individuum und dann noch zur Zertheilung des Individuums in „Mehrheiten", — absoluter Fluss. Deshalb ist jetzt mehr als je ein Ziel nöthig und Liebe, eine neue Liebe.

71.

Die grösste Masse Kraft des Einzelnen ist so verschwendet, wie die der Sonne. Oder?

72.

(Vgl. Götzendämmerung, die vier grossen Irrthümer, Abschn. 8.)

Beschränktheit des moralischen Gesichtspunkts: — jedes Individuum wirkt am ganzen kosmischen Wesen mit, — ob wir es wissen oder nicht, — ob wir es wollen oder nicht!

2. Einzelne Abschnitte und Sprüche zum ersten Theil.

73.

Von den Guten und Gerechten.

(Vgl. Theil 2, von den Mitleidigen; Theil 4, ausser Dienst; Jenseits v. Gut u. Böse, Aph. 164.)

Es gab einmal einen alten rechtschaffnen Gott: der hatte erst Hand und Fuss, und auch ein Herz: und viel Zorn und Liebe war in seinen Eingeweiden.

Und siehe, die Liebe spielte ihm einen Streich, und er verliebte sich in die Menschen: so dass diese Liebe ihm zur Hölle ward.

Was that dieser alte rechtschaffne Gott? Er überredete ein menschliches Weib, dass es ihm einen Sohn gebäre: und dieser Sohn Gottes rieth den Menschen nichts als dies: „Liebt Gott, wie ich ihn liebe! Was gehn uns Söhne Gottes die Guten und Gerechten an!“

Und einem Eifersüchtigen gleich verfolgte der alte rechtschaffne Gott die Menschen mit seiner Liebe.

Glaubt ihr, dass es ihm gelang? Auf die Dauer überredete er gerade die, welche von den Menschen er nicht mochte, die Guten und Gerechten.

„Kirche“ nannten sie sich und Auserwählte und schwätzten viel von ihrer Liebe zu Gott, — die Liebes-Armen!

Da brach dem alten rechtschaffnen Gott das Herz: und es gieng ihm wie seinem Sohne: er starb am Kreuze des Mitleidens.

Wahrlich, diese Guten und Gerechten sind verderblich der Lust am Leben, und nicht nur alten rechtschaffnen Göttern.

„Dreierlei soll stets bei uns sein — so sagten sie immer —, die Wahrheit, das Geld und die Tugend: also lieben wir Gott.

Auserwählte sind wir, und auf der Erde die Überirdischen.“

74.

Man soll nur da Götter befragen, wo allein Götter antworten können.

75.

Und was zu schlecht war zum Frass der Hunde, — das gerade warft ihr noch eurem Gotte vor. Starb er vielleicht an eurer Nahrung?

76.

Wer zu seinem Gotte spricht: „ich will dir auch mit all meiner Bosheit dienen“, — ist der frömmste Mensch.

77.

Heute liebe ich mich wie meinen Gott: wer könnte mich heute einer Sünde zeihen? Ich kenne nur Sünden an meinem Gotte; wer aber kennt meinen Gott?

78.

Jeder Gottmensch schuf seinen eignen Gott: und es giebt keine ärgere Feindschaft auf Erden, als die zwischen Göttern.

79.

„Aber was redest du nicht von den Gläubigen des rechten Glaubens? Was bedeutet dein Schweigen?“ Zarathustra lächelte und sagte nur das Wort: „Ehre den Besiegten!“

80.

Ich kann auf der schmalsten Stufe des Lebens noch stehen: aber wer wäre ich, wenn ich diese Kunst euch zeigte? Wollt ihr einen Seiltänzer sehn?

81.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 277.)

Gieb mir heute einmal den bösesten Wurf deiner Würfel, Schicksal. Heute verwandle ich alles in Gold.

82.

Ich liebe etwas: und kaum liebe ich es von Grund aus, so sagt der Tyrann in mir: „gerade das will ich zum Opfer“. Diese Grausamkeit ist in meinen Eingeweiden. Seht, ich bin böse.

83.

(Vgl. oben S. 199, Nr. 13.)

Liebe ich die Vergangenheit? Ich vernichte sie, um zu leben. Liebe ich die Gegenwärtigen? Ich sehe von ihnen weg, um leben zu können.

84.

Es lebt niemand, der mich loben dürfte. Und wen dürfte Zarathustra nicht loben!

85.

Du sagst, ich solle dein Lehrer sein! Sieh zu, dass ich deine Schwinge sei und nicht dein Hemmschuh!

86.

Sie lieben mich nicht, ist das ein Grund, sie nicht zu segnen?

87.

(Vgl. Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 6.)

Ich kam, euch zu helfen, und ihr beklagt euch, dass ich nicht mit euch weinen will.

88.

Ich weckte euch aus dem Schlafe: denn ich sah, dass ein Alp euch drückte. Und nun seid ihr missmuthig und sagt mir: „was sollen wir nun thun? Alles ist noch Nacht!“ — Ihr Undankbaren! Schlafen sollt ihr wieder und besser träumen!

89.

(Vgl. vom Freunde.)

Es geht eine falsche Rede: „Wer sich selber nicht erlösen kann, wie könnte der andre erlösen?“ Aber wenn ich den Schlüssel zu deiner Kette habe, warum müsste dein und mein Schloss dasselbe sein?

90.

Ihr sagt: „das ist dunkel“. Und in Wahrheit: ich stellte euch eine Wolke vor die Sonne. Aber seht ihr nicht, wie die Ränder der Wolke schon glühen und licht werden?

91.

Ich rede nicht zu euch, wie zu dem Volke. Für jene ist das Höchste, sich zu verachten und zu vernichten: das zweithöchste, sich untereinander zu verachten und zu vernichten.

92.

Dies alles habe ich gethan, sprach Zarathustra, und gebe es heute billig: — um eines Mädchens Lächeln.

93.

So lange eure Moral über mir hieng, athmete ich wie ein Erstickender. Und so erwürgte ich diese Schlange. Ich wollte leben, deshalb musste sie sterben.

94.

(Vgl. oben S. 214, Nr. 60.)

Seid ihr zu schwach, euch selber Gesetze zu geben: so soll ein Tyrann auf euch sein Joch legen und sagen: „gehorcht“, „knirscht und gehorcht“, — und alles Gute und Böse soll in Gehorsam gegen ihn ertrinken.

95.

(Vgl. Vorrede, Abschnitt 5, vom letzten Menschen.)

Man zeugt noch Kinder, aber nur noch aus Versehen: und man macht viele Versehen.

96.

(Vgl. von den Predigern des Todes.)

Ihr habt euch noch gar nicht entschlossen zum Leben, sondern fürchtet euch und zittert, wie Kinder vor dem Wasser, in das sie tauchen sollen. Und inzwischen verläuft eure Zeit, und ihr trachtet nach Lehrern, die euch sagen: „fürchtet und zittert vor dem Wasser, welches Leben heisst", — und ihr heisst die Lehre gut und sterbt frühe.

97.

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 4.)

Man thut immer Unrecht — sagt die Gerechtigkeit — und nicht nur, wenn ihr euch wehethut, sondern auch, wenn ihr euch wohlthut, liebt und nützt. Man vergilt nicht, man schadet durch Lob und Liebe, weil sie nicht vergelten.

98.

Ihr führt Krieg? Ihr fürchtet einen Nachbar? So nehmt doch die Grenzsteine weg: so habt ihr keinen Nachbar mehr. Aber ihr wollt den Krieg: und darum erst setztet ihr die Grenzsteine.

99.

Jedes Ding hat zwei Gesichter, eins des Vergehens, eins des Werdens.

100.

Und wie ein Kind mit dem kleinen Fusse eine Scherbe vor sich her treibt, so thöricht stösst uns das Leben vorwärts.

101.

Du hast dich selber überwunden: aber warum zeigst du dich mir nur als den Überwundenen? Ich will den Siegreichen sehen: wirf Rosen in den Abgrund und sprich: „hier mein Dank dem Unthiere, dafür dass es mich nicht zu verschlingen wusste!“

Da sitzest du am Strande, frierst und hungerst: es ist nicht genug, sein Leben zu retten!

102.

„Was kann es helfen! Du verstehst nun einmal nichts andres als bellen und beissen, — so sei denn wenigstens mein Hund“ — sagte Zarathustra.

103.

(Vgl. von Kind und Ehe.)

Ich mag auch euer Gesetz der Ehe nicht, mich ekelt seines plumpen Fingers, der auf das Recht des Mannes weist.

Ich wollte, ihr redetet vom Recht zur Ehe und gäbt es, ein seltenes Recht: aber in der Ehe giebt es nur Pflichten und keine Rechte.

104.

(Vgl. von der Nächstenliebe.)

Wenn der Nutzen vieler unser Nutzen ist, so sollen wir's nicht Tugend nennen, wenn wir vielen nützen.

105.

(Vgl. Theil 2, von den Mitleidigen.)

Dass ihr mitleidig seid, setze ich voraus: ohne Mitleid sein heisst, krank im Geiste und Leibe sein. Aber man soll viel Geist haben, um mitleidig sein zu dürfen! Denn euer Mitleid ist euch allen schädlich.

106.

(Vgl. Theil 1, Vorrede, Abschnitt 4.)

Ich liebe den, der so mitleidig ist, dass er aus der Härte seine Tugend und seinen Gott macht.

107.

(Vgl. Theil 2, von den Tugendhaften.)

Verwerfe ich denn eure Tugenden? Ich verwerfe eure Tugendhaften.

108.

Nicht diesen Menschen, den ich liebte, verwarf ich, sondern das, um dessentwillen ich ihn liebte, verwarf ich.

109.

(Vgl. von des Fliegen des Marktes; Wanderer u. sein Schatten, Aph. 328.)

Du vergiebst heute, was man an dir that. Aber du hast es noch gar nicht erlebt: nach einem halben Jahre wirst du es nie mehr vergeben und vergessen.

110.

Es ist leichter, seinem Feinde zu vergeben als seinem Freunde.

111.

(Vgl. Theil 2, von den Mitleidigen.)

Ich soll vergeben? Aber ich mache dir nicht zum Vorwurfe, was du dir vorwirfst: wie könnte ich also vergeben?

112.

Ich sage, dass der Flaum zum Apfel gehört, ich sage, dass die Lüge zum Leben gehört.

113.

„Was muss ich thun, damit ich selig werde?“ — „Sei selig und thue, was du thun musst.“

114.

Nimm dich vor den Katzen in Acht: sie geben nie, sie vergelten nicht einmal, — sie entgegnen nur und schnurren dabei.

115.

Ach, ihr wolltet es besser als gut haben! Das ist eure Thorheit.

116.

Mit unsichtbaren Fäden wird man am festesten gebunden.

117.

Hüte dich, Todte zu erwecken, dass dich nicht der Blitz treffe.

118.

Meine Brüder, die Natur ist dumm, und so weit wir Natur sind, sind wir alle dumm. Auch die Dummheit hat einen schönen Namen: sie nennt sich Nothwendigkeit. Kommen wir doch der Nothwendigkeit zu Hülfe!

119.

(Vgl. oben die Wiederkunft des Gleichen, 5. Buch.)

Ich lehre euch die Erlösung vom ewigen Flusse: der Fluss fliesst immer wieder in sich zurück, und immer wieder steigt ihr in den gleichen Fluss, als die Gleichen.

3. Gedanken und Entwürfe zum Plane des zweiten Theils.

120.

Zarathustra im zweiten Theil als Richter.

Die grandiose Form und Offenbarung der Gerechtigkeit, welche gestaltet, baut und folglich vernichten muss (sich selber dabei entdeckend, überrascht, plötzlich das Wesen des Richtenden zu erkennen).

121.

Hymnus auf das Organische: Zarathustra fühlt sich allem Lebendigen verwandt in seinem Willen, tiefstes Verstehen der Natur und des Moralischen.

Zarathustra sagt:

„ich bin die Lust: des Windes Mistral
der Elektricität
der Höhe
des Jahreszeitenwechsels (Ring)
des reinen Himmels
der Morgenröthe
des Stromes
des organischen Lebens
Durst der Sonne nach dem Meere
der Pflugschar.

122.

Theil 2: Die Gelächter der Höhe.

(Glück des Säemanns.)

Gelächter über: Erlöser und Mitleidige, Mittler, Versöhner
„ „ Priester und Kirchen
„ „ Sittliche Weltordnung („ihr wollt bezahlt sein?“)
„ „ Metaphysiker
„ „ Erkennende („Strom“)
„ „ Idealisten, „Götzen-Bildner“
„ „ Gleichheits-Socialisten
„ „ Pessimisten (Tarantel: „Schwarzkünstler des Geistes“)
„ „ Umstürzer, Verneiner (Gespräch mit dem Feuerhund)
„ „ Dichter
„ „ Genies (von den Pfauen)
„ „ Schauspieler
„ „ Büsser des Geistes
„ „ Erhabene (für die Schönheit)
„ „ Romantiker (Mond)
„ „ Gelehrte
„ „ Gebildete
„ „ Freisprechende
„ „ Gesellschaft
„ „ gegen „langes Leben auf Erden“
„ „ Krämer
„ „ Genügsame (Natur-Mystiker)
„ „ Eitelkeit der Reinlichen
„ „ Neugierige

123.

Die Eigenschaften des Übermenschen schrittweise sichtbarer werdend.

124.

Nicht ausgeführte Capitel des zweiten Theils.

Von der Redlichkeit des Erbärmlichen.
Von neuen Gesellschaften und Klöstern.
Neue Lebensweisen.
Vom Strafen als dem Feindsein gegen die Feinde.
Kosmische Abhängigkeit. Vermenschlichung der Natur.
Die Gottes-Mord-Büsser und ihr Fest.
Von der Bescheidenheit.
Werth der Pessimisten.
Stille des Heiligen.
Der Scheiterhaufen (grosse Stadt).
Gegen die Mittler.
Die kühle Vernunft.
Der Weg durch viele Seelen.
Der kürzeste Sommer, Sommer im Gebirge.
Die Büsser des Geistes.
Die Götzenbildner.
Gespräch mit dem Könige.

125.

Hochsommer im Gebirge.

Süsser Geruch, Schwermuth, auf einen plötzlichen Tod, Abend im Walde, wo Elfen laufen.

Der grosse Mensch „fiel“.

126.

(Vgl. von den Erhabenen.)

Dionysos auf einem Tiger: der Schädel einer Ziege: ein Panther: Ariadne träumend: „vom Helden verlassen, träume ich den Über-Helden.“ Dionysos ganz zu verschweigen!

4. Einzelne Scenen und Sprüche zum zweiten Theil.

127.

Das Gespräch mit dem Könige.

(Vgl. Theil 4, das Gespräch mit den Königen, die Begrüssung; Theil 3, von alten u. neuen Tafeln, Abschn. 21.)

. . . . . .

„Du hast es gesagt, König: das Bild, das vor dem Volke hergeht, das Bild, an dem sie alle zu Bildnern werden: das Bild soll dem Volke der König sein!

Vernichten, vernichten sollst du, oh König, die Menschen, vor denen kein Bild herläuft: das sind aller Menschheit schlimmste Feinde!

Und sind die Könige selber solche, so vernichte, oh König, die Könige, so du es vermagst!

Es ist nicht mehr die Zeit für Könige: die Völker sind es nicht mehr werth, Könige zu haben.“

. . . . . .

„Meine Richter und Fürsprecher des Rechts sind überein gekommen, einen schädlichen Menschen zu vernichten; sie fragen mich, ob ich dem Rechte seinen Lauf lassen wolle, oder die Gnade vor dem Rechte.“

„Was ist das Schwerere zu wählen für einen König, die Gnade oder das Recht?“

„Das Recht," antwortete der König, denn er war milden Sinns.

„So wähle das Recht und lass die Gnade den Gewaltmenschen, als ihre eigne Überwältigung!"

„Ich erkenne Zarathustra, sagte der König mit Lächeln: wer verstünde wohl, gleich Zarathustra, auf eine stolze Weise sich zu erniedrigen? Aber das, was du aufhobst, war ein Todesurtheil."

Und er las langsam daraus und mit halber Stimme, wie als ob er mit sich allein sei: „des Todes schuldig, — Zarathustra, des Volkes Verführer."

. . . . . .

„Tödte ihn, wenn du die Macht dazu hast", — rief Zarathustra auf eine furchtbare Weise abermals; und sein Blick durchbohrte die Gedanken des Königs.

Und der König trat nachsinnend einige Schritte zurück, bis hinein in die Nische des Fensters; er sprach kein Wort und sah auch Zarathustra nicht an. Endlich wendete er sich zum Fenster.

Als er aber zum Fenster hinausblickte, da sah er etwas, darob die Farbe seines Angesichts sich veränderte.

„Zarathustra," sagte er mit der Höflichkeit eines Königs, „vergieb, dass ich dir nicht gleich antwortete. Du gabst mir einen Rath: und wahrhaftig, ich hörte gerne schon auf ihn! — Aber er kommt zu spät!" —

Mit diesen Worten zerriss er das Pergament und warf es auf den Boden. Schweigend giengen sie von einander.

Was der König aber von seinem Fenster aus gesehn hatte, das war das Volk: das Volk wartete auf Zarathustra.

128.

„Höre mich eine kleine Weile, oh Zarathustra — sagte eines Tages ein Schüler, — es geht mir etwas im Kopfe herum; oder fast möchte ich glauben, mein Kopf gehe um etwas herum, also dass er sich im Kreise dreht.

Was ist denn das, unser Nächster? Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewusst geworden sind: ein Bild ist unser Nächster.

Aber was sind wir selber? Sind wir selber nicht auch nur Bild? Ein Etwas an uns, Veränderungen an uns, die uns bewusst geworden sind?

Unser Selbst, von dem wir wissen: ist nicht auch das nur ein Bild, ein Ausser-uns, Äusseres, Äusserliches? Immer rühren wir nur an das Bild, und nicht an uns selber.

Sind wir uns selber nicht eben so fremd und eben so nah, als der Nächste?

Wahrlich, wir haben ein Bild vom Menschen, — das machten wir aus uns. Und nun wenden wir's auf uns selber an, — uns zu verstehen! Ach ja, verstehen!

Schlimm, zum schlimmsten steht es mit unserm Selbstverständniss!

Unsre stärksten Gefühle: so weit es Gefühle sind, sind sie ein Äusseres, Äusserliches, Bildliches: Gleichnisse sind sie.

Und was wir immer Welt sonst nannten: ach, arm und trügerisch und hohl und dichterisch ist sie am meisten!"

129.

Ich sehne mich und schaue in die Ferne: auf dich, mein Adler, lege ich die Hand, nun sage mir, was das Fernste war, das Adler-Augen sahen!

130.

Auch dein Ideal ist noch nicht deine Grenze: weiter reicht deine Kraft, als die Sehnsucht deines Auges.

131.

(Vgl. oben S. 198, Nr. 11; auf den glückseligen Inseln.)

Der Schlaf ohne Traum, — das wäre mir das höchste Böse. Und alles letzte Wissen heisse ich meine höchste Gefahr.

Durchschauen durch das vergängliche Netz und den letzten Schleier, — das wäre die grosse Müdigkeit und aller Schaffenden Ende.

132.

Die Gerechtigkeit trat vor mich hin: da zerbrach ich meine Götzen und schämte mich. Einer Busse unterwarf ich mich und zwang mein Auge dorthin zu sehn, wohin es ungern sah: und Liebe dorthin zu tragen.

133.

(Vgl. oben S. 203. Nr. 26.)

Und wenn ihr frei werden wollt, so müsst ihr nicht nur die lästigen Ketten von euch werfen: die Stunde muss kommen, wo ihr von euren Liebsten flieht.

Dein Weib musst du verlassen können, dein Land, deinen Nutzen, deinen verehrtesten Glauben: und eine Zeitlang soll die Sonne deines Lebens dir untergehen.

134.

(Vgl. von den Tugendhaften.)

Bist du ein Stern? So musst du auch wandern wollen, du Unstäter, und ohne Heimath sein.

135.

(Vgl. den Weg des Schaffenden.)

Wer ein Finder seiner selber werden will, muss lange als ein Verlorener gelten.

136.

Ich that Busse für die tausend Lügen des Verehrenden und den Willen seines Auges zur Blindheit. Mit tausend Bosheiten nahm ich Rache an aller Verschönerei und Schwarmgeisterei.

137.

Das Gewürm, mit dem ich kämpfe, — das habe ich mir zum Drachen erst geschaffen: so jung und klein war es noch, und so kämpfe ich den Kampf mit eurer Zukunft.

Aber, wenn ihr kämpfen und siegen wolltet, so müsste ich euch erst die Drachen von heute in Regenwürmer verwandeln!

138.

Alles in der Welt missfiel mir: am meisten aber missfiel mir mein Missfallen an allem.

139.

In die Höhe warf ich mich einst mit gebundenen Händen: aber als ich niederfiel, fiengen drei Lanzen mich auf: — also gieng ich als das Opfer meinen Weg zur Erde aus der Höhe.

140.

Im Bauche des Wallfisches wurde ich zum Verkünder des Lebens.

141.

Ich bin ein Seher: aber unerbittlich folgt meinem Schauen das Gewissen: also bin ich auch der Deuter meiner Gesichte.

142.

(Vgl. vom Geist der Schwere, Abschnitt 2.)

Und ich selber, meine thörichten Freunde! — was bin ich denn, wenn ich nicht das bin, worüber zu streiten ist: ein Geschmack!

143.

Wann war je ein grosser Mensch sein eigner Anhänger und Liebhaber? Trat er doch eben von sich bei Seite, als er auf die Seite — der Grösse trat!

144.

Die Krankheiten der Sonne erlebe ich, der Erdgeborne, als eigne Verfinsterung und der eignen Seele Sündfluth.

145.

(Vgl. auf den glückseligen Inseln.)

Manchen Abschied nahm ich schon, aber ich warf nicht die Thür hinter mir zu; so hörten eure stumpfen Ohren nichts davon.

146.

(Vgl. von grossen Ereignissen.)

„Er war schon in der Unterwelt?“ —

„Gewisslich war er das: war er doch unter uns! Der Mensch, der Mensch allein ist die Unterwelt!“

147.

Ihr kommt zu mir, ob ich euch will oder nicht: aber wie ich euch geben muss, so müsst ihr von mir nehmen, — mich nehmen!

148.

Und nur wenn ich mir zur Last bin, fallt ihr mir schwer.

149.

(Vgl. Jenseits, Aph. 26.)

Von der Redlichkeit des Erbärmlichen.

Hier und da wird auch der Erbärmliche redlich: da soll man auf seine Stimme hören und in seinen Sumpf steigen. Und auch ich setzte mich einst in's Schilfrohr und hörte den Frosch die Erbärmlichkeit seiner Bekenntnisse machen.

150.

Wenn der, welcher befehlen könnte, überredet und seine königlichen Hände unter dem Mantel birgt: Höflichkeit heisse ich das.

151.

Zarathustra unter Kindern.

Nun wurde ich zum See mit weissen Rosen: die Winde der Höhe spielen mit mir und lachen gleich Kindern. Was vergass ich nicht! Wer vergass mich nicht! Und oft noch vergesse ich sogar meine Vergessenheit.

Der ferne Fels wirft mir mein Wort zurück und spottet also meines Vergessens, — schon vergass ich's ja, was ich etwa in die Ferne rief. Ach, was vergass ich nicht!

152.

Ein Gott, der uns liebte, hätte um unsertwillen einige Thorheiten thun müssen! Was ist mir euer Lob der „Weisheit" eures Gottes!

153.

Die Krankheit wolltet ihr entkräften und ihr habt mir den Kranken entkräftet, ihr Afterärzte und Heilande!

154.

Mit vielen kleinen Pulvern kann man den Muthigen zum Feigling machen: aber auch den Feigling zum Muthigen.

155.

(Vgl. von den Priestern.)

Erlöser? Binder waret ihr und Bändiger: das soll man euch zu Ehren sagen.

156.

So beginnt die ehrliche Wissenschaft: sie fragt: „was ist?“ und nicht: „was ist es werth?“

157.

Wir verachten alles, was sich erklären lässt. Irgend eine Dummheit hat sich überraschen lassen und stand nackend da vor ihrem Erklärer.

158.

(Vgl. von den Gelehrten.)

Gelehrte! So nennt man sowohl die Soldaten des Geistes als leider — auch die Strumpfwirker des Geistes.

159.

(Vgl. von den Gelehrten.)

Mit dem Geiste selber habt ihr geschachert, mit Schacher habt ihr euer Blut vergiftet: verblutend nur könnt ihr euch von eurem Gifte heilen!

Noch war euch der Geist keine Sorge und Herzeleid: sauer wohl war eures Lebens Brod, aber noch nicht von Gedanken durchsäuert.

160.

(Vgl. oben S. 227, Nr. 112.)

Ihr Wissenden, sorgt nur, dass es euch nicht an der Scham gebreche! Denn zum guten Apfel gehört auch der Flaum.

161.

Gern wohl baut ihr an der Stadt der Zukunft: aber dazu bestehlt ihr die Grabmäler und Würden vergangener Welten.

162.

Wer schafft, liebt sich selber darin; so muss er sich auch am tiefsten hassen, — er ist ausschweifend in diesem Hasse.

163.

Und wenn euch nicht die Sterne vom Himmel fallen wollen, so werft eure Sterne an den Himmel: und das sei eure ganze Bosheit!

164.

„Ich rede: denn ich sah. Nun muss ich ganz Mund sein: denn jüngst war ich ganz Auge und Unschuld des Spiegels.“ So spricht der Künstler.

165.

(Vgl. von der unbefleckten Erkenntniss.)

Nicht ein Geschmack, sondern ein Hunger soll euch Schönheit sein: eure Nothdurft soll euch Schönheit heissen: oder ich will euch nicht.

166.

(Vgl. von den Erhabenen.)

„Wie will ich Athem holen und die Glieder strecken, wenn ich meine Last auf die letzte Höhe getragen haben werde!“ — so dachte oft der Held unterwegs. Aber als er oben war und die Last niederwarf, da that er nicht so, — da bezwang er auch noch seine Müdigkeit: und hierbei lief ihm ein göttlicher Schauer über den Leib.

167.

„Wer von uns beiden ist der grössere Narr?“ Zarathustra antwortete: „Der von uns, welcher den andern dafür hält.“

168.

(Vgl. von grossen Ereignissen.)

Ein Bild sah ich jüngst im Meere, einer Göttin Bild: träge und tückisch schlich die Welle um ihre weissen Brüste.

Halb begrub sie der Sand und halb die Eifersucht der Welle.

169.

Sie wollen alle die Last nicht tragen, die Unbefohlenen, aber das Schwerste leisten sie, wenn du ihnen befiehlst.

170.

Ein Band, gewoben aus dem Barthaar einer Jungfrau und dem Schalle eines Katzentritts.

171.

Wozu sich in hässliche Sprachen verlieben, weil unsre Mütter sie sprachen? Warum dem Nachbar gram sein, wenn an mir und meinen Vätern so wenig zu lieben ist?

172.

Als du beim Schädlichen Grauen fühltest, da sagtest du: „das ist böse“: aber als der Ekel sich dem Schädlichen verband, da entstand „das Schlechte“.

173.

(Vgl. von der Menschenklugheit.)

Zwischen zwei Gefahren läuft mein schmaler Weg: eine Höhe ist meine Gefahr, die heisst „Über-Muth“, ein Abgrund ist meine Gefahr, die heisst „Mitleiden“.

174.

Wahrlich, ihr Wachgewordenen, vom Leben sollt ihr mir träumen lernen. Und ich selber will euch mit dem Gürtel des Traums an's Leben binden.

Denn vom Leben träumen — das erst ist: wahrhaft wachen.

5. Gedanken und Entwürfe zum Plane des dritten Theils.

175.

Zarathustra 3 als vulcanischer Ausbruch.

176.

Der dritte Theil ist die Selbst-Überwindung Zarathustra's, als Vorbild der Selbst-Überwindung der Menschheit — zu Gunsten des Übermenschen. Dazu ist die Überwindung der Moral nöthig.

177.

(Vgl. Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 186.)

Zarathustra 3: die grosse Weihung des neuen Arzt-Priester-Lehrer-Wesens, welches dem Übermenschen vorangeht.

Der Schenkende, der Schaffende, der Lehrer, — das sind Vorspiele des Herrschenden.

178.

Die inneren Schwierigkeiten des dritten Theils müssen zuletzt als gar nicht nöthig dastehn: sie selber müssen sich aufheben vor der General-Einsicht.

179.

Zarathustra 3: „Ich selber bin glücklich“. — Als er den Menschen verlassen hat, kehrt er zu sich zurück. Wie eine Wolke weicht es von ihm. Typus, wie der Übermensch leben muss, wie ein epikurischer Gott.

Ein göttliches Leiden ist der Inhalt des 3. Zarathustra. Der menschliche Zustand des Gesetzgebers wird nur herangezogen zum Beispiel.

Seine heftige Liebe zu seinen Freunden erscheint ihm als Krankheit, — er ist wieder ruhig.

Als die Einladungen kommen, weicht er milde aus.

180.

Die Stimmung Zarathustra's nicht wahnsinnig-ungeduldig nach dem Übermenschen! Sie hat Ruhe, kann warten, aber alles Thun hat Sinn bekommen, als Weg und Mittel dorthin, — und muss gut und vollkommen gethan werden. Mit Wahnsinn der Sehnsucht ist alles zu verderben!

Ruhe des grossen Stroms! Weihung des Kleinsten! Alle Unruhe, heftiges Sehnen, aller Ekel ist im dritten Theil darzustellen und zu überwinden!

Sanftmuth, Milde u. s. w. des ersten und zweiten Theils, alles Zeichen der noch nicht ihrer selber sicheren Kraft!

Mit der Genesung Zarathustra's steht Cäsar da, unerbittlich, gütig: — zwischen Schöpfer-sein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet.

Helle, Ruhe, keine übertriebene Sehnsucht, Glück im recht angewendeten, verewigten Augenblick!

181.

Zarathustra 3: Psychologie des Herrschenden.

Der Übergang vom Freigeist und Einsiedler zum Herrschen-Müssen: das Schenken verwandelt sich, — aus dem Geben entstand der Wille, Zwang zum Nehmen zu üben. (Das Verlangen nach den Freunden entpuppt sich als Verlangen nach Werkzeugen des Künstlers!) Die Tyrannei des Künstlers zuerst als Selbst-Bezwingung und Verhärtung!

Zuerst Flucht vor der „unaussprechlichen Wahrheit", Skepsis, Verhöhnung seiner selber, willkürliche Blindheit, zunehmendes Elend, Schwächegefühl. Die sieben Einsamkeiten, — Versuch, irgendwo in einer vergangenen Welt-Betrachtung unterzukommen, auszuruhen. Die Einwände gegen seine Lehre präsentiren sich. Die Verführer auch.

Einzuschieben: „das Trost-Lied".

Das schwerste Leid ist nicht um seinetwillen, sondern dass seine Liebsten an seiner Lehre verbluten. (Im 3. Theil ist der Selbstmord seines liebsten Jüngers, der ihn besucht, die Katastrophe.) — Aber zugleich erhebt sich Zarathustra nach diesem Erlebniss zur grössten Härte gegen sich und die Nächsten und denkt nur noch an die „Zukunft".

Zuletzt der Löwe als drittes Thier Zarathustra's: — Symbol seiner Reife und Mürbe.

„Dankgebet des Genesenden": damit schliesst der dritte Theil.

182.

Erster Entwurf des dritten Theils.

1. Zarathustra auf dem Meere.

2—10. Zarathustra hört vom Tod der seligen Inseln. Reden gegen seine wahren Feinde.

Die erschütternde Wirkung seines Lobes auf seine Freunde: die Stadt umgeworfen, Zarathustra muss sich losreissen: er verachtet ihre Schwäche darin.

Fürchterlicher Ausbruch seiner Verachtung und Lob der Tyrannen und Bösesten, die an den schwachen Menschen ihre Verachtung ausliessen (sie trieben ihren eignen Willen in's Höchste).

„Sie (Volk, Weise, Gute) haben alle keinen Glauben mehr, ein Vorrecht auf höheres Menschenthum zu haben, — ihren innersten Zweifel decke ich auf!"

„Ich will nicht, dass die Tugenden der Starken verwechselt werden mit denen der „Schwachen"."

Fluch, dass die Besten sich zurückziehn müssen!

11—12. Zarathustra's Einsamkeit. Umsonst! Es ist zu spät! Tod des Knaben mit der Schlange. — Symbol.

13. Zarathustra sucht krank, entsetzt seine Höhle. Seine Thiere fliehn und erkennen ihn nicht, die Höhle ist zertrümmert.

14—20. Rede des Einsiedlers. Zarathustra sieht, dass im Gott-Vertrauen die letzte Quelle alles Schwächerwerdens liegt. Noch ein Mal! Entschluss.

20—22. Heraufbeschwörung des fürchterlichsten abgründlichsten Gedankens. Die vorbestimmte Natur. — Hymnus.

183.

Zweiter Entwurf des dritten Theils.

1. Auf dem Meere. „Blase Wind!“. Columbisch. Ahnungen, treibende Kräfte, wohin?

2. Die Raststätte. Das Glück des Freigeistes. Auch an seine Freunde nicht gebunden. (Du hast sie frei gemacht!) Was ist einer! Unwiederbringlich geopfert. Der „Wanderer“. Spätherbst. Zögere in deinem Glücke!

Zarathustra erkennt, dass er auch nicht für seine Freunde da ist. „Was sind meine Freunde!“ Weder für Volk, noch für einzelne! Weder für viele noch für wenige! Die Freundschaft zu überwinden! Zeichen seiner Selbst-Überwindung.

Stimmung der fröhlichen Wissenschaft und Kritik.

3. Die Todtenfeier und die Rede auf die Freunde. Das Zärtlichste des Einsamen.

Zur Charakteristik der Freunde (rührendstes Lob zuletzt!):

1) den Willen kräftigen,
2) keine Lüsternheit,
3) schweigen lernen,
4) Einsamkeit,
5) das tiefe Misstrauen und das tiefe Vertrauen,
6) seinen Feind suchen, seinen Freund aber finden.

4. Vertrieben, flüchtig, verachtet. Alles Elend der Religionsstifter, das von aussen kommt, zusammenfassen.

5. Vergeudet! Nutzlos! Elend, das von innen kommt.

6. Hellsichtig über sein „Schenken“ und seine „Liebe“. Was die Menschen glücklich machen! Was Freunde! Stolz ist es, dass er Wahrheit redet! Seine grosse Verachtung kommt. Das ist seine Selbstsucht, sich als goldene Kette und Schloss vieler Selbste zu fühlen, — das verräth den Herrschenden.

Ziel: die Einheit des Vielfachsten, die Schönheit des Hässlichsten, die Nothwendigkeit des Zufälligsten persönlich darstellen. (Der Staat als Mittel.)

7. Es bleibt ihm nur übrig, sich selber zu tyrannisiren, — mit einem unbeschränkten Willen zum Leiden. Hohn auf die bisherigen Pessimisten.

8. Die wehethuendste Wahrheit (Möglichkeit) heraufbeschworen. „Wie, wenn du das ewig wieder erlebtest!“

9. Die grosse Natur und der Mensch.

10. Hohn auf die dem Leben Vertrauenden. „Oh, dass es einen gäbe, dem ich fluchen könnte!“

11. Jenseits von „Gut“ und „Böse“, — die Tartüfferie der Schwachen.

Hohn gegen die sclavenhafte Unterwerfung in der Moral (unter das alte Gesetz irgend eines Menschen).

12. Hohn auf die Künstler: ihre kurze Triebkraft, — sie bleiben bei dem Abbilde ihres Ideals stehn und folgen dem Ideale nicht selber mehr nach — Spottlied. Und gar die Empfänger! Es sollten Lehrer sein, — diese Künstler! — Wahrer Sinn vom Ruhme: ich will ein Sporn sein und blutig ritzen alle Kommenden.

13. Hohn auf das Vergnügen der Erkennenden: „nüchtern und gemein“. Das „Glück der Erkennenden“ und ihre bisherige Stumpfheit gegen die Ergebnisse der Erkenntniss — Spottlied.

14. Letzte Steigerung: die vergeudete Menschheit. Mitgefühl mit den Herrschenden und ihrer Noth, und Hohn über sie.

15. Er sucht seine Thiere. Höhle zerstört. Tiefste Vereinsamung.

16. Er zerreisst seine Schlange, der Hirt stirbt, er kämpft mit seinem Adler.

17. Krankheit. Fiebertraum. „Der Fliegende“.

18. Der Einsiedler als Versucher.

19. Der Genesende. Von der Seligkeit wider Willen.

20. Der Wille: „versuchen wir's noch einmal!“ Die Skepsis gegen den Pessimismus gewendet.

21. Die Erscheinungen: Regenbogen, Löwin mit Taubenschwarm, die Kinderchöre.

22. Hymnus auf die urbestimmte Natur. „Ich als Fatum“.

184.

Dritter Entwurf des dritten Theils.

1. Die Hellsichtigkeit.
2. Heraufbeschwörung der schwersten Wahrheit.
3. Jenseits der Mitte des Lebens — unwiderruflich geopfert.
4. Hohnlied auf alle bisherigen Pessimisten.

5. Ich als Fatum.
6. Überwindung der Natur durch den grossen Menschen.
7. Lied des Fliegenden.
8. Was Freunde! Lob der Freunde (die untergiengen), der stillen schaffenden Weltverschönerer, Preis der Hoffnung.
9. Jenseits von Gut und Böse.
10. Hohn auf die, welche Vertrauen gegen das Leben haben.
11. Hohn auf die Künstler.
12. Mitgefühl und Ehre vor allen grossen Gesetzgebern, Feldherrn und Eroberern, Mitgefühl mit den Herrschenden und ihren Leiden. Gegen die Einsiedelei.
13. Die Skepsis als Versuchung.
14. Wahrheit — Lüge.
15. „Oh, dass der da wäre, dem ich fluchen könnte!“
16. Gespräch mit dem Blitze (ich selber der Wahrsager).
17. Einsicht, dass das Gefühl der Schwäche seinen Geist führt.
18. Er sucht, im Verlangen nach Mitgefühl, seine Thiere auf und findet seine Höhle zerstört.
19. Zarathustra's „grosse Verachtung“.
20. Versuchung zum Selbstmord. Die Schlange im Hochgebirge.
21. Krankheit. Vergessen.
22. Regenbogen. Löwin mit Taubenschwarm. Lob der urbestimmten Natur, die sich alles zum Glücke macht.

185.

Vierter Entwurf des dritten Theils.

Am Meere (früh Nachts).

Von der Seligkeit wider Willen.

Von der verkleinernden Tugend.

Vom Scheiterhaufen.

Die Selbsterkenntniss Zarathustra's (als Verrath an den Freunden). Jetzt bricht das Unheil los.

Erzählung.

Vertheidigung Zarathustra's

1. vor den Gesetzgebern und Fürsten
2. vor den Krämern
3. vor den Eintags-Lehren
4. vor den Frommen.

Der grosse Fluch.

Erzählung.

Trost des Narren — von der Wissenschaft — alles eins, gleich u. s. w.

Zarathustra sucht das letzte, was ihn liebt: umsonst.

Gespräch mit dem Blitze. Ewiges „Umsonst"!

Der Knabe und die Schlange.

Zarathustra krank. Der Heilige.

Zarathustra's Antwort an den Heiligen.

Der Entschluss.

Lob der urbestimmten Natur als Fatum.

Der Gang des Genesenden.

186.

Erste Scene des dritten Theils: vielleicht „der Wanderer“ und ein Gespräch mit dem Blitze, der plötzlich aufhellt: so hellt sich ihm plötzlich sein Wille auf.

187.

Zarathustra 3 Anfang: er ist zufrieden, — die Saat steht gut. Er hat viel vor mit seinen Jüngern: erst müssen sie reifen.

188.

Anfang, Recapitulation. „Du willst den Übermenschen lehren, — aber du hast dich in deine Freunde und dich selber verliebt und aus deinem Leben ein Labsal gemacht. Die glückseligen Inseln verweichlichen dich, — nun wirst du trübe und leidenschaftlich und schiltst auf deine Feinde. Anzeichen der Schwäche: du weichst einem Gedanken aus. Aber du sollst die Welt überreden und den Menschen überreden, sich zu zertrümmern.“

Der Reformator in seiner eignen Gemeinde erschlaffend: seine Feinde sind nicht stark genug. So muss sein grösster Feind entstehn, ein Gedanke. (Der Gedanke als Einwand gegen das Leben und Fortleben.)

Der Untergang der glückseligen Inseln weckt ihn! Glück in seinem Misserfolge. Grösstes Leid bei der Einsicht, den bisherigen Ertrag des Lebens verloren

zu haben: der ganz grosse Misserfolg! — Endlich beschliesst er, seine Lehre hundertfach zu lehren!

189.

Vom Getümmel.

Als Zarathustra einst durch einen Schiffbruch an's Land gespieen wurde, und auf einer Welle ritt, wunderte er sich: „wo bleibt mein Schicksal? Ich weiss nicht, wo hinaus ich soll. Ich verliere mich selber.“ — Er wirft sich in's Getümmel. Dann, von Ekel überwältigt, sucht er etwas zum Trost — sich.

190.

Scene auf dem Schiff.

Eindruck der Verkleinerung des Menschen. Seine Angst nimmt zu.

Tod und Untergang der Inseln.

Zarathustra sucht sich selber im Getümmel:

bei den Widerspenstigen (Bösen)
den Gewaltsamen
den Bildnern
den Entdeckern
den Narren.

191.

Zu Zarathustra 3: Zarathustra selber der Possenreisser, der über den armen Seiltänzer hinwegspringt. Hohn gegen sich.

192.

Die sieben Einsamkeiten.

(Vgl. oben S. 247, Nr. 181.)

„Dies sind die Reden von den sieben Einsamkeiten, welche Zarathustra zu seinem Herzen redete, als er seine Freunde verlassen hatte und auch seine Thiere; und damals hätte er gern sich selber verlassen".

Darin soll dargestellt werden, wie die Noth parallel wächst mit dem Glücke. Das Schenken, sowie das Schaffen zeigt sein andres Gesicht. Die Härte in der Tugend: die Qual in Mitleid und Gerechtigkeit: die Vereinsamung und Heimathlosigkeit für den Freund der Kommenden: das Schaffen als ein Zaubern bringt eine Entzauberung mit sich in Bezug auf alles, was da ist: die Unlust an den höchsten Exemplaren entfremdet uns denen, an welchen doch gearbeitet werden muss.

1. Die Einsamkeit in Scham und Schwäche und Schweigen vor dem grössten Gedanken. Den Thieren ausweichend. — Die Einsamkeit eines einzigen Willens, der vor jedermann sich verbirgt, der aber jedermann erhebt.

Das geringste Verschweigen lähmt seine ganze Kraft: er fühlt, dass er einem Gedanken bisher ausgewichen ist, — der stürzt nun mit ganzer Kraft über ihn her! Es ist ein Ringkampf: wer ist stark genug, Zarathustra oder der Gedanke?

Wozu Wahrheit! — Es ist der stärkste Trieb geworden, der Wille zur Wahrheit! Zarathustra kann nicht anders!

Der letzte Vorhalt, das feinste Stillschweigen verhindert allen grossen Erfolg: sobald der Mensch vollkommen die Menschheit ist, bewegt er die ganze Natur.

2. Die Einsamkeit, der alle alten Trostgründe abhanden gekommen sind (weil über alle bisherigen Denkweisen hinaus). — Hohnlied auf allen bisherigen Pessimismus.

3. Die Einsamkeit mit den Versuchungen. — Hohnlied auf die bisherigen Fluchtversuche der Religion.

Die Versuchungen: auszuruhen in der vergangenen Welt-Betrachtung.

Die bisherigen Ausflüchte und Fluchtversuche vor dem grössten Gedanken:

1. Nirvana, der Gedanke an das Nichts beseligend.
2. Die wunderhafte Umschaffung im Jenseits und dann ewiges Fortleben (im Christenthum).
3. Die Verthierung als *bien public:* Consequenz der Eudämonisten, Socialisten, Jesuiten.
4. Die absolute Skepsis an unserm Geiste und praktisches Sichgehenlassen. — „Was weiss ich vom Handeln!“

Die spöttische Skepsis und Selbstzersetzung: was könntest du denn „schaffen“!

„Du bist nicht stark genug! Überlass es Stärkeren! Geniesse deine Müdigkeit selber! Bewundre dich!“

„Überrede dich, dass dein Mitleiden die Tugend ist, und dass du dem Glück anderer deine Erkenntniss opferst.“

„Gesteh dir doch ein, was dieser Wille zum Schaffen

ist: — Herrschsucht, welche sich nicht auf dem nächsten Weg befriedigen kann. „Freunde?“ du willst Werkzeuge haben!“

„Und warum denn diese Wahrheit reden! Selbst wenn du glauben dürftest, dass es Wahrheit ist! Es giebt ja keine Verbindlichkeit mehr für dich! Keine „Pflicht zur Wahrheit!“

„Du verleidest allen den Genuss des Vorhandenen, du bist der Lehrer der grossen Müdigkeit selber!“

„Du entkräftest die Tugend und machst sie weniger gelobt, also weniger begehrt. Du selber raubst der Menschheit die Kraft, mit der sie nach dem Ziele laufen könnte!“

4. Die Einsamkeit ohne Freunde, ja mit dem Bewusstsein, die Freunde geopfert zu haben.

Es handelt sich um mehr als Schenken: um Schaffen, um Vergewaltigen! Unsere „Geschenke“ sind gefährlich!

Furcht vor den Folgen der Lehre: die besten Naturen gehen vielleicht daran zu Grunde? die schlechtesten nehmen sie an?

5. Die Einsamkeit der höchsten Verantwortlichkeit. — Hohnlied auf Socialisten und Jesuiten und Epikuräer.

6. Die Einsamkeit jenseits der Moral, in den ewigen Perspectiven. Überwindung der grossen Natur durch den Menschen. Der Schöpferische und die Güte. Es giebt keine Lösung, als ein andres Wesen zu schaffen, das nicht so leidet wie wir.

Der Determinismus: „ich selber bin das Fatum und bedinge seit Ewigkeiten das Dasein.“

„Viele Triebe kämpfen in mir um die Oberherrschaft, darin bin ich ein Abbild alles Lebendigen und kann es mir erklären."

Lösung: „du musst dich über die Moral erheben, du hast sie durchschaut, — deine ganze Trübsal war ihre Folge. Es giebt kein andres Mittel, wie der Mensch sich selber überwindet".

Das Lied des Fliegenden.

7. Die Einsamkeit des Kranken, Müdewerdenden, Stillwerdenden. Geheiligt durch Leiden. Trostlied. Der Wille zum Leiden und zur Vertiefung des Leidens.

Diese ganze Noth, im Widerwillen gegen das Leiden, kam aus dem Gefühl, dass die Kraft noch nicht zureichte, — ein Instinct der Schwäche, der zunächst am Handeln hinderte (selbst das Aussprechen des Gedankens hinderte!). — Der Wille zum Leiden ist sofort da, wenn die Macht gross genug ist.

„Die stillste Stunde" war eine Versucherin.

Jedes Mal der überwindende Gedanke am Schluss.

Seine schliessliche Beruhigung: es lässt sich die Wirkung nicht voraussehn! Der grösste Gedanke wirkt am langsamsten und spätesten!

Seine nächste Wirkung ist ein Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben: er mehrt den guten Willen zum Leben?

Vielleicht ist er nicht wahr: — mögen andre mit ihm ringen!

Grösster Schlussmoment: „Ich will!" Hymnus des Genesenden und Siegreichen. Der lachende Löwe und der Taubenschwarm. (Ein Versuch, — mehr nicht! Er selber und sein Gedanke.)

Die vier Thiere (Stolz mit Klugheit, — Macht mit Milde) kommen, — sie nähern sich einander.

„Der Mensch ist das, was überwunden werden muss. Hier halte ich den Hammer, der ihn überwindet!“ Dieser Gesichtspunkt beseligt Zarathustra am Schlusse des dritten Theils, er wird dabei reif.

193.

Der Gedanke selber wird im dritten Theil nicht ausgesprochen: nur vorbereitet.

6. Einzelne Scenen und Sprüche zum dritten Theil.

194.

Scene auf dem Schiff. Sturm.

Der Himmel steht in Flammen, das Meer speit nach ihm.

(Vgl. von der Armuth des Reichsten, Bd. VIII, S. 362.)

„Wie sollte ich nicht unter euch sein, wie Öl bei Wasser — immer obenauf! — Man müsste uns schon arg durcheinander schütteln, dass es anders stünde", sagt Zarathustra zum Capitän, der sich über seine Heiterkeit wundert.

(Vgl. unten S. 268, Nr. 202.)

„Ich fürchte dich, weil du lachst, während wir um das Leben ringen, — du siehst aus, wie einer, der seines Lebens gewiss ist."

„Seines Lebens oder seines Sterbens" — sagte Zarathustra.

195.

Der Einsiedler als Versucher.

„Wiederkunft“ gelehrt: „ich vergass das Elend“. Sein Mitleid nimmt zu. Er sieht, dass die Lehre nicht zu ertragen ist. Höhepunkt: der heilige Mord. Er erfindet die Lehre vom Übermenschen.

Heimkehr: Einkehr beim Einsiedler: „Was lehrest du nicht die Härte und den Hass gegen das Kleine?“

Zarathustra: „Das lehre du! Ich bin das nicht mehr! So war ich, als ich zu den Menschen kam. Ich bin zu arm dazu geworden, — ich gab alles fort, auch meine Härte.“

— So denken die Einsiedler: „Ich beschwöre dich bei den zuckenden Lippen und der Furche der Qual auf der Stirn, bei dem Lächeln der Sterbenden“ — er weint. „So liebe Gott“.

Zarathustra: „Gott ist todt: und es ist an der Zeit, dass der Übermensch lebt.“

Einsam, gottlos, furchtbar, fürchterlich soll Zarathustra dem Einsiedler erscheinen: — der raubende Löwe, der Wahn und Willkür im Heiligsten findet.

Der Trost des Heiligen empört Zarathustra, er erkennt, woher die Schwäche. „Wohlan! noch ein Mal!“

Der Heilige: „Du willst das alles noch einmal? all die Marter u. s. w.“ und geht.

Darauf beschwört Zarathustra den schwersten Gedanken. (Geht ab schwarz wie die Nacht.)

„Habe ich Zeit, auf meine Thiere zu warten? Wenn es meine Thiere sind, so werden sie mich zu finden wissen.“ Zarathustra's Schweigen.

„Bei dem Einsiedler sucht ihr Worte der letzten Ruhe, die letzte Ruhe der tiefen Welt, — ach ist sie eines Einsiedlers Höhe?

Und wenn mir ihr Wort durch Ohr und Mark und Bein geht, sucht und findet sie also noch Freunde?“

Als aber der Alte so sprach, griff Zarathustra nach seiner Hand, welche zitterte, und küsste sie. „Weiche von mir, mein Versucher,“ sprach er dann und lächelte, — dann nickte er, in seinem Schmerz kam ihm eine schmerzhafte Erinnerung.

„Ich segne dich, oh Zarathustra, wie als ob du mit mir Kind Gottes und ein Kind gleicher Hoffnung wärest.

So wie ich dich sehe, — wie könntest du Übles wollen? Ob ich gleich nicht deine Sprache verstehe.

Das ist nun deine Sprache: und es nimmt mich Wunder, solltest du mit solcher Rede jemanden zu dir überreden, — und seien das Leichname und Possenreisser.

Und eher glaube ich noch, dass du die Thiere zu dir überredest, als die Menschen: sonderlich deine eignen Thiere! Diese hässliche Schlange und den rauschenden Vogel!“

Also sprach der Einsiedler: denn er fürchtete sich vor den Thieren Zarathustra's: und als die Schlange eben ein wenig den Kopf hervorstreckte, siehe, da machte er einen Sprung und entfloh.

Also schieden sie von einander, wie zwei Knaben lachen.

196.

Der Sohn Gottes.

Eine kleine unschuldige Geschichte, die aber viel Unfug gestiftet hat: ich erzähle sie euch, — den Unfug mögt ihr euch selber erzählen!

Es gab einmal einen Knaben, dem sagte man mit Blicken und Reden: „Was dein Vater ist, das ist nicht dein rechter Vater!“

Das verdross das Kind und machte es nachdenken; und endlich sagte es sich zu seinem Herzen, ganz heimlich: „Es giebt wohl nichts Schöneres in der Welt als einen rechten Vater?“

Und als das Kind beten lernte, war seine erste Bitte: „Gott, gieb mir doch einen rechten Vater!“

Das Kind aber wuchs, und mit dem Kinde seine heimliche Liebe und sein Gebet: unter Frauen und Priestern erwuchs der Jüngling: —

ein Jüngling, unter Frauen und Priestern tief geworden, und scheu vor der Liebe und noch vor dem Worte „Liebe“, —

tief geworden und durstig nach dem Thau der Liebe, gleich dem Thymian in der Nacht, —

durstig und zitternd vor seinem Durste, und der Nacht freund, weil die Nacht voller Scham und duftender Blumen ist. —

Nach dem Weihrauche der Priester duftete selber seine Seele und nach der Unschuld der Frauen: sie schämte sich aber dieses Duftes noch.

Und wie sonst ein Jüngling betend begehrt, dass ein Weib ihn liebe, so begehrte er betend nach der Liebe eines Vaters und schämte sich auch seines Gebets noch.

Da geschah es, dass sein Gebet einst in lichte Wolken zerfloss, und Worte aus lichten Wolken stiegen: „Siehe, das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

„Ist das möglich! sprach der Jüngling. Ich der liebe Sohn dessen, den ich eben um einen Vater bat? Gott mein Vater! Ist das möglich?

Dieser alte allmächtige Stirnrunzler und Lippen-Aufmacher von Judengott — ist mein Vater! Kann das möglich sein?

Aber er sagt es selber und log noch nie: was kann ich thun! Ihm muss ich's glauben!

Bin ich aber sein Sohn, so bin ich Gott: bin ich aber Gott, wie bin ich Mensch? — Es ist nicht möglich, — aber ihm muss ich's glauben! —

Der Mensch an mir, — das ist wohl nur seiner Liebe Nothdurft: denn wie ich nach dem Vater, so dürstete er wohl nach seinen Kindern.

Dass ich Mensch bin, das ist wohl der Menschen wegen: ich soll sie zu meinem Vater locken, —

sie zur Liebe locken: oh diese Thoren, die man zur Liebe erst noch locken muss!

Sie sollen Gott lieben: das ist eine leichte Lehre und ein Wohlgefallen, — ein leichtes Joch wird uns, Gottes Kindern aufgelegt: wir sollen thun, was wir am liebsten thun.

Diese Lehre und Weisheit ist leicht zu fassen: auch die Armen im Geiste dürfen die Hände nach ihr ausstrecken.

Manches am Menschen ist wenig göttlich: wenn man Koth lässt, wie soll man dabei Gott sein?

Aber schlimmer noch ist's mit dem andern Kothe, der Sünde heisst: den wollen die Menschen gar noch bei sich behalten und nicht von sich lassen.

Nun aber muss ich's glauben: man kann Gott sein und doch Koth lassen: so lehre ich sie, ihren Koth lassen und Götter werden."

197.

Das Lied der Thorheit.

Meine Klugheit gieng weg von mir, diese spröde Katze: mein Stolz rauschte in die Lüfte! Der sucht sich Abenteuer.

Da sitze ich nun mit meiner Thorheit, — die Welt ist still wie ein Garten, die Luft müde von vielen Wohlgerüchen.

Welche liebe Noth macht mir meine Thorheit: sie will gar nicht still sitzen und purzelt immer vom Stuhle, — wird sie je ihrer selber müde werden?

Sie wird auch ihres Singens nicht müde: die Weise aber hat sie von den Kindern gelernt, Abends, wenn die purpurne Seligkeit am Himmel hängt.

Ich vergebe ihr, denn sie weiss nicht, was sie singt: und weil ich so allein bin, singe ich ihren Unsinn mit, — verzweifelnd, wie oft sie dabei vom Stuhle fällt.

198.

Gespräch mit dem Blitze.

Du Blitz, schneidender Demant, Gold-Zickzack! Antworte mir, dass ich sehe, ob du nur zum Schein schneidend und scharf bist.

Für einen Denker nahm ich dich oft, — weil, gleich dir, der Gedanke durch Wolken geht: und gleich dir weckt der Gedanke den Donner auf, der hinter Wolken schläft und grollt.

199.

Von den Krämern.

(Vgl. vom Vorübergehen und von alten u. neuen Tafeln, Abschn. 12, 21.)

Zum Eigennutz sind die meisten zu wahnsinnig: ihr Glück macht sie alle wahnsinnig.

Sie opfern alles für eins: — das ist irgend eine Liebe. Dieser Eigensinn und Eigen-Hang hängt über allen.

Aus ihrer Liebe quillt ihnen ihr heisser Wahnsinn: der aber ist ein schlechter Rechner und verachtet die kalten Krämer-Tugenden.

Die Krämer-Tugend nämlich, des Krämers geldklebrige Finger und lüsternes Auge, — das ist noch unter der Würde des Thiers.

O diese engen Krämer-Seelen! Wenn das Geld in den Kasten springt, springt des Krämers Seele mit hinein.

Wessen Seele eine Geldkatze und wessen Glück schmutzige Papiere waren, — wie möchte dessen Blut je rein werden?

Bis in's zehnte Geschlecht noch wird es matt und faulicht fliessen: der Krämer Nachkommen sind unanständig.

Und wo ich der Krämer lange Finger sehe, ziehe ich's vor, den Kürzeren zu ziehn.

Lieber noch Händel als Händler!

Sprich früh und Abends: „Ich verachte den Krämer, ich will ihm die langen Finger zerbrechen."

Nun ist alles wohlgethan! Denn jetzt tragen die Krämer Säbel und Schnauzbärte, und selber das Regiment ist zu den Krummbeinigen kommen.

Alles, was bezahlt werden kann, ist wenig werth: diese Lehre speie ich den Krämern in's Gesicht.

Geld geht durch alle Finger: darum lerne mit Handschuhen Geld angreifen und Wechsler.

Gelobt sei die kleine Armuth: denn alle Krämer trachten nach grossem Reichthum.

Wo Gold klingelt, da herrscht die Hure. Und es giebt mehr Huren als Goldstücke. Wer käuflich ist, den heisse ich Hure. Und es giebt mehr Käufliche als Goldstücke.

200.

(Vgl. oben S. 196, Nr. 6.)

Ich gieng den Ursprüngen nach: da entfremdete ich mich allen Verehrungen — und wurde fremd dann auch und einsam.

Aber das Verehrende selber in mir — heimlich schlug es aus; da erwuchs mir der Baum, in dessen Schatten ich sitze, der Baum der Zukunft.

201.

Mein Schwerstes lernte ich im Verborgenen thun: wer hatte Augen dafür, als ich allein in furchtbare neue Meere mich einschiffte?

Und als ich allen geliebten Götzen den Rücken wandte, wer sah mich gehn! Ungesehn schritt ich hinein in den Brand der Wüste.

202.

(Vgl. oben S. 261, Nr. 194.)

Seines Todes ist man gewiss: warum wollte man nicht heiter sein?

203.

(Vgl. Bd. VIII, S. 368, zwischen Raubvögeln.)

Ich suchte mich und wo mein Ich heim sein dürfe: — das war meine schwerste Heimsuchung.

Ich suchte mein schwerstes Joch: da fand ich meine Selbst-Sucht.

204.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 276.)

Du hältst es nicht mehr aus, dein herrisch Schicksal? Liebe es, es bleibt dir keine Wahl!

205.

(Vgl. von alten und neuen Tafeln, Abschn. 4.)

Was ich nicht will, dass ihr mir thut, warum sollte ich dies nicht euch thun dürfen? Und wahrlich, das, was ich euch thun muss, gerade das könntet ihr mir nicht thun!

206.

(Vgl. oben S. 239, Nr. 150.)

Ich suche zu überreden, wo ich befehlen sollte, das will meine schlechte Erziehung. Solch Überreden ist nicht besser als Schmeicheln: — hier schmeichelt der Höhere dem Niederen.

207.

Er ist unerschütterlich, und wenn er klagt, so ist es mehr noch Nachsicht gegen euch und ein Mantel, den er um seine Härte breitet.

208.

(Vgl. von den Abtrünnigen.)

Es ist ein grosser Herzenstrost, zu verachten, wo man nicht mehr verehren kann: aber ich verlernte, mich also zu trösten.

209.

Ich weiss euch meine bunten Decken aufzulegen: und wer sich auf's Pferd versteht, versteht sich wohl auch auf den Sattel.

210.

(Vgl. Theil 1, vom Biss der Natter.)

Man soll seinen Feind nicht segnen: aber es kommt die Zeit, wo man keinen Freund mehr hat: und dann segnet man noch, dass man ihm nicht fluchte!

211.

Glatt und hart zu werden muss man in's Gedränge hinein, aber seine heimliche Einsamkeit mitnehmen.

212.

Einsame Tage wollen auf tapferen Füssen gehen.

213.

Die Einsamkeit pflanzt nicht, sie reift: und dazu noch musst du die Sonne zur Freundin haben.

214.

(Vgl. von den Abtrünnigen.)

Ihrer Kunst kühnster Griff war es, wenn sie dem Teufel sich zu nahe fühlten, an Gott zu glauben.

215.

Will denn ein Trieb, wie ihr lehrt, „befriedigt“ sein? Will er frei von sich selber sein und Frieden haben? Wollte jemals ein Wille das Nicht-Wollen?

Dass er schaffe, das ist aller Triebe Treiben: und wenn er eine Weile schläft, so schläft er sich nur aus, um nachher — sich auszuwachen.

Aber ihr misskehrtet des Willens Wesen zum Widerwillen und Wider-sich-wollen, ihr missdeutetet immer des müden Willens Stimme und das Schnaufen und Schnarchen des schlafenden.

Ist denn Schlaf eine Erfindung zum Tode? Und wer schlafen will, immer ein Sterbensmüder? Schnaufen und schnarchen kann auch der Lebendigste.

216.

Sie lernten die Namen tauschen: und so täuschten sie sich über die Dinge. Siehe da die ganze Kunst der Weisesten!

217.

Was hilft's? Euer Herz ist eng und all euer Geist ist in diesen engen Käfig eingefangen, eingeklemmt.

218.

Was ist denn das, was ihr euer Gewissen nennt? Nicht ein Gesetz, sondern dass ihr ein Gesetz nöthig habt und einen Arm, der euch halte, ihr trunkenen Stolperer!

219.

Der Zweck ist es, der jedes Ding und Thun entheiligt: denn was ist Heiligkeit, wenn sie nicht im Herzen und Gewissen des Dings und Thuns sitzt!

220.

(Vgl. Jenseits, Aph. 190.)

Was ist aller gemeinen Dinge Gemeinstes? Ein Schluss, aller Schlüsse ältester und jüngster Schluss: „Es thut weh, also ist es schlecht.“

Seit ich dies „also“ verstand und diesen Ursprung des Schlechten, lache ich über all euer „Gut und Schlecht“. Jenseits von „Gut und Schlecht“ tönt mein Gelächter.

221.

Grossmüthig den Schmerz betrachten: — oft wird das dritte Geschlecht erst mit unserm Schmerze fertig, das heisst: eine neue Kraft wuchs ihm.

222.

(Vgl. Theil 2, von den glückseligen Inseln; Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 16.)

Der Wille erlöst. Wer nichts zu thun hat, dem macht ein Nichts zu schaffen.

223.

Wisse, für den Schaffenden ist Weisheit und Güte keine Eigenschaft, sondern ein Mittel und Zustand.

224.

Ihr rechnet das Glück aller aus und habt die Zukünftigen dabei vergessen, — das Glück der meisten!

225.

Ach, dass du glaubst, verachten zu müssen, wo du nur verzichtetest.

226.

Und wer um die Tugenden der Starken wirbt, muss nicht nach den Tugenden der Schwachen begehrlich blicken, sondern streng an diesen hübschen Mägden vorübergehn.

227.

Den schlimmsten Einwand, ich verbarg ihn euch: — das Leben ward langweilig: werft es weg, damit es euch wieder schmackhaft wird!

228.

Und oft lehrt man den Verzweifelnden nicht anders Stärke, als indem man ihm von seiner Schwäche spricht.

229.

Vielfrasse die einen, die andern Schmetterlinge, — verächtlich beide.

230.

Ein lüsternes Auge, — die Zukost zu einer gallichten Seele.

231.

(Vgl. vom Vorübergehen.)

Wenn sich die grosse Stadt selber auf's Land trägt, so bringt sie nicht Dünger dem Lande, sondern Fäulniss und Greuel.

232.

(Vgl. vom Vorübergehen.)

An öffentlichen Meinungen krank wie an öffentlichen Mädchen: und das gerade sind eure heimlichsten Krankheiten.

233.

(Vgl. vom Vorübergehen.)

Ein Saufladen neben jedem Kaufladen.

234.

(Vgl. vom Vorübergehen.)

Leichenräuber, die diesen Todten und Halbtodten noch etwas abzustehlen wissen. (Die Journalisten.)

235.

Eure Tugenden passen euch nicht auf den Leib: eures Leibes Krankheiten verklagen eure Tugenden, deren ihr euch brüstet.

236.

Ich vergebe dir dein Misstrauen, ich gebe dir aber keinen Heller für dein Zutrauen.

237.

Den, der uns liebt, zu verführen, dass er thut, worüber er Scham leidet vor sich und uns, — das ist das Grausamste der Grausamen.

238.

Alles für alle und die Perlen für die Säue.

239.

Er hat sich von der Tugend überwinden lassen: und nun nimmt all sein Schlimmes in ihm Rache dafür.

240.

(Vgl. unten S. 417, Böse Weisheit, Aph. 282.)

Sie haben alle keinen Charakter: was half's! sie mussten sich einen stehlen.

241.

(Vgl. oben S. 216, Nr. 67.)

Muss der Vater nicht dem Sohne auch noch in seinem Besten widerstreben? Und wer je sich ein Recht nahm, wird aus Liebe dies Recht auch dem eignen Sohne nicht geben.

242.

(Vgl. vom Vorübergehen.)

Habe Mitleiden mit deinem Fusse, dass er nicht auf Morast trete: und also sollst du den, der seinen Freund verrieth, nicht einmal mit dem Fusse treten.

7. Entwürfe und Gedanken zum Plane des vierten Theils.

243.

(Vgl. oben S. 210 ff., Nr. 49—52; Jenseits, Aph. 202, 203.)

Im vierten Theil ist nöthig: genau zu sagen, weshalb jetzt die Zeit des grossen Mittags kommt: also eine Zeitschilderung, durch die Besuche gegeben, aber interpretirt von Zarathustra.

Im vierten Theil ist nöthig: genau zu sagen, weshalb das „ausgewählte Volk" erst geschaffen werden musste: — es ist der Gegensatz der wohlgerathenen höheren Naturen im Gegensatz zu den Missrathenen (durch die Besucher charakterisirt): nur an diese kann sich Zarathustra über die letzten Probleme mittheilen, nur ihnen kann er die Thätigkeit zu dieser Theorie zumuthen (sie sind stark und gesund und hart genug dazu, vor allem edel genug!) und ihnen den Hammer über die Erde in die Hand geben.

Im vierten Theil ist also zu schildern:

1. die äusserste Gefahr des höheren Typus (wobei Zarathustra an sein erstes Auftreten erinnert).

2. Die Guten nehmen jetzt gegen den höheren Menschen Partei: das ist die gefährlichste Wendung! (gegen die Ausnahmen!)

3. Die Vereinsamten, Nicht-Erzogenen, Sich-falsch-Erklärenden entarten, und ihre Entartung wird als Gegengrund gegen ihre Existenz empfunden („Genie-Neurose!“).

4. Zarathustra muss erklären, was er gethan hat, als er zur Auswanderung rieth nach den Inseln, und wozu er sie besuchte. (1. und 2. Theil.) Sie waren noch nicht reif für seine letzten Offenbarungen.

244.

(Vgl. Jenseits, Aph. 225.)

Alle Arten höherer Menschen und deren Bedrängniss und Verkümmerung (einzelne Beispiele, zum Beispiel Dühring, zu Grunde gerichtet durch Isolation), — im ganzen das Schicksal der höheren Menschen in der Gegenwart, die Art, wie sie zum Aussterben verurtheilt erscheinen: wie ein grosser Hülfeschrei kommt es zu den Ohren Zarathustra's. Alle Art von wahnsinniger Entartung höherer Naturen (zum Beispiel Nihilismus) kommt an ihn heran.

Der Berg zuletzt umdampft von Trübsal und Noth, alle Arten Unmögliche flüchten zu ihm: — „Ein Haus von Narren um mich!“

Besuche bei Zarathustra, man ruft ihn um Hülfe.

1. allgemeiner Sclaven-Aufstand;
2. die Verweichlichung der Herzen, Schwäche;
3. die Verdüsterung und die Verrücktheit.

245.

Höhere Menschen, die in Verzweiflung zu Zarathustra kommen.

Versuchungen zur Rückkehr vor der Zeit, — durch Erregung von Mitleiden.

1. Der Unstäte, Heimathlose, Wanderer: — der sein Volk verlernt hat zu lieben, weil er viele Völker liebt, der gute Europäer.

2. Der düstere ehrgeizige Sohn des Volks, scheu, einsam, zu allem bereit, der Einsamkeit wählt, um nicht Zerstörer zu sein, — bietet sich als Werkzeug an.

3. Der hässlichste Mensch, welcher sich decoriren muss (historischer Sinn) und immer ein neues Gewand sucht: er will seinen Anblick erträglich machen und geht endlich in die Einsamkeit, um nicht gesehen zu werden, — er schämt sich.

4. Der Verehrer der Facta, („das Gehirn des Blutegels"), das feinste intellectuelle Gewissen, voll schlechten Gewissens aus Übermaass, will sich los sein!

5. Der Dichter, im Grunde nach wilder Freiheit gelüstend, wählt die Einsamkeit und die Strenge der Erkenntniss.

6. Der Erfinder neuer Rausch-Mittel, Musiker, der Bezauberer, der endlich vor einem liebevollen Herzen sich niederwirft und sagt: „Nicht zu mir! sondern zu jenem will ich euch führen."

Die Allzu Nüchternen mit der Sehnsucht zum Rausche, die sich nicht befriedigt. Die Über-nüchterten.

7. Das Genie (als Anfall von Wahnsinn) erfrierend aus Mangel an Liebe: „Ich bin kein Gedanke, auch kein Gott". Grosse Zärtlichkeit: „Man muss ihn mehr lieben!"

8. Der Reiche, der alles weggegeben und jedem sagt: „bei dir ist irgend ein Überfluss: gieb mir davon!" als Bettler.

9. Die Könige, der Herrschaft entsagend (der Staatsmann „Bauer“). „Wir suchen den, der würdiger ist zu herrschen!“ — Gegen die „Gleichheit“: es fehlt der grosse Mensch und folglich die Ehrfurcht.

10. Die Schauspieler des Glücks.

11. Der pessimistische Wahrsager, welcher überall die Müdigkeit spürt.

12. Der Narr der grossen Stadt.

13. Der Jüngling vom Berge.

14. Das Weib (sucht den Mann).

15. Der neidische abgemagerte Arbeiter und Streber.

16. Die Guten
17. Die Frommen
18. Die „Für-sich's“ und Heiligen

} und ihr Wahn: „für Gott“ das ist mein „Für-mich“.

246.

(Vgl. Jenseits, Aph. 201 ff.; Genealogie der Moral, 1. Abhdlg., Abschn. 11, 12; Antichrist, Cap. 2, 7.)

„Das nun, o Zarathustra, ist dein Elend! Täusche dich nicht: der Anblick der Vielen machte dich düster, weil sie bescheiden und niedrig sind. Aber die Einsamen sind viel mehr missrathen.“

Dagegen führt Zarathustra die Gründe an:

1. vom grossen Fehlgriff des Mitleidens, — man hat alles Schwache, Leidende erhalten.

2. Man hat „gleich und gleich“ gelehrt und dadurch die Einsiedler um das gute Gewissen gebracht, — zur Heuchelei genöthigt und zum Kriechen.

3. Die herrschenden Stände haben den Glauben an den höheren Menschen schlecht repräsentirt, zum Theil vernichtet.

4. Das ungeheure Reich des Hässlichen, wo der Pöbel herrscht: da kleidet sich die vornehmste Seele in Lumpen und will lieber noch die Hässlichkeit übertreiben.

5. Es fehlt alle Erziehung für sie; sie müssen sich verpanzern und entstellen, um etwas von sich zu retten.

In Summa: der Nothschrei des höheren Menschen an Zarathustra. Zarathustra ermahnt sie zur Geduld, schaudert selber über sich: „es ist nichts, was ich nicht selber erlebt habe!“ vertröstet sich auf seine Glückseligen und begreift: „es ist höchste Zeit“. Unmuth ausbrechend und Hohn über seine Hoffnungen in Betreff der Glückseligen. „Du willst uns nicht helfen? Verhilf uns zu einer grossen Rache! Du bist hart gegen die Unglücklichen!“ — Sie ziehn ab.

Misstrauen und Angst bei Zarathustra zurückgeblieben. Er sendet die Thiere aus.

247.

Entwurf des vierten Theils.

„Ich bin so übervoll des Glückes und habe niemanden, dem ich abgeben und nicht einmal den, dem ich danken könnte. So lasst mich euch, meinen Thieren, Dank darbringen.“

1. Zarathustra seinen Thieren dankend und sie auf Gäste vorbereitend. Heimliche Geduld des Wartenden und tiefe Zuversicht auf seine Freunde.

2—9. Die Gäste als Versuchungen, die Einsamkeit aufzugeben. „Ich bin wohl nicht gekommen, den Leidenden zu helfen u. s. w.“

Zarathustra prüft mit schmerzlicher Erregung den Gewaltigen, den Narren, den Fliegenden darauf, ob er sich darin wiederfindet. Umsonst! In keinem Menschen findet er sich, — so sucht er die Thiere.

Grosser Hohn auf sich als Fürsprecher des Lebens.

10—14. Der Einsiedler-Heilige, Fromme: erzählt den Untergang der Inseln.

Vorzeichen: der Brand der grossen Stadt.

Doppelte Reihe der Zeichen:

1) vom Verfall der Menschen,

2) vom Vorhandensein grosser Einzelner.

Endlich: ich will es erst noch erfragen, ob sie leben. Zarathustra sendet seine Thiere aus auf Kundschaft. (Heroldsrufe an die Einsamen.) Allein, ohne Gebet, — und ohne die Thiere, höchste Spannung!

Erzählung der Steinwand. Entsetzliche Nacht Zarathustra's.

15. „Sie kommen!" Als der Adler und die Schlange reden, kommt der Löwe hinzu.

Eine Art Festzug! Er geht mit den vier Thieren entgegen, bis zur Stadt.

16. Abschied für immer von der Höhle — er weint!

248.

Plan des vierten Theils.

1. Das Honig-Opfer.

2. Nothschrei des höheren Menschen. Schwarm.

3. Zarathustra's Mitleiden auf der Höhe, — aber hart; bleibt bei seiner Aufgabe —: „Es ist nicht Zeit".

4. Verhöhnung Zarathustra's. Abzug, während der Wahrsager einen Stachel zurücklässt.

5. Sendet die Thiere aus, voll Angst.

(Vgl. oben S. 256 ff., Nr. 192.)

6. Siebente Einsamkeit: — zuletzt „Medusenhaupt". Der grosse Gedanke als Medusenhaupt: alle Züge der Welt werden starr, wie gefrorener Todeskampf.

7. Der Heilige befragt ihn. Krisis. Plötzlich aufspringend. (Scharfer Contrast der frommen Ergebung.)

8. „An die grosse Natur". Siegeslied.

9. Löwe und Taubenschwarm. Rückkehr der Thiere. Begreift, dass alle Vorzeichen da sind. Die Botschaft.

10. Letzter Abschied von der Höhle (das Tröstliche der ewigen Wiederkunft zeigt zum ersten Mal sein Gesicht).

249.

Entwurf des vierten Theils.

Das Honigopfer.

Der Nothschrei.

Gespräch mit den Königen.

Der gute Europäer: erzählt von den Unfällen auf dem Meere.

Das Hirn des Blutegels.

Der freiwillige Bettler.

Der Bezauberer.

Der hässlichste Mensch (Volk).

Die Begrüssung.

Das Abendmahl.

Von dem höheren Menschen.

Das Lied des Zauberers.

Von der Wissenschaft.

Die Rosenrede.

Der Blitzschlag (Mitternachts, bis zum Einsiedler. Krank.)

Aus der siebenten Einsamkeit.

Gespräch mit dem Einsiedler: der Einsiedler erzählt den Untergang. Der Entschluss.

Der Erfrierende.

Der Schwur.

Der letzte Besuch der Höhle. Botschaft der Freude. Dort schläft er. Morgens steht er auf. Der lachende Löwe.

Schluss: dithyrambisches Zerbrechen seines Herzens.

Zarathustra zerbricht sein Herz
gegen seine Freunde,
gegen seine Thiere,
gegen alles, was er geliebt hat.
Ganz Wille zum Mittag.

250.

Gespräch mit dem Einsiedler.

(Vgl. oben S. 262, Nr. 195.)

„Wohin willst du?“ fragte er laut, und seine Stimme kam fremd und verwandelt zu ihm zurück. „Und deine Thiere, — wo sind deine Thiere?“ — „Ich weiss es nicht.“

„Oh Zarathustra, nun lebt keiner mehr, den du liebst!“ — Und er warf sich auf den Boden hin und schrie vor Schmerz und grub seine Hände in den Boden.

Und alles war umsonst!

8. Varianten zu den Scenen des vierten Theils.

251.

Anrede des Königs an Zarathustra.

(Vgl. die Begrüssung und vom höheren Menschen, Abschn. 18.)

„Wie gut doch, dass wir erst also Noth schrieen: so mussten wir hinauf zu deinem Anblicke! Wie danken wir's nun allem Ekel, aller schweren Luft, dass sie uns fragen und suchen und steigen lehrten, —

— fragen lehrten am rechten Orte, in der rechten Höhe: „Lebt denn Zarathustra noch? Wie, lebt Zarathustra noch?"

Einem guten Frager ist halb schon geantwortet. Und wahrlich, eine ganze, gute Antwort ist das, was wir hier mit Augen sehn: Zarathustra lebt noch, und mehr als je, —

Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der mit den Flügeln winkt, ein Flugbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein göttlich Leichtfertiger,

— Zarathustra der Lachende, Zarathustra der Schweiger, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt,

— der die Krone des Lachens trägt, eine Rosenkranz-

Krone. Du selber nämlich, oh Zarathustra, setztest dir diese Krone auf's Haupt, kein andrer wäre heute stark genug dazu!

Und ob du gleich Schlimmeres schautest und Schwärzeres, als irgend ein Schwarz-Seher, und durch deine Höllen noch kein Heiliger gegangen ist,

— ob du gleich neue Nächte um dich hülltest und gleich eisigem, düsterm Nebel hinein in neue Abgründe stiegst: immer wieder spanntest du endlich dein buntes Zelt über dich,

— dein Lachen spanntest du aus über Nacht und Hölle und Nebel-Abgrund; und wo dein hoher, starker Baum steht, da darf der Himmel nicht lange dunkel sein."

Hier aber unterbrach Zarathustra die Rede des Königs, legte ihm den Finger auf den Mund und sagte: „Ja diese Könige! —

Sie verstehn sich auf's Huldigen und die grossen Worte: sie selber sind's gewohnt! Aber was soll dabei aus meinen Ohren werden!

Meine Ohren werden dabei klein und kleiner, seht ihr's nicht? Sie verkriechen sich nämlich vor allen grossen Prunkreden.

Und wahrlich, ihr Könige, mit solchen Reden könntet ihr den Stärksten umwerfen, einen solchen Becher Weins soll man niemandem zutrinken."

252.

Zarathustra's Antwort auf die Anrede des Königs.

(Vgl. die Begrüssung.)

Also sprach der König und alle traten auf Zarathustra zu und erwiesen ihm abermals ihre Ehrfurcht. Zarathustra aber schüttelte das Haupt und wehrte ihnen mit der Hand.

„Willkommen hier! sprach er zu seinen Gästen. Von neuem heisse ich euch willkommen, ihr Wunderlichen! Auch meine Thiere grüssen euch voller Ehre und voller Furcht: noch niemals nämlich sahen sie so hohe Gäste!

Doch seid ihr mir keine kleine Gefahr, — so raunen mir meine Thiere zu. „Nimm dich in Acht vor diesen Verzweifelnden!“ spricht mir die Schlange am Busen; — vergebt ihrer Liebe zu mir diese scheue Vorsicht!

Von Ertrinkenden spricht mir heimlich meine Schlange: das Meer zieht sie hinab, — da möchten sie sich gerne an einen starken Schwimmer anklammern.

Und wahrlich, so blind und wild greifen Ertrinkende mit Armen und Beinen nach einem Retter und Gutwilligen, dass sie den Stärksten mit in ihre Tiefe hinabziehn. Seid ihr — solche Ertrinkende?

Den kleinen Finger streckte ich euch schon entgegen. Wehe mir! Was werdet ihr nun noch von mir nehmen und an euch reissen!

Das ist euer Unbescheidenes, dass ihr leben, leben wollt, ob ich gleich an euch zu Grunde gienge.“

Also sprach Zarathustra und lachte dabei voller Bosheit und Liebe, während er mit der Hand den Hals seines Adlers streichelte: der nämlich stand neben ihm, gesträubt, und wie als ob er Zarathustra gegen seine Besucher zu schützen hätte. Dann aber reichte er dem König zur Rechten die Hand, dass dieser sie küsse, und begann von neuem, herzhafter noch als vorher.

253.

Zarathustra's Sehnsucht nach seinen Kindern.

(Vgl. den Schluss der Begrüssung, das trunkne Lied, u. Theil 2, vom Gesindel.)

„Hinaus, hinaus nun, du Wildfang und Unband! Von wem redest du doch? Fliege fern hinaus, du guter

Brausewind! Wie ein Schrei und ein Seufzen fliege über weite Meere, bis du die glückseligen Inseln findest! —

Grüsse meine Kinder auf ihren Inseln, bringe ihnen den Gruss eines Nachbarn der Sonne, eines Nachbarn des Schnees, eines Nachbarn des Adlers, bringe ihnen zum Gruss die Liebe ihres Vaters!

Meine Kinder, meine Wohl-Geborenen, meine neue schöne Art: was zögern meine Kinder auf ihren Inseln?

Wäre es nicht Zeit und höchste Zeit — so blase ihnen in's Ohr, du guter Sturmgeist —, dass sie endlich zu ihrem Vater kommen? Warte ich nicht auf meine Kinder als einer, dess Haar weiss und grau ward?

Hinaus, hinaus, du unbändiger, guter Sturmgeist! Stürze hinab in's Meer aus deinen Berghöhlen, spute dich und segne vor Abend meine Kinder noch, —

segne sie mit meinem Glücke, mit diesem Rosenkranz-Glücke! Wirf diese Rosen über ihre Inseln hin, wie ein Fragezeichen, welches fragt: „Woher kam solch Glück?“

Bis sie fragen lernen: „Lebt unser Vater noch? Wie, lebt unser Vater Zarathustra noch? Liebt unser alter Vater Zarathustra seine Kinder noch?“

Locke meine Kinder zu mir mit meinem besten Glücke! Ködere sie herauf zu meiner traulichen goldbraunen Vater-Sehnsucht! Träufle auf sie den Honig einer langen, langen Vaterherzens-Liebe!

Der Wind bläst, der Wind bläst, der Mond scheint, — oh meine fernen, fernen Kinder, was weilt ihr nicht hier, bei eurem Vater? Der Wind bläst, keine Wolke steht am Himmel, die Welt schläft. — Oh Glück! Oh Glück!“ — —

Kaum aber hatte Zarathustra diese Worte gesprochen, da erbebte er bis in die Wurzel seines Herzens: denn er merkte, als er zu seinen Füssen hinab blickte, dass er ganz allein war. Er hatte seine Gäste vergessen; —

hatten seine Gäste auch ihn vergessen? „Wo seid ihr? Wo seid ihr?“, rief Zarathustra in die Nacht hinaus: aber die Nacht schwieg.

„Wo seid ihr? Wo seid ihr, meine Thiere?“ rief Zarathustra abermals in die Nacht hinaus. Aber auch seine Thiere blieben stumm. — —

254.

Die Rosenrede.

(Vgl. das trunkene Lied und vom höheren Menschen, Abschn. 18.)

Zarathustra gab Acht darauf, wie der Wahrsager tanzte, und zeigte mit dem Finger darnach. Dann aber entriss er sich mit einem Male dem Gedränge der Dankenden und Liebenden und kletterte einige Schritte an einer schroffen Klippe aufwärts, indem er sich im Steigen einige Rosen und Rosenranken abriss. Von dieser Höhe her und, wie eben gesagt, mit Rosen in den Händen, nahm er an jenem Abende zum letzten Male das Wort: hinabschauend auf diese Schaar von Verzweifelten, welche nicht mehr zweifelten, von Ertrinkenden, welche auf gutem, festen Lande standen, lachte er aus ganzem Herzen, wand die Rosen zum Kranze und sprach die Rede, welche man heisst: die Rosen-Rede.

„Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf“ u. s. w.

255.

Variante zum „trunkenen Liede“.

(Vgl. vom höheren Menschen, Abschn. 16—20.)

Da fiel der alte Wahrsager ein: „Es giebt auch im Glücke schweres Gethier, es giebt Plumpfüssler von An-

beginn. Wunderlich mühn sie sich ab, einem Elephanten gleich, der sich müht, auf dem Kopfe zu stehn.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der hässlichste Mensch ein: „Besser noch, plump tanzen als auf lahmen Beinen gehn, besser närrisch sein vor Glücke als Unglücke. Dies aber ist Zarathustra's beste Wahrheit: auch das schlimmste Ding hat zwei gute Kehrseiten.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Zauberer ein: „Nun verlernte ich das Trübsal-Blasen und alle Nachtwächter-Traurigkeit. Dem Winde will ich's gleich thun, der alle Himmel hell und alle Meere brausen macht: Zarathustra will ich's nunmehr gleich thun.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der König zur Rechten ein: „Schüttelt mich zusammen mit allen Erden-Thränen und Menschen-Jammer, immer wieder werde ich obenauf sein wie Öl auf Wasser. Das aber lernte ich diesem Zarathustra ab.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der König zur Linken ein: „Und muss ich der Erde einmal gram sein: des Himmels Sterne reisst da meine Bosheit noch herab zur Erde: das ist so die Art aller Zarathustra-Rache.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der gute Europäer ein: „Und wenn es auf Erden auch Moore und Trübsal giebt und ganze Meere schwarzen Schlamms: wer leichte Füsse hat, gleich Zarathustra, läuft über Schlamm noch dahin, schnell wie über gefegte Erde.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der freiwillige Bettler ein: „Der Schritt verräth, ob einer schon auf seiner Bahn schreitet: seht

Zarathustra gehn! Wer aber seinem Ziele nahe kommt, der — tanzt.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der Gewissenhafte des Geistes ein: „Krumm kommen alle guten Dinge ihrem Ziele nahe, gleich Katzen machen sie den Buckel, sie schnurren innewendig vor ihrem nahen Glücke, alle guten Dinge lachen.

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

Da fiel der alte Papst ein: „Welches war hier auf Erden bisher die grösste Sünde? Das war das Wort dessen, der sprach: „Wehe denen, die hier lachen!“

Horch! Horch! Es naht die tiefe Mitternacht!“

256.

Die letzte Sünde.

(Vgl. den hässlichsten Menschen, das trunkene Lied und das Zeichen.)

1.

Aber was geschah damals mit Zarathustra selber? — Ja, wer möchte das errathen, was sich in jener Nacht mit ihm zutrug! — Er fiel nämlich, als er das Glück seiner höheren Menschen sah, mit einem Male nieder wie ein Eichbaum, der lange vielen Holzschlägern widerstanden hat, — schwer, plötzlich, zum Schrecken für die selber, welche ihn fällen wollten. Die Axt aber, die Zarathustra darniederschlug, — Mitleiden hiess diese Axt, Mitleiden mit dem Glück dieser höheren Menschen.

2.

Die höheren Menschen stürzten hinzu, als er so zu Boden lag, dass sie ihm wieder aufhülfen: aber schon sprang er von selber empor, stiess alle von sich, die sich

um ihn drängten und schrie: „Fort! Fort! Fort!“ „Lasst mich davon“, schrie er, so schmerzlich und schrecklich, dass seinen Freunden das Herz erstarrte; und ehe nur eine Hand sich ausstreckte, ihn zurückzuhalten, zog er sein Gewand über den Kopf, lief in die schwarze Nacht hinaus und war verschwunden.

Da nun standen seine Freunde eine lange Weile betäubt und stumm, denn sie waren in diesen Bergen fremd, und niemand hätte um diese Stunde auch nur hundert Schritt weit einen Weg gefunden. Es gieng nämlich gegen Mitternacht. So traten sie, als sie sich nicht zu helfen und zu rathen wussten, endlich wieder in die Höhle Zarathustra's, ob sie ihnen gleich traurig und kalt dünkte, und ertrugen daselbst die Nacht, mit wenig Schlaf und vielen schlimmen Gedanken und Gespenstern.

Es geschah aber um die Stunde der ersten Früh-Dämmerung, dass jener Wanderer, welcher sich den Schatten Zarathustra's nannte, seine Gefährten heimlich verliess und vor der Höhle nach dem Verlorenen ausspähte. Und nicht lange darauf rief er in die Höhle hinein: „dort kommt Zarathustra!“ Da warfen sie alle den Schlaf und die schlimmen Gedanken von sich und sprangen auf, voller Hoffnung, dass es nun wieder Tag werde. Als sie aber mit einander ausspäheten — und auch der Esel war mit ihnen hinausgegangen und spähete nach Zarathustra —, siehe, da gewahrten sie in der Ferne ein seltsames Schauspiel. Zarathustra kam nämlich des Wegs herauf, langsam, langsam: bisweilen stand er still und blickte zurück: hinter ihm aber schritt ein mächtiges gelbes Thier, gleich Zarathustra selber zögernd, langsamen Ganges und oft zurückblickend. Immer aber, wenn Zarathustra den Kopf nach ihm umwandte, kam es einige Schritte schneller vorwärts, dann aber zögerte

es wieder. „Was geschieht da!“ fragten sich da die höheren Menschen, und ihre Herzen klopften; denn sie argwöhnten, dass dieses mächtige gelbe Thier ein Löwe des Gebirges sei. Und siehe, plötzlich wurde der Löwe ihrer gewahr: da stiess er ein wildes Gebrüll aus und sprang auf die höheren Menschen los: also dass diese alle wie mit einem Munde aufschrieen und dann flohen. Und in Kürze war Zarathustra allein und stand staunend am Eingange seiner Höhle. „Was geschah mir doch!“ sagte er zu seinem Herzen, während der starke Löwe schüchtern sich an seine Knie drängte. „Was hörte ich doch eben für einen Nothschrei!“ Da aber kam ihm die Erinnerung, und er begriff mit einem Male alles, was geschehn war. „Hier ist der Stein, sprach er frohlockend, auf dem sass ich gestern am Morgen: da hörte ich den gleichen Schrei. Oh ihr höheren Menschen, es war ja euer Nothschrei!“

9. Einzelne Sprüche zum vierten Theil.

257.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 153.)

Ja, Mensch, Mensch — das ist ein langer Strick, und Zarathustra heisst der Knoten, der hineingeknüpft wurde! (der Wahrsager.)

258.

Im Leben todt, verborgen, vergraben, versteckt: oh Zarathustra, wie viele Male wirst du noch auferstehn!

259.

Einst —: ach wie ferne dies Einst! Wie süss das Wort schon „einst", verirrten Glockenschlägen gleich, in dichten Wäldern —

260.

Ein neuer Frühling quillt in allen meinen Ästen, der heisst Genesung. Ich höre die Stimme des Südwinds und schäme mich: nach dunklen dichten Blättern begehrt die Scham meines jungen Glücks.

261.

Er singt: da flog er wohl auch über sein Unglück weg, der Vogel? Denn der Unglückliche schweigt.

262.

(Vgl. Theil 3, der Wanderer.)

Wo ich immer fürchtete, werde ich endlich noch wünschen! Man lernt es, zuletzt seinen Abgrund lieben.

263.

Er möchte, dass endlich die Sternbilder seiner Tugend leuchten: dazu hat er seinen Geist verdunkelt und eine neue Nacht sich vorgehängt.

264.

(Vgl. das Zeichen.)

Ein grosser Mensch, ein solcher, der um seiner Sache willen sein Mitleiden hinwirft und sein billiges Herz zu zerbrechen weiss: der es wagt und von sich erlangt, viele und vieles zu opfern, damit er gedeihe.

265.

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 16.)

Thut gleich mir, lernt gleich mir: nur der Thäter lernt.

266.

(Vgl. Theil 2, von den Tugendhaften.)

Die grosse Liebe will nicht zurückgeben und vergelten, im Meere der grossen Liebe ist die Vergeltung ertrunken.

267.

(Vgl. das Gespräch mit den Königen.)

Eures Friedens Sonne dünkt immer mich zu schwül: lieber noch sitze ich im Schatten meiner Schwerter.

268.

(Vgl. das Gespräch mit den Königen.)

Und wer von ihnen sagt noch ehrlich für sein Übermorgen gut? Wer — darf noch schwören und versprechen? Wer von ihnen bleibt noch fünf Jahre in einem Hause und einer Meinung?

Menschen des guten Willens, aber unverlässlich und nach neuem gelüstig, diese Käfige und engen Herzen, diese Rauchkammern und verdumpften Stuben, — sie wollen freie Geister sein.

Sie klammern sich an Gesetze an und möchten Gesetze „festes" Land heissen, denn sie sind der Gefahr müde, aber im Grunde suchen sie einen grossen Menschen, einen Steuermann, vor dem sich die Gesetze selber auswischen.

Schwimmend in Billigkeit und Milde, ihrer Dummheit froh, und dass Glück auf Erden so wohlfeil ist.

Sie fühlen sich vom Pöbel nach Leib und Herzen und möchten das verstecken und möchten sich gern das Vornehme an- und überziehn: Erziehung nennen sie's.

269.

Der Dichter.

Sprachst du von dir oder von mir? Aber ob du nun mich oder dich verriethest, du gehörst zu den Verräthern, du, der Dichter!

Schamlos gegen das, was du lebtest, dein Erlebniss ausbeutend, dein Geliebtestes zudringlichen Augen preisgebend, dein Blut in alle trocknen ausgetrunkenen Becher eingiessend, du Eitelster!

270.

(Vgl. die „Klage des Zauberers".)

Oh, die ihr spielt,
ihr Kinder im Walde, ihr lachenden,
flieht nicht davon — nein! schützt mich,
versteckt das gehetzte Wild,
bleibt, hört! Denn wer mich hetzt,
seit grauem Morgen durch alle Wildniss hetzt,
sind's Jäger? Wegelagerer? Sind's Gedanken?
Nicht weiss ich's noch, doch Kinder und Kindsgelächter
sind Trost und Schutz und schirmendes Dickicht mir!

271.

(Vgl. den Zauberer und Bd. VIII, S. 337, Gedichte, Nr. 15.)

„Du glaubst an Tugenden, wie das Pöbel-Volk an Wunder glaubt: wie unreinliche junge und alte Weibchen, so glaubst du an Reinheit.

Sieh zu, dass du nicht, gleich einem alten unreinlichen Weibchen zuletzt vor einem Kreuze liegen bleibst.

Vor Tugenden und Entsagenden auf den Knieen, wie aller Pöbel: sonderlich aber vor der grossen Unschuld: da betest du an.

Was dir fremd ist, sprichst du heilig: du schmeckst und riechst mit deiner Nase am liebsten immer alles Unmögliche. Das aber ist Pöbel-Geschmack."

„Wer bist du? sagte er mit entsetzten und feindseligen Blicken, wer darf so zu mir reden?" —

„Dein böses Gewissen“ — antwortete Zarathustra und wandte dem Bezauberer den Rücken.

272.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 141.)

Ich liebe meinen Gott von Grund aus: wie dürfte ich wollen, dass er mich wieder liebte! Er soll nicht so thöricht sein, an mich zu glauben, wie alle Liebenden thun.

273.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 140.)

Oh über den wunderlichen und grausamen Gott, den ihr als „die Liebe“ preist! Als der Gott entstand, war wohl alle Liebe noch wenig göttlich?

274.

(Vgl. Genealogie der Moral, 3. Abhdlg., Abschn. 9.)

Dein böses Gewissen in dir: das ist die Stimme deiner ältesten Vorvordern, die dir zuredet. „Erbsünde“, mein Freund, das ist gewisslich ein Beweis deiner Erbtugend.

275.

Und wenn ich deines Glaubens wäre, so wollte ich auch deines Wandels sein.

276.

Sie haben ihren Gott aus Nichts geschaffen: was Wunder: nun ward er ihnen zu nichte. —

277.

Jene alte pfiffige Frömmigkeit, welche sprach: „Dem Armen geben, das ist Gott leihen: seid gute Bankhalter!“

278.

Das ist so der Hang der kleinen Seelen: sie möchten das Grosse zu sich herabschmeicheln, dass es mit ihnen zu Tische sitze.

279.

(Vgl. Theil 1, von den Leiden- und Freudenschaften.)

Deine Tugend ward dir lieb: so heisse sie nunmehr auch nicht mehr Tugend, sondern deinen Geschmack: — so nämlich will es guter Geschmack!

280.

(Vgl. Götterdämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, Abschn. 7.)

Sie liegen auf dem Bauche vor kleinen, runden Thatsachen, sie küssen Staub und Koth zu ihren Füssen, und frohlocken noch: „hier ist endlich Wirklichkeit!“

281.

(Vgl. den „Schatten“.)

„Was macht Europa?“ — „Oh das ist ein krankes wunderliches Weibchen: das muss man rasen, schreien und Tisch und Teller zerbrechen lassen, sonst hat man nimmer vor ihm Ruhe: ein Weib, das an dem, was es liebt, leiden will.“

282.

Ihr redet in eurem Traum: aber eure bequeme Art ist es, die nicht will, dass ihr aus eurem Bette aufsteht.

283.

Du fühlst es noch nicht einmal, dass du träumst: oh, da bist du noch ferne vom Aufwachen!

284.

Ihr redet mir von eurer Hoffnung? Aber ist sie nicht kurzbeinig und schieläugig? Sieht sie nicht immer um die Ecke, ob dort nicht schon die Verzweiflung warte?

10. Gedanken und Pläne zum letzten Theil.

285.

Dass Zarathustra die höchste Noth erreicht und damit erst sein höchstes Glück: er wird schrittweise unglückseliger und glücklicher. Im Augenblick, wo beides auf's furchtbarste contrastirt, geht er zu Grunde.

286.

Die tragischeste aller Geschichten mit einer himmlischen Lösung.

Zarathustra schrittweise grösser werdend. Seine Lehre schrittweise entfaltend mit diesem Grösserwerden.

Die „Wiederkehr“ wie eine Abendsonne über der letzten Katastrophe aufleuchtend.

287.

Im letzten Theil die grosse Synthesis des Schaffenden, Liebenden, Vernichtenden.

288.

Erster Plan des letzten Theils.

(Sommer 1883.)

(Vgl. Bd. IX, S. 185 ff., Empedokles.)

Erster Act. Zarathustra unter Thieren. Die Höhle. Das Kind mit dem Spiegel erscheint als erstes Zeichen seines Siegs. (Es ist Zeit!)

Die verschiedenen Anfragen, sich steigernd. Zuletzt verführen ihn die Kinder mit Gesang.

Zweiter Act. Die Stadt, Ausbruch der Pest. Aufzug Zarathustra's, Heilung des Weibes. Frühling.

Dritter Act. Mittag und Ewigkeit.

Zarathustra sah und hörte nichts, er war entzückt.

Vierter Act. Die Schiffer. Scene am Vulcan. Vorzeichen. Zarathustra unter Kindern sterbend. Todtenfeier.

289.

Entwurf der Schlussscenen des ersten Plans.

Ein Gewitter murrte am Himmel, unsichtbar noch.

Da erscholl ein Donner: und darauf kam eine Stille, — wie mit furchtbaren Ringeln umwand und band uns diese Stille: die Welt stand still.

Und wiederum geschah das Athmen des Abgrundes: er stöhnte und brüllte sein Feuer herauf.

Dann verkündet das Weib das Kommen von Adler und Schlange. Das Zeichen. Allgemeine Flucht. Die Pest.

Dann schrittweise zurück in das furchtbarste Wissen. Die Empörung der Jünger, Fortgehen der Liebsten, Zarathustra sucht sie zu halten. Die Schlange züngelt nach ihm. Er widerruft, Übermaass des Mitleidens, der Adler flieht. Jetzt die Scene des Weibes, an dem wieder die Pest ausbricht.

„Wie gut du heilst, Heiland.“ Das waren ihre Worte. Denn das Weib liebte Zarathustra.

Sie zog den Arm Zarathustra's an ihre Brust.

„Ich löse dich von der Kette: stirb!“ —

„So will ich gerne sterben! Und abermals sterben! Und leben, um also zu sterben.“ Und noch, indem sie starb, lächelte sie: denn sie liebte Zarathustra.

Als Zarathustra diese Worte des Weibes gehört hatte, verhüllte er sein Haupt und stützte sich.

Aus Mitleid tödtet er. Er umarmt den Leichnam.

(Vgl. Theil 2, von grossen Ereignissen.)

Darauf das Schiff und die Erscheinung am Vulcan: „Zarathustra geht zur Hölle? Oder will er nun die Unterwelt erlösen?“ — So verbreitet sich das Gerücht, er sei auch der Böse.

Letze Scene am Vulcan. Volle Seligkeit. Vergessen. Vision des Weibes (oder des Kindes mit dem Spiegel). Die Jünger schauen in das tiefe Grab. (Oder Zarathustra unter Kindern an Tempelresten.)

Die grösste aller Todtenfeiern macht den Schluss. Goldner Sarg in den Vulcan gestürzt.

290.

Zweiter Plan des letzten Theils.

(Sommer 1883 bis Frühjahr 1884.)

Der Warner: „Zarathustra! Es ist alles bereit zu Grunde zu gehn. Rede den Deinen zu, sich zu retten und ihre selbstgenügsame Einsamkeit aufzugeben.“

Zarathustra: „Man versammle mir die Meinen und lasse Herolde rufen, dass sie kommen zum grossen Mittage.“

Zarathustra wartend:

1. Anzeichen der grössten Verwirrung.

„Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt“. (Vgl. Genealogie der Moral, 3. Abhdlg. Abschn. 24.)

2. Er verkündet aus dem Glück des Übermenschen heraus das Geheimniss, dass alles wiederkehrt.

Unwille, Klage — bis zum Attentat.

Zarathustra lacht, ist glücklich, denn er bringt die grosse Krisis.

3. Die Weltmüden ziehn davon, die Schaar wird kleiner. Ihr theilt er seine Lehre mit, um zum Übermenschen den Weg zu finden und doch guter Dinge zu sein.

Heiter, wie im Feldlager. Festzüge u. s. w.

Die letzte Rede.

„Ich nahm euch alles, den Gott, die Pflicht — nun müsst ihr die grösste Probe einer edlen Art geben. Denn hier ist die Bahn den Ruchlosen offen: — seht hin!“

Das Ringen um die Herrschaft: am Schluss die Heerde mehr Heerde und der Tyrann mehr Tyrann als je.

„Kein Geheimbund! Die Folgen meiner Lehre müssen fürchterlich wüthen: aber es sollen an ihr Unzählige zu Grunde gehn."

„Wir machen einen Versuch mit der Wahrheit! Vielleicht geht die Menschheit dran zu Grunde! Wohlan!"

„Hier der Hammer, der die Menschen überwindet. Ist der Mensch missrathen? Wohlan, erproben wir, ob er diesen Hammer aushält!"

Dies ist der grosse Mittag.

Der Untergehende segnet sich.

Er wahrsagt vom Untergang zahlloser Einzelner und Rassen.

„Ich bin das Fatum."

„Ich habe das Mitleiden überwunden": Jauchzen des Künstlers beim Geschrei des Marmors.

„Die Thiere und die Pflanzen ertragen diesen Gedanken" (er wendet sich an seine Thiere).

„Fort von mir!" — lachend geht er davon.

Zarathustra, nachdem seine Jünger erschreckt sich abgewendet haben und er lachend übermenschlich-sicher seine Mission ausgedrückt hat: — mit tiefster Zärtlichkeit sie zu sich rufend, gleichsam zurückkehrend aus der höchsten Entfremdung und Ferne: väterlich.

Zarathustra wird immer fremder, ferner, stiller in seinen Reden. Endlich versinkt er in das tiefste Schweigen, — sieben Tage lang. Währenddem entsteht die Empörung, der stumme Druck bei den Jüngern.

Ihre Loslösung, das Auseinanderfliehen, Gewitter und Sturm. (Die Losreissung an meiner Trennung von

Wagner zu schildern.) Das Weib will ihn tödten, als seine letzten Jünger entschlossen sind, ihm ihr Nein zu sagen.

Zuerst wenden sich alle von Zarathustra ab. (Das schrittweise zu schildern.) Zarathustra entzückt, merkt nichts. Pana will ihn tödten. Im Augenblick, wo sie den Dolch führt, versteht Zarathustra alles und stirbt am Schmerz über dieses Mitleiden. Dies ist deutlich zu machen!

Mit seiner Liebe drängte er den Adler zurück, der gegen ihn mit dem Ungestüm seiner Flügel schlug: er schrie wie einer, der zur Flucht räth; gern hätte er ihn davon getragen.

„Du weisst es doch, Pana mein Kind, mein Sternlein, mein Goldohr, — du weisst es doch, dass auch ich dich lieb habe?“

„Die Liebe zu mir hat dich überredet, ich sehe es: aber noch verstehe ich den Willen deiner Liebe nicht, Pana!“

„Und was soll ich mit deinem Messer thun, Pana? Soll ich dir gelbe Trauben vom Weinstocke schneiden? Siehe, welche Fülle um mich ist!“

Als er aber seine Schlange gegen sich züngeln sah, da verwandelte sich langsam, langsam sein Gesicht: widerwillig sprang ihm das Thor der Erkenntniss auf: wie ein Blitz flog es hinein in die Tiefen seines Auges, und wieder wie ein Blitz; es fehlte noch ein Augenblick, und er hätte gewusst — —

Als das Weib diese Verwandlung sah, schrie es auf wie aus der höchsten Noth: „Stirb Zarathustra!“ —

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 27.)

„Zerbrecht die Guten und Gerechten!“ — schreit das Weib, das ihn mordet.

„Nun lebt keiner mehr, der mich liebt; wie sollte ich noch das Leben lieben!“

Als er Pana erräth, stirbt Zarathustra vor Mitleid mit ihrem Mitleid. Vorher der Augenblick der grossen Verachtung (höchste Seligkeit!).

Alles muss in Erfüllung gehn, namentlich alles aus der Vorrede.

Hinreissende Wirkung des Todes: die Gelobenden.

291.

Dritter Plan des letzten Theils.

(Um Ende 1883.)

Erster Act: Herolds-Rufe.

(Vgl. oben S. 256, Nr. 192.)

Einsamkeit aus Scham vor sich. Ein unausgesprochener Gedanke, dem er sich zu schwach fühlt (zu wenig hart). Die Versuchungen, ihn darüber zu täuschen.

Die Boten des ausgewählten Volks laden ihn zum Feste des Lebens. Er hält sich nicht für reif. Er weigert sich.

Ein Narr.

Endlich durch den Kinderchor in Thränen.

„Du bist jünger als diese Kinder. Ist das die zweite Kindheit, von der man mir sprach?“

Zweiter Act: Der Siegeszug, die Peststadt.

Der Siegeszug:

Chor der Gottlosen (Überwindung der Kirchen).

Chor der Redlichen (Überwindung der moralischen Tartüfferie).

Chor der Büsser des Geistes (Überwindung der idealistischen Eitelkeit).

Der Orden vom harten Herzen (Überwindung des Mitleidens).

(Vgl. Theil 1, Vorrede, Abschn. 1.)

Chor der Narren, das heisst der Weisen, die froh sind, sich zeitweilig als unwissend und thöricht zu fühlen.

Chor der Armen, das heisst der Geringen, Überflüssigen, deren Joch leicht ist, die sich als die Reichen fühlen.

} Erfüllung der Vorrede des 1. Theils: „Ich möchte verschenken und austheilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Thorheit, und die Armen wieder einmal ihres Reichthums froh geworden sind."

Zarathustra ist selber der Weise geworden, der sich seiner Thorheit freut, und der Arme, der sich seines Reichthums freut. Scene: der Narr und der Arme. — Nicht ein Ideal des Weisen, sondern hundert Ideale des Thoren will ich aufstellen! — Gegen die bärbeissige schauspielerische stoische Herrlichkeit des „Weisen".

Zwei Könige führen den Esel.

Als der Zug nicht weiss, wohin sich wenden, kommen die Gesandten aus der Peststadt. Entscheidung. Schon im Walde Feuer auf dem Mantel. Symbolische Reinigung.

Der symbolische Scheiterhaufen (Vernichtung der Grossstadt).

Dritter Act: Am grossen Mittage.

(Vgl. unten S. 317 ff., Nr. 292.)

Zarathustra wohnt incognito dem Feste bei. Er verräth sich, als er sich zu geehrt findet, wird erkannt.

Die Verkündigungen der Zukunft: seine Schüler erzählen ihre Thaten.

Die verschiedenen Gruppen kommen und bringen ihre Geschenke.

„Was thatet ihr?“ — Sie sagen es. — „So ist es aus dem Geiste Zarathustra's gethan.“

Vierter Act: Die letzte Rede mit Vorzeichen, Unterbrechungen, Tod Zarathustra's.

(Vgl. Theil 2, von den Priestern.)

Zarathustra auf den Ruinen einer Kirche sitzend.

(Vgl. oben S. 205, Nr. 30; S. 249, Nr. 183; S. 258, Nr. 192.)

Die Liebe zu den Freunden möchte Zarathustra zwingen, seine grosse Wahrheit zurückzuhalten: auch nachdem er sie sich selber eingestanden hat. — Das ist das Problem des Herrschenden: er opfert die, welche er liebt, seinem Ideale.

„Du opferst deine Freunde: — sie sind tief genug, um dran zu Grunde zu gehn: und sie haben den Gedanken nicht geschaffen (was mich noch hält!).“ — Dies als letztes Gegen-Argument, welches sich Zarathustra entgegenstellt, — der stärkste Feind. Jetzt wird Zarathustra reif.

Die letzte Rede.

Wie Cäsar unbeweglich.

„Das Alleinsein mit einem grossen Gedanken ist unerträglich. Ich suche und rufe Menschen, denen ich diese Gedanken mittheilen darf, die nicht daran zu Grunde gehen.“

(Vgl. Theil 4, die Begrüssung und vom höheren Menschen, Abschn. 6.)

Begriff des höheren Menschen: wer am Menschen leidet und nicht nur an sich, wer nicht anders kann, als an sich auch nur „den Menschen“ schaffen.

Gegen alles genüssliche Beiseitegehen und Schwärmen der Mystiker.

Gegen die „Arrangirten".

„Wir Missrathenen! Höchster Typus! Uns zu erlösen ist „den Menschen selber" erlösen: das ist unser „Egoismus"."

„Ich nehme euch in den Arm — oh, ich sehe die epileptische Zuckung des eignen Kindes."

„Wo bleibt ihr? — da füllt es sich um mich mit Krüppeln."

(Vgl. Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 15.)

„Alle Zukunft kämpft unerlöst in mir und euch, — wie sollten wir nicht missgeformt sein!"

„Ihr kennt mich nicht."

„Ich weiss das Wort und Zeichen des Übermenschen: aber ich zeige es nicht, ich zeige es mir selber nicht."

„Mein Wille wohlzuthun zwingt mich, ganz zu schweigen. Aber mein Wille zum Übermenschen heisst mich reden und selbst die Freunde zu opfern."

„Ich will mich und euch formen und verwandeln, wie ertrüge ich's sonst!"

„Der Mildeste muss der Härteste werden — und daran zu Grunde gehn: mild gegen den Menschen, hart um des Übermenschen willen."

Im Glück verkündet er den Übermenschen. Er vergisst sich und lehrt aus dem Übermenschen heraus die Wiederkehr: der Übermensch hält sie aus und züchtigt damit.

(In der letzten Rede muss sich auch das Grablied des zweiten Theils erfüllen.)

Plötzlich öffnet sich die furchtbare Kammer der Wahrheit. — „Es giebt eine unbewusste Selbstbehütung, Vorsicht, Verschleierung, Schutz vor der schwersten Erkenntniss: so lebte ich bis jetzt. Ich verschwieg mir etwas; aber das rastlose Heraussagen und Wegwälzen von Steinen hat meinen Trieb übermächtig gemacht. Nun wälze ich den letzten Stein: die furchtbarste Wahrheit steht vor mir.“ Beschwörung der Wahrheit aus dem Grabe. (Vgl. Theil 3, der Genesende.)

(Vgl. oben S. 115 ff., die Wiederkunft d. Gleichen, Buch 5; Theil 3, vom Gesicht u. Räthsel.)

„Wir schufen sie, wir weckten sie auf: höchste Äusserung des Muthes und des Machtgefühls.“ — Hohn über allen bisherigen Pessimismus.

„Wir ringen mit ihr, — wir entdecken, dass unser einziges Mittel, sie zu ertragen, das ist: ein Wesen zu schaffen, das sie erträgt (der Schlange den Kopf abbeissen!); es sei denn, dass wir uns freiwillig wieder blendeten und blind gegen sie machten. Aber das vermögen wir nicht mehr!“

„Wir schufen den schwersten Gedanken, — nun lasst uns das Wesen schaffen, dem er leicht und selig ist!“

„Um schaffen zu können, müssen wir selber uns grössere Freiheit geben, als je uns gegeben wurde; dazu Befreiung von der Moral und Erleichterung durch Feste. (Ahnungen der Zukunft! Die Zukunft feiern, nicht die Vergangenheit! Den Mythus der Zukunft dichten! In der Hoffnung leben!) Selige Augenblicke! Und dann wieder den Vorhang zuhängen und die Gedanken zu festen, nächsten Zielen wenden!“

„Ich gab euch den schwersten Gedanken: vielleicht geht die Menschheit daran zu Grunde, vielleicht erhebt sie sich, dadurch dass die überwundenen lebensfeindlichen Elemente ausscheiden. Nicht dem Leben zu zürnen, sondern euch!“

(Vgl. unten S. 324, Nr. 294.)

Bestimmung des höheren Menschen als des Schaffenden! Organisation der höheren Menschen, Erziehung der zukünftigen Herrschenden.

„Eure Übermacht muss ihrer selber froh werden im Herrschen und Gestalten.“

„Nicht nur der Mensch, auch der Übermensch kehrt ewig wieder!“

Zögern der Jünger. „Wir halten es schon mit dieser Lehre aus, aber die Vielen werden wir damit zerstören?“

Zarathustra lacht: „Ihr sollt der Hammer sein, ich gab euch den Hammer in die Hand.“

(Vgl. Bd. IX, S. 186, Empedokles.)

Alles warnt Zarathustra, weiter zu reden: Vorzeichen. Er wird unterbrochen. Einer tödtet sich, einer wird wahnsinnig. Stimmung eines göttlichen Übermuths im Künstler —: es muss an's Licht. Als er zugleich die Wahrheit der Wiederkehr und den Übermenschen gezeigt hat, überwältigt ihn das Mitleiden.

Bei ihm zunehmende Erhebung und „Alpenglühen“, — bei seinen Zuhörern zunehmende Verdüsterung. Zuletzt Regen u. s. w.

Bei dieser Erhebung macht er alle Stufen des Bösen durch, — aber um jenes Zieles willen. Er ist da der Lehrer des Bösen, der Härte u. s. w.

Die Lehre der Wiederkunft wird zuerst das Gesindel anlächeln, das kalt und ohne viel innere Noth ist. Der gemeinste Lebenstrieb giebt zuerst seine Zustimmung. (Eine grosse Wahrheit gewinnt sich zu allerletzt die höchsten Menschen: dies ist das Leiden der Wahrhaftigen.) Für die Edleren zunächst zerdrückend, scheinbar das Mittel, sie auszurotten, — denn die geringeren, weniger empfindlichen Naturen bleiben übrig? „Man muss diese Lehre unterdrücken und Zarathustra tödten."

Alle fallen ab. Er stirbt, als die Vision ihn verlässt, vor Schmerz darüber, welches Leid er geschaffen.

„Aus Liebe that ich das grösste Leid: nun schmelze ich weg an dem Leide, das ich that" —

Als alle fort sind, streckt Zarathustra nach der Schlange die Hand aus: „Was räth mir meine Klugheit?" — sie sticht ihn. Der Adler zerreisst sie, der Löwe stürzt sich über den Adler. Als Zarathustra den Kampf seiner Thiere sah, starb er.

Fünfter Act: Die Gelobenden.

Der Bund der sich Opfernden auf Zarathustra's Grabe. Vorher sind sie geflohen: jetzt, als sie ihn gestorben finden, werden sie die Erben seiner Seele und heben sich auf seine Höhe.

Todtenfeier: „Wir tödteten ihn." — Die Gelobenden.

„Der grosse Mittag": ahnungsvoll heiter und schauerlich, heiter-tiefer Himmel. Mittag und Ewigkeit.

292.

Vierter Plan des letzten Theils.

(Um Ende 1883.)

(Vgl. oben S. 310 ff., Nr. 292.)

1. Die Einladung.

2. Der Sieges-Zug. Die Peststadt. Der Scheiterhaufen (die alte Cultur verbrannt).

3. Das Frühlingsfest mit Chören. Danklied der Genesenden. Das Trost-Lied (nach meiner Musik).

4. Der grosse Mittag. —

Rechenschaft vor Zarathustra. Sich den Schaffenden, Erntenden, Feiernden zugesellen: das geschieht in dem Ausrufe: „Was thatet ihr?“ (erfandet ihr?)

Einige absonderliche Heilige kommen auch als Jünger; auch ein Narr (Epikur?).

Neue Form der Gemeinschaft (wie in Corsica): sich kriegerisch behauptend. Sonst wird der Geist matt. Keine „Gärten“ und blosses „Ausweichen vor den Massen“. Krieg (aber ohne Pulver!) zwischen verschiedenen Gedanken! und deren Heeren!

5. Die Wahl der Wohnorte neu (Inder als warnendes Beispiel).

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 19.)

6. Die neuen Kriege und Ringkämpfe. Gegen die bloss Geniessenden. Der Schlechte als der Parasit. Wir dürfen nicht nur Geniessende des Daseins sein: unvornehm.

Der Tag neu eingetheilt; die körperlichen Übungen für alle Lebensalter. Der Wettkampf als Princip.

(Vgl. oben S. 115, Wiederkunft d. Gleichen, Aph. 175, 176.)

Die Geschlechtsliebe als der Wettkampf um das Princip im Werdenden, Kommenden. — Das „Herrschen" wird gelehrt, geübt, die Härte ebenso wie die Milde. Sobald ein Zustand meisterlich gekonnt wird, muss ein neuer erstrebt werden.

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 11, 12.)

7. Der neue Adel und seine Erziehung. (Vielheit der Mächtigen und der Kleinen.) Einheit. Durch Züchtung. Die Gründungs-Feste von Familien.

(Vgl. Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 5, 7.)

8. Die Versuche (mit den Bösen, „Strafen" u.s.w.). Die neue Barmherzigkeit zu Gunsten der Kommenden. — Die Bösen als Zerstörer ehrwürdig, denn Zerstören ist nöthig. Dann als Quelle von Kraft.

Sich durch die Bösen belehren lassen und auch ihnen Gelegenheit geben zu Wettkämpfen. Die Entartenden zu benutzen. — Das soll das Recht der Strafe sein, dass der Frevler benutzt werden darf, als Experiment-Object (zu neuer Ernährung): dies ist die Weihe der Strafe, dass hier zum höchsten Nutzen der Kommenden einer verbraucht wird.

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 25.)

Das Leben als Versuch: das Glück im Errathen und Versuchen. (Skepsis.) Der Tod und die Lust, sich selber als Hemmniss des Lebens weichen zu sehn.

Wir schonen unsre neue Gemeinde, weil sie die Brücke zu unserm Ideale der Zukunft ist. Und für sie arbeiten wir und lassen die andern arbeiten.

9. Das Weib im Weibe erlösen.

(Vgl. Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 3.)

10. Die Sclaven (Bienenstöcke). Die Kleinen und ihre Tugenden. Ruhe ertragen lernen. Mehr Maschine. Umgestaltung der Maschine in's Schöne.

„Für euch Glaube und Knechtschaft!"

11. Die Zeit zur Einsamkeit. Eintheilung der Zeit und des Tages. Die Nahrung. Simplicität. Arm und reich überbrückt.

Einsamkeit für eine Zeit nothwendig, damit das Wesen ganz und durchdrungen werde, — ausgeheilt und hart.

Lebensweise: so sich zu ernähren, dass wir uns nach unserm Bilde schaffen. Die Wollüstigen, Hassenden mögen Pflanzen essen.

12. Die lange Jugend und die vielen Seelen-Wanderungen des Einzelnen. Eine viel längere Jugend, in vielen Ländern und Gewerben und Künsten umher, als Kind.

Der Wille zum Leiden, — zum Tiefernehmen des Leidens, als Mittel der Verwandlung.

13. Die Ordnung der Feste, aus dem ganzen System der Weltbetrachtung heraus: Fest der kosmischen Beziehungen, Erdenfest, Freundschaftsfest, grosser Mittag.

Darauf die grossen Reden Zarathustra's, gleich Gebeten.

(Vgl. Theil 3, vom Geist d. Schwere; von alten und neuen Tafeln, Abschn. 2; Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 16—20.)

14. Die Heiligung des Lachens. Zukunft des Tanzes. Sieg über den Geist der Schwere. (Der Leib als Zeuge des Wachsens.)

(Vgl. Theil 3, vor Sonnenaufgang.)

15. Die Unschuld des Werdens. Der Kampf mit dem „Zufalle". Die neue „Unsterblichkeit". „Wille zum Leiden". Seligpreisung sub *specie aeterni*. Höchster Fatalismus, doch identisch mit dem Zufalle und dem Schöpferischen. (Keine Wiederholung in den Dingen, sondern erst zu schaffen.)

Der grosse Mensch als Rival mit der grossen Natur.

Gegen Lob und Tadel. Nach Jahrhunderten leuchten; Vorausbestimmen der Zukunft.

16. Die Weihung des Kleinsten. Lob der kühlen dialektischen Vernunft als königlich, gleich stark dem Gefühl. Das dankbare Auge. Abwehr des Ungeheuren.

(Vgl. Theil 1, von den Hinterweltlern, von den Verächtern des Leibes; Theil 3, alte und neue Tafeln, Abschn. 15—17.)

Volle Anerkennung des Menschlichen in Betreff der sichtbaren Welt. — Abweisung der idealistischen Philosophie und Erklärung aus Sattheit, Widerwillen am Menschen. — Die „Falschheit" in den Dingen zu erklären als Resultat unsrer schaffenden Kraft!

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln und oben S. 215 f. Nr. 63—72.)

17. Das Zerbrechen der Tafeln. Der idealische „Gesetzgeber". Heroldsruf.

(Vgl. Theil 2, von der Erlösung.)

18. Die Erlösung des Vergangenen und der Bösen, von den moralischen Richtern! (Der grosse Mittag vollgestopft mit vereinigten Gegensätzen).

Determinismus und seine Lösung. Es giebt keine Moral und absolute Verantwortlichkeit: wir setzen sie für uns an.

Die Überwältigung der Vergangenheit und dann das heilende Vergessen, der göttliche Umkreis.

(Vgl. Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 21.)

19. Das Heraufbeschwören der Feinde: wir haben sie um unseres Ideals willen nöthig. Unsere ebenbürtigen Feinde in Götter verwandeln und so uns heben und verwandeln!

(Vgl. oben S. 245, Nr. 177.)

20. Die neuen Könige: als Vorbild, Lehrer.

Die Einheit des Schaffenden, Liebenden, Erkennenden in der Macht.

Die neuen Lehrer als Vorstufe der höchsten Bildner (ihren Typus aufdrückend).

Die schwerste Erkenntniss als Hammer.

(Vgl. Theil 3, von den drei Bösen.)

21. Das ewige „Ich" und seine Heiligung. Seligsprechung der Triebe: Selbst-Sucht und Herrsch-Sucht vor allem. Alle Triebe, bisher verketzert, weil zu stark an falscher Stelle, rehabilitirt.

Das frohlockende Gewissen: als Gebet.

22. Die grosse Frage.

Erst die Gesetzgebung. Dann, nachdem durch dieselbe die Aussicht auf Erzeugung des Übermenschen gegeben ist, — grosser schauerlicher Augenblick! Zarathustra verkündet die Lehre der Wiederkunft, — die jetzt erst erträglich ist, ihm selber zum ersten Male!

Entscheidender Moment: Zarathustra fragt die ganze Masse am Feste: „Wollt ihr das alles noch einmal"? — Alles sagt „Ja!"

Er stirbt vor Glück dabei. —

Der sterbende Zarathustra hält die Erde umarmt. — Und obgleich es niemand ihnen gesagt hatte, wussten sie alle, dass Zarathustra todt war.

Der Himmel heiter, tief, ahnungsvoll, schauerlich. Tiefste Stille. Die Thiere um Zarathustra; er hat das Haupt verhüllt, die Arme über die Felsplatte gebreitet, — scheint zu schlafen. —

Der heulende Hund. — Furchtbare Stille. Etwas Leuchtendes geht ihnen allen über ihre Gedanken weg.

23. Die Gelobenden.

Den Schluss bilden die Reden der Gelobenden an seiner Leiche.

Der grosse Mittag als Wendepunkt, — die zwei Wege.

Die Lehre der Wiederkunft ist der Wendepunkt der Geschichte.

Der Hammer zur Überwältigung des Menschen: höchste Entfaltung des Individuums, so dass es an sich zu Grunde gehn muss (und nicht, wie bisher, an Diätfehlern! Wie der Tod in die Welt kam!)

Der Schaffende als der Selbst-Vernichter. Was Glück! Schöpfer aus Güte und Weisheit. Alle bisherige Moral überboten!

Zuletzt die Gelöbnisse, — furchtbare Schwüre!

293.

Fünfter Plan zum letzten Theil.

(1885—1886.)

Die Jugend als Grundton, kriegerisch im höchsten Grade.

Erster Theil.

Zarathustra auf der alten Festung erwachend. Hört die Trommeln der Herolde. Zarathustra der gottlose Einsiedler, der erste Einsame, der nicht betete.

Zarathustra auf den Wällen der Festung gehend: — er hört den absoluten Pessimismus predigen. Die Stadt wird umringt. Er schweigt.

Zarathustra gefangen als Verführer der Jugend, die Rache der Väter, — Anklagerede gegen ihn, als Verführer.

„Ihr habt mich mit Ketten gebunden: aber selbst meine Henker sollen noch meine Jünger werden."

(„Ihr habt mich mit Ketten gebunden, aber Henker und Foltern sind Gründe, mit denen man am besten überredet, wenn uns das Maul verbunden ist.")

„Sie sind schlecht gegen mich, — aber deshalb will ich sie nicht verlassen; sie denken klein von mir: so will ich zusehn, wie ich sie selber vergrössere."

(„Sie denken klein von mir: sie nehmen Rache, darum dass ich sie grösser machen wollte!")

Zarathustra preist die Entronnenen (grosse Krisis bei ihm, grosser Gegensatz zwischen der ungeheuren Unsicherheit und dem kleinen Menschen), er überredet die Väter zu dem Gedächtniss-Feste.

Hinzuströmen aller Aristokraten von allen Enden der Erde.

Zuletzt kommen die Kinder selber.

Zweiter Theil: Die Prüfung.

Refrain: „Gehört ihr zu mir?“ „Seid ihr solche?“ — „Und wenn ihr nicht sprechen dürft: „wir ehren sie, doch sind wir höherer Art“, — so seid ihr nicht von meiner Art.“

„Seid ihr jetzt stark genug für meine Wahrheiten?“

Dritter Theil: Der Rosenfest-Zug.

Vierter Theil: Die Lehre von der Rangordnung.

Was ist vornehm?

Er scheidet die Hinzuströmenden nach Gruppen von sich ab, er bezeichnet zugleich damit die Grade der Erziehung des Menschen (durch Generation).

Vor der kleinsten Auswahl: die Gesetzgeber der Zukunft, mit den grossen Tugenden (Verantwortlichkeit); der Hammer.

„Und ihr müsst alles in euch haben, um herrschen zu können, aber auch unter euch.“

Die „Goldenen“ als höchste Stufe.

(Vgl. Jenseits, Aph. 201—203; Genealogie der Moral, 1. Abhdlg., Abschn. 11, 12.)

Der Verfall und seine Nothwendigkeit ist klarzumachen! Inwiefern der Sclave Herr geworden ist, ohne die Tugenden des Herrn zu haben.

Der Adel ohne das Fundament der Abkunft und Reinhaltung, die Monarchen, ohne die ersten Menschen zu sein.

Die Verzweiflung und Unsicherheit in aller Form kommt an Zarathustra heran, — er giebt die Erklärung.

„Du bist ein Sclave“ — sagt er zum Könige, auch zum Philosophen.

Refrain: „Was ist da zu verwundern? Ihr habt den Sclaven zum Herrn gemacht.“ „Der kleinste Mensch“.

(Vgl. oben S. 206, Nr. 33—42, S. 213, Nr. 57—62.)

Zarathustra glücklich darüber, dass der Kampf der Stände vorüber ist, und jetzt endlich Zeit ist für eine Rangordnung der Individuen. Hass auf das demokratische Nivellirungs-System ist nur im Vordergrund: eigentlich ist er sehr froh, dass dies so weit ist. Nun kann er seine Aufgabe lösen. —

Seine Lehren waren bisher nur an die zukünftige Herrscher-Kaste gerichtet. Diese Herren der Erde sollen nun Gott ersetzen und das tiefe, unbedingte Vertrauen der Beherrschten sich schaffen. Vorerst: ihre neue Heiligkeit, ihre Verzichtleistung auf Glück und Behagen. Sie geben den Niedrigsten die Anwartschaft auf Glück, nicht sich. Sie erlösen die Missrathenen durch die Lehre vom „schnellen Tode“, sie bieten Religionen und Systeme an, je nach der Rangordnung.

1. Zarathustra kann nur beglücken, nachdem die Rangordnung hergestellt ist. Zunächst wird diese gelehrt.

(Vgl. oben S. 196 ff., Nr. 5—73.)

1. Ich bin jener prädestinirte Mensch, der die Werthe für Jahrtausende bestimmt. Ein Verborgener, ein überall hin Gedrungener, ein Mensch ohne Freude, der jede Heimath, jedes Ausruhen von sich gestossen. Was den grossen Stil macht: Herr werden über sein Glück wie sein Unglück.

Die Ansätze der Differenzirung. Alles „Glück" nur als Cur oder Ausruhen erlaubt. Gegen die „Glücklichen" und „Guten" und die Heerdenthiere.

2. Mein Geschenk ist erst zu empfangen, wenn die Empfänger da sind: dazu Rangordnung. Die grössten Ereignisse werden am spätesten begriffen. — Insofern muss ich Gesetzgeber sein.

Überwindung der Eitelkeit: Ehrfurcht.

3. Die Zeit meines Auftretens: die gefährlichste Mitte, wo es hingehn kann zum „letzten Menschen", aber auch —. Charakterisirt durch das grösste Ereigniss: Gott ist todt.

Nur merken die Menschen noch nichts davon, dass sie mir wie ererbte Werthe gehören. Die allgemeine Nachlässigkeit und Vergeudung.

Furchtbare Spannung: Zarathustra muss kommen, oder alles auf Erden ist verloren.

4. Grundansicht: „gut" und „böse" wird jetzt als vom Auge des „Heerdenthiers" betrachtet. Gleichheit der Menschen als Ziel. (Der eine Gott als Vorbereitung der Heerden-Moral!) Dagegen ich der Lehrer von der Rangordnung.

5. Führer, Heerde und Isolirte. Die Versucher.

Die Selbst-Überwindung des Menschen. Grösster aller Kämpfe und längste Züchtung. Als Mittel die „Versucher" heraufbeschworen.

6. Vollständige Menschen und Bruchstücke.

7. Gerathene und Missrathene.

8. Schaffende und Gestaltete. Kraft-Verschiedenheit.

9. Die Künstler, als die kleinen Vollender.

10. Der wissenschaftliche Mensch, als Beschreiber und umfänglichstes Organ.

11. Der herrschaftliche Mensch, als Versuch der Züchtung.

12. Der Religionsstifter, als Versuch neuer allgemeiner Werthsetzungen.

13. Das Gefühl der Unvollkommenheit: die Bussfertigen.

14. Der Drang nach einem Vollkommnen hin: der Fromme, die schöne Seele, die grosse Sehnsucht.

15. Die Kraft, irgend etwas Vollkommnes zu thun (Handwerks-Meister, Künstler, Beamte, Gelehrte u. s. w.)

16. Die Erde jetzt als Marmor-Werkstätte daliegend: es ist eine herrschende Rasse nöthig, mit unbedingter Gewalt.

2. Die Rangordnung durchgeführt in einem System der Erdregierung: die Herren der Erde zuletzt, eine neue herrschende Kaste. Aus ihnen heraus und da entspringend, ganz epikurischer Gott, der Übermensch, der Verklärer des Daseins.

Die grosse Weihung des neuen Arzt- Priester-Lehrer-Wesens, welches dem Übermenschen vorangeht.

Die Stufen:

(Vgl. Jenseits, Aph. 242; Antichrist, Cap. 57.)

1. Die Befehlenden, Mächtigen; — welche nicht lieben, es sei denn die Bilder, nach denen sie schaffen.

Die Vollen, Vielfachen, Unbedingten, welche das Vorhandene überwinden.

2. Die Freigelassenen, Gehorsamen: — Liebe und Verehrung ist ihr Glück. (Aufhebung ihrer Unvollständigkeit im Anblick des Höheren.)

3. Die Sclaven, Knechtsart: Behagen ihnen zu schaffen, Mitleiden unter einander.

3. Die übermenschliche Auffassung der Welt. Dionysos.

Vom Ringe, der Urwald, alles in furchtbarer Grösse.

Grosse kosmische Rede: „Ich bin die Grausamkeit, ich bin die List u. s. w.“ Hohn auf den Schein, die Schuld auf sich zu nehmen (Hohn des Schaffenden) und alle Leiden, — böser als je einer böse war u. s. w. Höchste Form der Zufriedenheit mit seinem Werk: — er zerbricht es, um es immer wieder zusammenzufügen. Neue Überwindung des Todes, des Leidens und der Vernichtung.

Der Gott, der sich klein (eng) macht und sich hindurchdrängt durch die ganze Welt — Spiel, Hohn, — als Dämon auch der Vernichtung (das Leben immer da).

4. Von dieser grössten Entfremdung liebend zurückkehrend zum Engsten und Kleinsten, Zarathustra alle seine Erlebnisse segnend und als Segnender sterbend.

Fünfter Theil:

Finale, Nachts am Rialto.

Der Abschied: die Wiederkunft als Religion der Religionen: tröstlich.

294.

Mittag und Ewigkeit.

(Um 1886.)

Erster Theil:
Die Heroldsrufe.

Zweiter Theil:
Die Verkündigung.

Dritter Theil:
Die Gelobenden.

Vierter Theil:
Aufgang und Untergang.

Die Stationen: und jedes Mal Reden.

Er führt seine Freunde immer höher, auch an seine Höhle und endlich auf den hohen Berg: da stirbt er, segnend: Gräber, Inseln, Höhle.

Er bewegte und schloss wieder die Lippen und blickte wie einer, der noch etwas zu sagen hat und zögert, es zu sagen. Und es dünkte denen, welche ihm zusahen, dass sein Gesicht dabei leise erröthet sei. Dies dauerte eine kleine Weile; dann aber, mit einem Male, schüttelte er den Kopf, schloss freiwillig die Augen — und starb. —

Also geschah es, dass Zarathustra untergieng.

Bruchstücke

zu den

Liedern Zarathustra's

(Dionysos-Dithyramben)

(Sommer 1888.)

Dies sind die Lieder Zarathustra's, welche er sich selber zusang, dass er seine letzte Einsamkeit ertrüge.

1.

Das eherne Schweigen.

(Vgl. Bd. VIII S. 374, das Feuerzeichen.)

Fünf Ohren — und kein Ton drin!
Die Welt ward stumm . . .

Ich horchte mit dem Ohr meiner Neugierde:
fünf Mal warf ich die Angel über mich,
fünf Mal zog ich keinen Fisch herauf. —
Ich horchte, — keine Antwort biss mir in's Netz.

Ich horchte mit dem Ohr meiner Liebe:

2.

(Vgl. Antichrist, Abschnitt 1.)

Jenseits des Nordens, des Eises, des Heute,
jenseits des Todes,
abseits:
unser Leben, unser Glück!
Weder zu Lande,
noch zu Wasser
kannst du den Weg
zu den Hyperboräern finden:
von uns wahrsagte so ein weiser Mund.

3.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 265, 286.)

Auf Höhen bin ich heimisch,
nach Höhen verlangt mich's nicht.
Ich hebe die Augen nicht empor;
ein Niederschauender bin ich,
einer, der segnen muss:
alle Segnenden schauen nieder . . .

4.

Alles gab ich weg,
all mein Hab und Gut:
nichts bleibt mir mehr zurück,
als du, grosse Hoffnung!

5.

Trümmer von Sternen:
aus diesen Trümmern baute ich eine Welt.

6.

Mein Jenseits-Glück!
Was heute mir Glück ist,
wirft Schatten in seinem Lichte.

7.

Diese heitere Tiefe!
Was Stern sonst hiess,
zum Flecken wurde es.

8.

Nicht dass du Götzen umwarfst:
dass du den Götzendiener in dir umwarfst,
das war dein Muth.

9.

Krumm gehn grosse Menschen und Ströme,
krumm, aber zu ihrem Ziele:
das ist ihr bester Muth,
sie fürchten sich vor krummen Wegen nicht.

10.

So ist's jetzt mein Wille:
und seit das mein Wille ist,
geht alles mir auch nach Wunsch. —
Dies war meine letzte Klugheit:
ich wollte das, was ich muss:
damit zwang ich mir jedes „Muss“ . . .
seitdem giebt es für mich kein „Muss“ . . .

11.

(Vgl. oben S. 133, Nachträge z. Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 1.)

Was geschieht? fällt das Meer?
Nein, mein Land wächst!
Eine neue Gluth hebt es empor!

12.

Ihr Wellen, ihr wunderlichen?
ihr rauscht zornig auf,
ihr zürnt gegen mich?

Mit meinem Ruder schlage ich
eurer Thorheit auf den Kopf.
Diesen Nachen, —
ihr selber tragt ihn noch zur Unsterblichkeit!

13.

(Vgl. Zarathustra, Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 7.)

Meine Weisheit that der Sonne gleich:
ich wollte ihre Lust sein,
aber ich habe sie geblendet:
die Sonne meiner Weisheit stach
diesen Fledermäusen
die Augen aus . . .

14.

Noch rauscht die Wetterwolke:
aber schon hängt,
glitzernd, still, schwer,
Zarathustra's Reichthum über die Felder hin.

15.

Ein fremder Athem haucht und faucht mich an:
bin ich ein Spiegel, der drob trübe wird?

16.

(Vgl. oben S. 270, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 211.)

Du musst wieder in's Gedränge:
im Gedränge wird man glatt und hart.
Die Einsamkeit mürbt . . . .
die Einsamkeit verdirbt . . . .

17.

Täuschen —
das ist im Kriege alles.
Die Haut des Fuchses,
sie ist mein heimlichstes Panzerhemd.

18.

Ein Wolf selbst zeugte für mich
und sprach: „Du heulst besser noch als wir Wölfe.“

19.

Liebe ich euch? . . .
So liebt der Reiter sein Pferd:
es trägt ihn zu seinem Ziele.

20.

Was man nicht hat,
aber nöthig hat,
das soll man sich nehmen:
so nahm ich mir das gute Gewissen.

21.

(Vgl. Jenseits, Vorrede und Aph. 220.)

Die Wahrheit —
ein Weib, nichts Besseres:
arglistig in ihrer Scham:
was sie am liebsten möchte,
sie will's nicht wissen,
sie hält die Finger vor . . . .
Wem giebt sie nach? Der Gewalt allein! —
So braucht Gewalt,
seid hart, ihr Weisesten!
Ihr müsst sie zwingen,

die verschämte Wahrheit . . . .
Zu ihrer Seligkeit
braucht's des Zwanges —
— sie ist ein Weib, nichts Besseres.

22.

Da stehn sie da,
die schweren granitnen Katzen,
die Werthe der Urzeiten:
wehe! wie willst du die umwerfen?

23.

Leutselig gegen Mensch und Zufall,
ein Sonnenfleck
an winterlichen Hängen.

24.

Rathe, Räthselfreund,
wo sitzt jetzt meine Tugend?
Sie lief mir davon,
sie fürchtete die Arglist
meiner Angeln und Netze!

25.

Sein Mitleid ist hart,
sein Liebesdruck zerdrückt:
gebt einem Riesen nicht die Hand!

26.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 38.)

Euer Gott, sagt ihr,
ist ein Gott der Liebe?
Der Gewissensbiss
ist ein Gottesbiss,
ein Biss der Liebe?

27.

Mein Gedanke,
hell, noch heiss, flüssig, Lava:
aber jede Lava baut
um sich selbst eine Burg,
jeder Gedanke erdrückt
sich zuletzt mit „Gesetzen“.

28.

(Vgl. oben S. 137, Nachträge z. Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 12.)

Als keine neue Stimme mehr redete,
machtet ihr aus alten Worten
ein Gesetz:
wo Leben erstarrt, thürmt sich das Gesetz.

29.

Was um euch wohnt,
das wohnt sich bald euch ein:
Gewöhnung wird daraus;
wo lange du sitzest,
da wachsen Sitten.

30.

Bist du stark?
stark als Esel? stark als Gott?
Bist du stolz?
stolz genug, dass du deiner Eitelkeit dich nicht zu schämen weisst?

31.

Sieh hinaus! sieh nicht zurück!
Man geht zu Grunde,
wenn man immer zu den Gründen geht.

32.

(Vgl. oben S. 271, Nachträge zu Zarathustra Nr. 215.)

Zürnt mir nicht, dass ich schlief:
ich war nur müde, ich war nicht todt.
Meine Stimme klang böse:
aber bloss Schnarchen und Schnaufen
war's, der Gesang eines Müden:
kein Willkomm dem Tode.

33.

Dieses höchste Hinderniss,
diesen Gedanken der Gedanken,
wer schuf ihn sich?
Das Leben selber schuf sich
sein höchstes Hinderniss:
über seinen Gedanken selber springt es nunmehr hinweg.

34.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 549.)

Steigt ihr,
ist es wahr, dass ihr steigt,
ihr höheren Menschen?
Werdet ihr nicht, verzeiht,
dem Balle gleich
in die Höhe gedrückt
— durch euer Niedrigstes? . . . .
Flieht ihr nicht vor euch, ihr Steigenden? . .

35.

Wirf dein Schweres in die Tiefe!
Mensch vergiss! Mensch vergiss!
Göttlich ist des Vergessens Kunst!
Willst du fliegen,

willst du in Höhen heimisch sein:
wirf dein Schwerstes in das Meer!
Hier ist das Meer, wirf dich in's Meer!
Göttlich ist des Vergessens Kunst!

36.

(Vgl. unten S. 358, Böse Weisheit, Aph. 8.)

Den Verwegenen
hüte dich zu warnen!
Um der Warnung willen
läuft er in jeden Abgrund noch.

37.

Wohin er gieng? wer weiss es?
Aber gewiss ist, dass er untergieng.
Ein Stern erlosch im öden Raum:
öde ward nun der Raum . . .

38.

Was warf er sich aus seiner Höhe?
was verführte ihn?
Das Mitleiden mit allen Niedrigen verführte ihn:
nun liegt er da, zerbrochen, unnütz, kalt —

39.

Schon ahmt er sich selber nach,
schon ward er müde,
schon sucht er die Wege, die er gieng, —
und jüngst noch liebte er alles Unbegangene!

40.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 333.)

Heimlich verbrannt,
nicht für seinen Glauben,
vielmehr dass er zu keinem Glauben
den Muth mehr fand.

41.

(Vgl. Zarathustra, Theil 1, vom bleichen Verbrecher.)

Das allein erlöst von allem Leide —
wähle nun:
den schnellen Tod
oder die lange Liebe.

42.

(Vgl. Zarathustra, Theil 3, von der verkleinernden Tugend, Abschn. 1.)

Kleine Leute,
zutraulich, offenherzig,
aber niedere Thüren:
nur Niedriges tritt durch sie ein.

43.

Willst du sie fangen?
Rede ihnen zu,
als verirrten Schafen:
„Euren Weg, oh euren Weg,
ihr habt ihn verloren!“
Sie folgen jedem nach,
der so ihnen schmeichelt.
„Wie? hatten wir einen Weg?“
reden sie zu sich heimlich:
„Es scheint wirklich, wir haben einen Weg!“

44.

Langsame Augen,
welche selten lieben:
aber wenn sie lieben, blitzt es herauf
wie aus Goldschächten,
wo ein Drache am Hort der Liebe wacht . . .

45.

Ein vornehmes Auge mit
Sammtvorhängen:
selten hell, —
es ehrt den, dem es sich offen zeigt.

46.

Willst du in Dornen greifen?
Schwer büssen's deine Finger!
Greife nach einem Dolch!

47.

(Vgl. Götzendämmerung, Sprüche u. Pfeile, Nr. 35.)

Unruhig, wie Pferde:
schwankt nicht unser eigner Schatten
auf und nieder?
Man soll uns in die Sonne führen,
gegen die Sonne —

48.

Wenn den Einsamen
die grosse Furcht anfällt,
wenn er läuft und läuft
und weiss selber nicht wohin?

Wenn Stürme hinter ihm brüllen,
wenn der Blitz gegen ihn zuckt,
wenn seine Höhle mit Gespenstern
ihn fürchten macht.

49.

Bist du so neugierig?
Kannst du um die Ecke sehn?
Man muss, um das zu sehn, Augen auch hinter dem Kopfe haben.

50.

Schon wird er unwirsch,
zackicht reckt
er den Ellenbogen;
seine Stimme versauert sich,
sein Auge blickt Grünspahn.

51.

„Auch der Rauch ist zu etwas nütze“,
so spricht der Beduine, ich spreche es mit:
du Rauch, kündest du nicht
dem, der unterwegs ist,
die Nähe eines gastfreundlichen Heerds?

52.

Ein müder Wanderer,
den mit hartem Gebell
ein Hund empfängt.

53.

Bist du zerbrechlich?
So hüte dich vor Kindshänden!
Das Kind kann nicht leben,
wenn es nichts zerbricht . . .

54.

Wir dachten übel von einander? . .
Wir waren uns zu fern.
Aber nun, in dieser kleinsten Hütte, angepflockt an ein Schicksal,
wie sollten wir noch uns feind sein?
Man muss sich schon lieben, wenn man sich nicht entlaufen kann.

55.

Man bleibt nur gut, wenn man vergisst.
Kinder, die für Strafen und Rügen ein Gedächtniss haben,
werden tückisch, heimlich.

56.

(Vgl. oben S. 300 Nr. 281.)

Sie kauen Kiesel,
sie liegen auf dem Bauch
vor kleinen runden Sachen;
sie beten alles an, was nicht umfällt, —
diese letzten Gottesdiener,
diese letzten Gläubigen!

57.

Oh diese Dichter!
Hengste sind unter ihnen,
die auf eine säuische Weise wiehern.

58.

Wem ziemt die Schönheit?
Dem Manne nicht:
den Mann versteckt die Schönheit, —
aber wenig taugt ein versteckter Mann.
Tritt frei herfür —

59.

„Liebe den Feind,
lass dich rauben von dem Räuber“:
das Weib hört's und — thut's.

60.

Deine grossen Gedanken,
die aus dem Herzen kommen,
und alle deine kleinen
— sie kommen aus dem Kopfe —
sind sie nicht alle schlecht gedacht?

61.

Zu lange sass er im Käfig,
dieser Entlaufene!
Zu lange fürchtete er einen
Stockmeister!
Furchtsam geht er nun seines Wegs:
alles macht ihn stolpern,
der Schatten eines Stocks schon macht ihn stolpern.

62.

Milch fliesst
in ihrer Seele; aber mehr!
ihr Geist ist molkicht.

63.

Das sind Krebse, mit denen habe ich kein Mitgefühl:
greifst du sie, so kneipen sie,
lässt du sie, geht's rückwärts.

64.

Ein Gelehrter alter Dinge,
ein Todtengräber-Handwerk,
ein Leben zwischen Särgen und Sägespähnen.

65.

Ihr Sinn ist ein Widersinn,
ihr Witz ist ein Doch- und Aber-Witz.

66.

Rechtschaffen steht er da,
mit mehr Sinn für das Rechte
in seiner linksten Zehe,
als mir im ganzen Kopfe sitzt:
ein Tugend-Unthier,
weiss bemäntelt.

67.

Wahrheiten, die noch kein Lächeln
vergüldet hat,
grüne, herbe, ungeduldige Wahrheiten
sitzen um mich herum.

68.

Eine verschneite Seele, der
ein Thauwind zuredet.

69.

Ein glitzernder tanzender Bach, den
ein krummes Bett
von Felsen einfieng:
zwischen schwarzen Steinen
glänzt und zuckt seine Ungeduld.

70.

„Zur Hölle geht, wer deine Wege geht?“ —
„Wohlan! Zu meiner Hölle
will ich den Weg mir mit guten Sprüchen pflastern.“

Gedicht-Fragmente.

(1882—1884).

Glück, o Glück, du schönste Beute,
immer nah, nie nah genung,
immer morgen, nur nicht heute: —
ist dein Jäger dir zu jung?

(Sommer 1882.)

Erster Entwurf des Nachgesanges zu „Jenseits von Gut und Böse".

(Herbst 1884.)

Die Zeit ist nahe, die feierliche, schöne, grosse Jahreszeit,
wo meine Gäste kommen: — des Jahres Mitte;
nun gleiche ich dem Liebenden,
dessen Sehnsucht Stunden abzählt,
der späht und steht und steht, unmuthig-selig,
bis er, gedrückt von engen Stuben,
sich in des Zufalls dunkle Gasse wirft.
— Und wenn der Mond des Nachts an's Fenster klopft,
mit Blüthen-Zweigen boshaft Schläfer weckend . . .

Medusen-Hymnen.

(Bruchstücke, Herbst 1884.)

1. Die Bösen.

Ihr fürchtet mich?
Ihr fürchtet den gespannten Bogen?
Wehe, es könnte einer seinen Pfeil darauf legen!

. . . . . .

Ach, meine Freunde?
Wohin ist, was man gut hiess!
Wohin sind alle „Guten"!
Wohin, wohin ist die Unschuld aller dieser Lügen!

. . . . . .

Der einst den Menschen schaute:
so sehr Gott als Bock.

. . . . . .

(Vgl. Zarathustra, Theil 4, von höheren Menschen, Abschn. 9.)

Der Dichter, der lügen kann,
wissentlich, willentlich,
der kann allein Wahrheit reden.

. . . . . .

„Der Mensch ist böse",
so sprachen noch alle Weisesten —
mir zum Troste.

2. Die Weltmüden.

Denkendere Zeiten, zerdachtere Zeiten,
als unser Heut und Gestern ist.

. . . . . .

Ohne Weiber, schlecht genährt
und ihren Nabel beschauend,
— dem Schmutze holder,
Übelriechende!
Also erfanden sie sich die Wollust Gottes.

. . . . . .

Bei bedecktem Himmel,
wo man Pfeile und tödtende Gedanken
nach seinem Feinde schiesst,
da verleumdeten sie den Glücklichen.

. . . . . .

Sie lieben ach! und werden nicht geliebt,
sie zerfleischen sich selber,
weil niemand sie umarmen will.

. . . . . .

Sie verlernten Fleisch essen,
mit Weiblein spielen,
— sie härmten sich über die Maassen.

3. Der Einsamste.

Nun, da der Tag
des Tages müde ward, und aller Sehnsucht Bäche
von neuem Trost plätschern,
auch alle Himmel, aufgehängt in Gold-Spinnennetzen,
zu jedem Müden sprechen: „ruhe nun!“ —
Was ruhst du nicht, du dunkles Herz,
und stachelst dich zu fusswunder Flucht....

Böse Weisheit,

Aphorismen und Sprüche.

(1882—1885.)

1. Der Denker mit sich allein.

1.

(Vgl. oben S. 261, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 194.)

Man hat den Tod nahe genug, um sich nicht vor dem Leben fürchten zu müssen.

2.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 114.)

Lange und grosse Schmerzen erziehn zum Tyrannen.

3.

In der Art, wie und was man ehrt, zieht man immer eine Distanz um sich.

4.

Ich würde an jedem einzelnen meiner Affecte zu Grunde gegangen sein. Ich habe immer einen gegen den andern gesetzt.

Meine stärkste Eigenschaft ist die Selbstüberwindung. Aber ich habe sie auch am meisten nöthig, — ich bin immer am Abgrunde.

5.

Ich muss ein Engel sein, wenn ich nur leben will: aber ihr lebt unter andern Bedingungen.

6.

Was erhielt mich denn? Immer nur die Schwangerschaft. Und jedesmal, wenn das Werk geboren war, hieng mein Leben an einem dünnen Faden.

7.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 184; Jenseits, Aph. 66.)

Ich habe eine Neigung, mich bestehlen, ausbeuten zu lassen. Aber als ich merkte, dass alles darauf aus war, mich zu täuschen, gerieth ich in den Egoismus.

8.

(Vgl. oben S. 341, Lieder Zarathustra's Nr. 36.)

Sobald die Klugheit sagt: „Thue das nicht, es wird dir übel ausgelegt", habe ich ihr immer entgegengehandelt.

9.

Es ist mir niemals völlig wohl mit den Menschen. Ich lache zu bald wieder über einen Feind, als dass er sehr viel bei mir gutzumachen hätte. Aber ich könnte leicht im Affect tödten.

10.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 38.)

Hatte ich je einen Gewissensbiss? — Mein Gedächtniss schweigt auf diese Anfrage still.

11.

Ich hasse die Biedermännerei viel mehr als die Sünde.

12.

Es soll für mich keinen Menschen geben, vor dem ich Ekel oder Hass habe.

13.

Ich hasse die Menschen, die nicht zu vergeben wissen.

14.

Ein Mensch, der weder an Geld, noch an Ehre, noch an Gewinnung von einflussreichen Verbindungen, noch von Ämtern je gedacht hat, — sollte der wohl die Menschen kennen?

15.

Liebe ich die Musik? Ich weiss es nicht: auch hasse ich sie zu oft. Doch liebt mich die Musik, und sobald jemand mich verlässt, springt sie herzu und will geliebt sein.

16.

Es ist vornehm, sich seiner besten Dinge zu schämen, weil wir sie allein haben.

17.

Seltsam! Sobald ich mir einen Gedanken verschweigen und fernhalten will, kommt mir gewiss dieser Gedanke in leibhafter Gestalt, als Mensch, entgegen, und ich muss nun mit diesem „Engel Gottes“ artig thun!

18.

Seit ich das Meer im Sturme und über ihm einen reinen, leuchtenden Himmel sah, mag ich alle die sonnenlosen, umwölkten Leidenschaften nicht mehr, die kein andres Licht kennen als den Blitz.

19.

Mein Auge sieht die Ideale andrer Menschen, und dieser Anblick entzückt mich oft: aber ihr Kurzsichtigen denkt dann, es seien meine Ideale!

20.

„Freund, alles, was du liebtest, hat dich enttäuscht: die Enttäuschung wurde endlich deine Gewohnheit: und deine letzte Liebe, die du Liebe zur „Wahrheit" nennst, ist vielleicht eben die Liebe — zur Enttäuschung."

21.

Die Gefahr des Weisen liegt darin, dass er gerade am meisten verführt ist, sich in das Unvernünftige zu verlieben.

22.

Die Leiter meiner Gefühle ist lang, und ich sitze gar nicht ungern auf ihren niedrigsten Stufen, gerade weil ich oft zu lange auf den höchsten sitzen muss: da bläst nämlich der Wind scharf, und das Licht ist oft zu hell.

23.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 376.)

„Ich fliehe nicht die Nähe der Menschen: gerade die Ferne, die ewige Ferne zwischen Mensch und Mensch treibt mich in die Einsamkeit."

24.

Jetzt erst bin ich einsam: ich verlangte nach Menschen, ich suchte nach Menschen, — ich fand immer nur mich, — und nach mir verlangt mich nicht mehr!

25.

Zweck des Asketismus. — Man muss seinen Durst abwarten und voll werden lassen: sonst wird man nie seine Quelle entdecken, die nie die eines andern sein kann.

26.

Ich wollte der Philosoph der unangenehmen Wahrheiten sein, — sechs Jahre lang!

27.

Hat schon je ein Mensch auf dem Wege die Wahrheit gesucht, wie ich es bisher gethan habe, — nämlich allem widerstrebend und zuwiderredend, was meinem nächsten Gefühle wohl that?

28.

(Vgl. die Vorreden zu Menschliches, Allzumenschliches, Bd. I. u. II.)

Es gab eine Zeit, wo mich ein Ekel vor mir selber anfiel: Sommer 1876. Die Gefahr des Irrthums, das schlechte wissenschaftliche Gewissen über die Einmischung der Metaphysik, das Gefühl der Übertreibung, das Lächerliche im „Richterthum". — Also die Vernunft herstellen und in der grössten Nüchternheit ohne metaphysische Voraussetzungen zu leben versuchen. „Freigeist" — über mich weg! — Eisumschläge.

Mein Ekel an den Menschen war zu gross geworden. Ebenso der Gegen-Ekel an der moralischen Arroganz meines Idealismus. Ich näherte mich dem Verachteten, ich suchte in mir eben das, was ich verachtete: ich wollte meine Gluth dämpfen. Ich nahm die Partei

gegen alle die Ankläger der Menschheit, — ich entriss ihnen und mir das Recht zu hohen Worten.

Der kritische Trieb wollte das Leben. —

Heroismus, darin, von der geringsten Kost zu leben: Wüste.

Heroismus, sich den intellectuellen Trieb selber zu erniedrigen, als Affect auszudenken. Ich verunglimpfte den Affect, um nachher zu sagen: ich habe im Affect nichts mehr!

Das Leben mit der Moral gar nicht auszuhalten (Bedrückung Wagner's schon früher).

29.

(Vgl. Zarathustra, Theil 2, von den Erhabenen.)

Was den Helden betrifft, so denke ich nicht so gut von ihm: immerhin: er ist die annehmbarste Form des Daseins, namentlich wenn man keine andre Wahl hat.

30.

(Vgl. Zarathustra, Vorrede, Abschn. 4.)

Heroismus — das ist die Gesinnung eines Menschen, der ein Ziel erstrebt, gegen welches gerechnet er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus ist der gute Wille zum absoluten Selbst-Untergang.

31.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 290.)

Der Gegensatz des heroischen Ideals ist das Ideal der harmonischen All-Entwicklung: — ein schöner Gegensatz und ein sehr wünschenswerther! Aber nur ein Ideal für grundgute Menschen (zum Beispiel Goethe).

32.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 266, 325.)

Dem wehethun, den wir lieben — ist die eigentliche Teufelei. In Bezug auf uns selber ist es der Zustand der heroischen Menschen, — die höchste Vergewaltigung. Das Streben in den Gegensatz gehört hierzu.

33.

(Vgl. Zarathustra, 2. Theil, von den Erhabenen.)

Der Mensch des Erhabenen wird beim Anblick des Erhabenen frei, fest, breit, ruhig, heiter, aber der Anblick des vollkommen Schönen erschüttert ihn und wirft ihn um: vor ihm verneint er sich selber.

34.

Wer im Erhabenen nicht zu Hause ist, fühlt das Erhabene als etwas Unheimliches und Falsches.

35.

Menschen, die nach Grösse streben, sind gewöhnlich böse Menschen: es ist ihre einzige Art, sich zu ertragen.

35a.

(Vgl. Zarathustra, 4. Theil, der Zauberer.)

Es ist verrätherisch, nach Grösse streben: wer sie hat, strebt nach Güte.

35b.

Wer nach Grösse strebt, hat Gründe, in der Quantität seine Vollendung und Befriedigung zu haben. Die Menschen der Qualität streben nach Kleinheit.

36.

Im Kampfe giebt man wohl sein Leben dran: aber der Siegende ist versucht, sein Leben wegzuwerfen. In jedem Sieg ist Verachtung des Lebens.

37.

In aller Bewunderung ist etwas Schrecken und Flucht vor uns selber, — ja mitunter sogar Selbst-Verleugnung, Selbst-Leugnung.

38.

Etwas wollen und es durchsetzen: gilt als Zeichen des starken Charakters. Aber etwas nicht einmal wollen und es doch durchsetzen, ist den Stärksten eigenthümlich, welche sich als fleischgewordenes Fatum fühlen.

39.

(Vgl. oben S. 87, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 146.)

Vieles erleben, vieles Vergangene dabei miterleben, vieles eigne und fremde Erleben als Einheit erleben: dies macht die höchsten Menschen; ich nenne sie „Summen“.

40.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 285.)

Nach dreihundert Jahren zum Leuchten kommen — ist meine Ruhmsucht.

41.

(Vgl. Zarathustra, 2. Theil, das Grablied.)

Die, welche bisher den Menschen am meisten liebten, thaten den Menschen immer am wehesten; sie forderten von ihnen das Unmögliche, gleich allen Liebenden.

42.

Wenn du nicht zuerst und unter allen Umständen Furcht einflössest, so wird dich niemand so ernst nehmen, um dich endlich zu lieben.

43.

Wer ein Führer der Menschen werden will, muss ihnen eine gute Zeit als ihr gefährlichster Feind gelten wollen.

44.

Ich habe von allen Europäern, die leben und gelebt haben, die umfänglichste Seele: Plato, Voltaire, Goethe. Es hängt von Zuständen ab, die nicht ganz bei mir stehen, sondern beim „Wesen der Dinge", — ich könnte der Buddha Europas werden: was freilich ein Gegenstück zum indischen wäre.

45.

Bei mir ist jetzt die Spitze alles moralischen Nachdenkens und Arbeitens in Europa.

46.

So lange du auch noch angefeindet wirst, bist du noch nicht über deine Zeit hinaus: — sie darf dich gar nicht sehen können, so hoch und ferne sollst du ihr sein.

46 a.

Wer von seiner Zeit angefeindet wird, ist noch nicht weit genug über sie hinaus — oder hinter ihr zurück.

47.

(Vgl. oben S. 87, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 146, 147.)

Elf Zwölftel aller grossen Männer der Geschichte waren nur Repräsentanten einer grossen Sache.

48.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 466.)

Wenn man das Glück hat, obscur zu bleiben, so soll man sich auch die Freiheiten nehmen, die das Dunkel giebt und namentlich „gut munkeln".

49.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 593; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 195; Meinungen und Sprüche, Aph. 233.)

Heerden sind nichts Gutes, auch nicht, wenn sie dir nachlaufen.

50.

(Vgl. oben Nachträge zu Zarathustra, S. 198, Nr. 8, S. 213, Nr. 56.)

Je freier und fester das Individuum ist, um so anspruchsvoller wird seine Liebe: endlich sehnt es sich nach dem Übermenschen, weil alles andre seine Liebe nicht stillt.

2. Von der Erkenntniss.

51.

Auch die Wahrheit verlangt, gleich allen Weibern, dass ihr Liebhaber um ihretwillen zum Lügner werde, — aber nicht ihre Eitelkeit verlangt dies, sondern ihre Grausamkeit.

52.

(Vgl. Jenseits, Aph. 24, 230.)

Auch die Wahrhaftigkeit ist nur eins von den Mitteln zur Erkenntniss, eine Leiter, — aber nicht die Leiter.

53.

(Vgl. Zarathustra, Theil 4, vom höheren Menschen, Abschn. 19.)

Das Leben um der Erkenntniss willen ist vielleicht etwas Tolles: aber doch ein Zeichen von Frohmüthigkeit. Der Mensch dieses Willens ist so lustig anzusehn wie ein Elephant, welcher versucht, auf seinem Kopfe zu stehen.

54.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 55, 560, 561; Zarathustra, Theil 1, von der schenkenden Tugend, Abschn. 1; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 242.)

Für den Erkennenden hört alles Eigenthums-Recht auf: oder aber alles ist Raub und Diebstahl.

55.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 510.)

Es ist ein Fehler des Geschmacks, wenn der Mensch der Erkenntniss sich noch als „moralischer Mensch“ aufputzt: ihm soll man gerade ansehen, dass er die Moral „nicht nöthig hat“.

56.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 90.)

Auch über den Werth des Erkennens ist gelogen worden: die Erkennenden sprachen von ihm stets zu ihrer Vertheidigung, — sie waren stets zu sehr die Ausnahme und beinahe die Verbrecher.

57.

(Vgl. Zarathustra, Theil 4, der Schatten.)

Ihr Liebhaber der Erkenntniss! Was habt ihr denn bis jetzt aus Liebe für die Erkenntniss gethan? Habt ihr schon gestohlen und gemordet, um zu wissen, wie es einem Diebe und Mörder zu Muthe ist?

58.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 253; Jenseits, Aph. 134.)

Sehen und doch nicht glauben — ist die erste Tugend des Erkennenden; der Augenschein ist sein grösster Versucher.

59.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 264.)

Je näher du der völligen Erkaltung kommst, in Bezug auf aller bisher Werthgeschätzte, um so mehr näherst du dich auch einer neuen Erhitzung.

60.

In der Ermüdung werden wir auch von längst überwundenen Begriffen angefallen.

61.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 411.)

Etwas Ähnliches wie das Verhältniss der zwei Geschlechter zu einander findet sich im einzelnen Menschen selber, nämlich das Verhältniss von Wille und Intellect (oder wie man sagt, Herz und Kopf), — das ist Mann und Weib; zwischen ihnen handelt es sich immer um Liebe, Zeugung, Schwangerschaft. Und wohlgemerkt, das Herz ist hierbei der Mann, und der Kopf das Weib!

62.

Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. Oh über die Sprache!

63.

(Vgl. oben S. 144, Nachträge z. Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 21.)

Erst macht der Mensch die Welt denkbar, — wir sind noch dabei —: und wenn er sie einmal verstanden hat, fühlt er, dass sie nunmehr sein Werk ist, — ach, und nun muss er sein Werk lieben, wie jeder Schöpfer!

64.

Der höchste Muth des Erkennenden zeigt sich nicht da, wo er Staunen und Schrecken erregt, — sondern da, wo er von den Nicht-Erkennenden als oberflächlich, niedrig, feige, gleichgültig empfunden werden muss.

65.

Dieser gute feine strenge Sinn im Erkennen, aus dem ihr durchaus euch keine Tugend machen wollt, ist die Blüthe vieler Tugenden: aber das „du sollst“ ist nicht mehr zu sehen, aus dem er entsprang, die Wurzel ist unter der Erde.

66.

Die Fieberkranken sehn nur Gespenster der Dinge, und die Fieberlosen nur Schatten der Dinge: und beide brauchen die gleichen Worte.

67.

Was wisst ihr davon, wie ein Wahnsinniger die Vernunft liebt, wie ein Fieberkranker das Eis liebt!

68.

Wer das Auge des Denkers stark zu empfinden vermag, der hat dabei jenen schrecklichen Eindruck, welchen jene Thiere machen, deren Auge sich langsam, wie an einem Stiele, aus dem Kopfe herausschiebt und um sich blickt.

69.

(Vgl. Zarathustra, 1. Theil, von den Freuden- und Leidenschaften.)

Er ist einsam und hat nichts als seine Gedanken: was Wunder, dass er oft gegen sie zärtlich und neckisch ist und sie an den Ohren zupft! — Aber ihr Plumpen sagt, er sei ein Skeptiker.

70.

Wem ein Widerwille gegen das Erhabene zu eigen ist, findet nicht nur das Ja, sondern auch das Nein schon

zu pathetisch: — er gehört nicht zu den verneinenden Geistern, und wenn er auf deren Wege geräth, so macht er plötzlich einmal Halt und läuft fort — in die Büsche der Skepsis.

71.

Wenn Skepsis und Sehnsucht sich begatten, entsteht die Mystik.

72.

Wessen Gedanke nur ein Mal die Brücke zur Mystik überschritten hat, kommt nicht davon ohne ein Stigma auf allen seinen Gedanken.

73.

Der Glaube an Ursache und Wirkung hat seinen Sitz im stärksten der Instincte, in dem der Rache.

74.

Wer die Unfreiheit des Willens fühlt, ist geisteskrank: wer sie leugnet, ist dumm.

75.

Die vollkommne Erkenntniss der Nothwendigkeit würde alles „Soll“ aufheben, — aber auch die Nothwendigkeit des „Solls“ begreifen, als Consequenz der Unkenntniss.

76.

Gegen die Epikuräer. — Sie haben sich befreit von einem Irrthum und geniessen die Freiheit als ehemals Gefangene. Oder sie haben einen Gegner, auf den sie eifersüchtig waren, überwunden oder geglaubt zu über-

winden, ohne Mitgefühl mit dem, welcher nicht sich gefangen, sondern geborgen fühlte, noch auch mit dem Leide der Überwundenen.

77.

Ich unterscheide unter den philosophischen Menschen zwei Gattungen: die einen sinnen immer über ihre Vertheidigung nach, die andern über einen Angriff auf ihre Feinde.

78.

Sein Gold ungemünzt bei sich tragen, ist unbequem; so thut der Denker, der keine Formeln hat.

79.

Dühring: ein Mensch, der durch sich selber von seiner Denkweise abschreckt und als ewig kläffender und beisslustiger Kettenhund vor seine Philosophie sich hingelegt hat. Niemand wünscht sich eine solche geifervolle Seele. Deshalb zieht seine Philosophie nicht an.

3. Nach Gottes Tode.

80.

Wer das Dasein rechtfertigen will, muss auch Gottes Anwalt vor dem Teufel sein können.

81.

Die Zeit ist da, in der der Teufel der Advocat Gottes sein muss: wenn anders er selber fortbestehen will.

82.

(Vgl. oben S. 299, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 273.)

Ein Gott, der liebt, ist es nicht würdig, sich lieben zu lassen: lieber will er noch gehasst werden.

83.

Jede Kirche ist der Stein am Grabe eines Gottmenschen: sie will durchaus, dass er nicht wieder auferstehe.

84.

Der Gläubige hat seinen natürlichen Widersacher nicht im Freigeiste, sondern im religiösen Menschen.

84 a.

(Vgl. Zarathustra, Theil 3, von alten und neuen Tafeln, Abschn. 26.)

Der Gläubige hasst am besten nicht den freien Geist, sondern den neuen Geist, der einen neuen Glauben hat.

85.

(Vgl. Jenseits, Aph. 153.)

Was aus Liebe gethan wird, das ist nicht moralisch, sondern religiös.

86.

(Vgl. oben S. 162, Nachträge zur fröhlichen Wissenschaft, Aph. 69.)

Wer das Grosse nicht mehr in Gott findet, findet es überhaupt nicht mehr, — er muss es leugnen oder schaffen.

87.

Wenn wir lieben, schaffen wir Menschen nach dem Ebenbilde unseres Gottes: und dann erst hassen wir unsern Teufel von Grund aus.

88.

Schaffen: das heisst etwas aus uns hinausstellen, uns leerer, ärmer und liebender machen. Als Gott die Welt geschaffen hatte, da war er selber nichts mehr als ein hohler Begriff — und Liebe zum Geschaffenen.

89.

Ihr nennt es die Selbstzersetzung Gottes: es ist aber nur seine Häutung: — er zieht seine moralische Haut aus! Und ihr sollt ihn bald wiedersehn, jenseits von Gut und Böse.

90.

(Vgl. Zarathustra, Theil 2, auf den glückseligen Inseln.)

Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein: — dies Mittel blieb zurück, die Menschen zu veredeln.

4. Von der Moral.

91.

Moral ist eine Wichtigthuerei des Menschen vor der Natur.

92.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 333.)

„Es giebt keinen Menschen, denn es gab keinen ersten Menschen!“ so schliessen die Thiere.

93.

Vielleicht erfand ein Teufel die Moral, um die Menschen durch Stolz zu quälen: und ein zweiter Teufel nimmt sie ihnen irgendwann einmal, um sie durch Selbst-Verachtung zu quälen. —

94.

Moral ist jetzt die Ausrede für die Überflüssigen und Zufälligen, für das geistes- und kraftarme Gewürm, das nicht leben sollte, — Moral insofern Barmherzigkeit: denn sie sagt zu jedem: „du bist doch etwas sehr Wichtiges“, — was freilich eine Lüge ist.

95.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 128; oben S. 134, Nachträge z. Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 3.)

Die Existenz-Bedingungen eines Wesens, sobald sie sich als ein „Soll“ repräsentiren, sind seine Moral.

96.

Wenn die Guten moralisiren, erregen sie Ekel: wenn die Bösen moralisiren, so erregen sie Furcht.

97.

Bei aller Moral handelt es sich darum, höhere Zustände des Lebens zu erfinden oder zu suchen, wo bisher getrennte Fähigkeiten zusammen möglich sind.

98.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 139.)

Ich habe nichts im Kopfe als eine persönliche Moral: und mir ein Recht dazu zu schaffen, ist der Sinn aller meiner historischen Fragen über Moral. Es ist nämlich schrecklich schwer, dies Recht sich zu schaffen.

99.

Das Recht zu neuen eignen Werthen, — woher nehme ich das? Aus dem Rechte aller alten Werthe und den Grenzen dieser Werthe.

100.

(Vgl. oben S. 216, Nachträge z. Zarathustra, Nr. 65.)

„Gehorsam“ und „Gesetz“, — das klingt aus allen moralischen Gefühlen heraus. Aber „Willkür“ und „Freiheit“ könnte am Ende noch der letzte Klang der Moral werden.

101.

(Vgl. Zarathustra, 1. Theil, vom Wege des Schaffenden; Jenseits, Aph. 226.)

Ach, wie weich seid ihr gebettet! Ihr habt ein Gesetz und einen bösen Blick gegen den, der gegen das Gesetz auch nur denkt. Wir aber sind frei: was wisst ihr von der Qual der Verantwortlichkeit gegen sich selber! —

102.

In jeder Handlung eines höheren Menschen ist euer Sittengesetz hundertfach gebrochen.

103.

(Vgl. Zarathustra 1. Theil, vom Biss der Natter.)

Man wird euch die Vernichter der Moral nennen: aber ihr seid nur die Erfinder von euch selber.

104.

„So du weisst, was du thust, bist du selig —, so du es aber nicht weisst, bist du verflucht und ein Frevler am Gesetz“ — sagte Jesus zu einem, der den Sabbath brach: — ein Wort für alle Brecher und Verbrecher.

105.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 81; Jenseits, Aph. 164.)

Jesus von Nazareth liebte die Bösen, aber nicht die Guten: der Anblick von deren moralischer Entrüstung brachte selbst ihn zum Fluchen. Überall, wo gerichtet wurde, nahm er Partei gegen die Richtenden: er wollte der Vernichter der Moral sein.

106.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 259.)

„Gut und Böse sind die Vorurtheile Gottes“ — sagte die Schlange. Aber auch die Schlange selber war ein Vorurtheil Gottes.

107.

„Religiöser Mensch“, „Narr“, „Genie“, „Verbrecher“, „Tyrann“, — das sind schlechte Namen und Einzelheiten an Stelle eines Unnennbaren.

108.

Man kann mit dem gleichen Erfolge die Eigenschaften der guten Menschen aus dem Bösen, und die Eigenschaften der bösen Menschen aus dem Guten ableiten: es fehlt noch das Gegenstück zu La Rochefoucauld.

109.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 611.)

Aus La Rochefoucauld schimmert eine sehr noble Denkart der damaligen Gesellschaft hindurch: er selber ist ein enttäuschter Idealist, der nach Anleitung des Christenthums die hässlichen Namen der damaligen Triebfedern hervorsucht.

110.

„Es giebt Helden im Bösen wie im Guten“, — dies ist eine vollkommene Naivetät im Munde eines La Rochefoucauld.

111.

(Vgl. Zarathustra, 1. Theil, vom Wege des Schaffenden; Jenseits, Aph. 227.)

Ideal bilden, das heisst: seinen Teufel zu seinem Gott umschaffen. Und dazu muss man erst seinen Teufel geschaffen haben.

112.

Man soll das Böse schonen, wie man den Wald schonen soll. Es ist wahr, dass durch das Lichten und Ausroden des Waldes die Erde wärmer wurde — —

113.

(Vgl. Zarathustra, 2. Theil, von den Mitleidigen.)

Das Böse und der grosse Affect erschüttern uns und werfen alles um, was morsch und klein an uns ist: ihr müsst erst versuchen, ob ihr nicht gross werden könnt.

114.

Man soll die verächtlichen Menschen nicht durch ein Wort mit den furchtbaren Menschen zusammenkoppeln.

115.

(Vgl. Zarathustra, 2. Theil, von den Tugendhaften.)

Damit es des Hemmschuhs bedürfe, bedarf es vorerst des Rades! Die Guten sind der Hemmschuh: sie halten auf, sie erhalten.

116.

Das schlechte Gewissen ist die Steuer, welche die Erfindung des guten Gewissens den Menschen auflegt.

117.

Es giebt einen Grad von eingefleischter Verlogenheit, den nennt man „das gute Gewissen“.

118.

Die moralischen Menschen haben ihre Selbstgefälligkeit beim Gewissensbiss.

119.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 219.)

Die moralische Entrüstung ist die perfideste Art der Rache.

120.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 26.)

Man nehme sich vor den Menschen der moralischen Entrüstung in Acht: sie haben den Stachel der feigen, vor sich selber maskirten Bösartigkeit.

121.

Ich empfehle allen Märtyrern, zu überlegen, ob nicht die Rachsucht sie zum äussersten trieb.

122.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 357.)

Man muss die Moral nicht bei den Schriftstellern über Moral suchen, (noch weniger die Moralität), die Moralisten sind in der grossen Mehrheit Gedrückte, Leidende, Ohnmächtige, Rachsüchtige, — ihre Tendenz ist ein bischen Glück: Kranke, welche meinen, Genesung sei alles.

123.

„Ernst“, „streng“, „moralisch“, — so nennt ihr ihn. Mir scheint er böse und ungerecht gegen sich selber, immer bereit, uns dafür zu strafen und an uns den Henker zu spielen, — und verdrossen darüber, dass wir es ihm nicht erlauben.

124.

Eigennutz und Leidenschaft sind mit einander verheirathet: diese Ehe nennt man Selbstsucht: diese unglückliche Ehe!

125.

Zum Eigennutz sind die meisten zu dumm.

126.

Die Selbstsucht ist bei Dieben, Räubern, Wucherern und Speculanten im Grunde anspruchslos und bescheiden genug: man kann nicht leicht weniger von den Menschen wollen, als wenn man nur ihr Geld will.

127.

Wenn die Selbstsucht erst einmal grösser klüger feiner erfinderischer geworden ist, wird die Welt „selbstloser“ aussehen.

128.

Gegen Mücken und Flöhe soll man kein Mitleid haben. Man thäte Recht, nur die kleinen Diebe, die kleinen Verleumder und Ehrabschneider zu hängen.

129.

Die natürlichen Folgen einer Handlung werden wenig erwogen, so lange öffentliche Strafen und Beschimpfungen unter diesen Folgen sind. Hier fliesst die grosse Quelle aller Oberflächlichkeit.

130.

Seiner Affecte hat man sich nicht zu schämen, dazu sind sie zu unvernünftig.

131.

Für den, der viel von seiner Vernunft beschwert wird, ist der Affect eine Erholung: nämlich als eine Unvernunft.

132.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 360.)

Man spricht immer von den Ursachen der Affecte und nennt ihre Gelegenheiten.

133.

Im Affect enthüllt sich nicht der Mensch, sondern sein Affect.

134.

Unter Umständen ist der allgemeine Schade geringer, wenn einer seine Affecte an andern als an sich selber auslässt: namentlich gilt das von den schöpferischen Menschen, deren Nutzen in die Ferne geht.

135.

Seinen Affect besiegen heisst in den meisten Fällen, ihn zeitweilig hemmen und aufstauen: also die Gefahr grösser machen.

136.

Wir finden bei den verschiedenen Menschen dieselbe Zahl von Leidenschaften: diese aber verschieden genannt, geschätzt und dadurch verschieden gerichtet. Gut und Böse unterscheiden sich durch die verschiedene Rangordnung der Leidenschaften unter einander und die Herrschaft der Ziele.

137.

Verehren ist selber eine Leidenschaft: ebenso wie das Beschimpfen. Durch Verehren werden die „Leidenschaften“ zu Tugenden.

138.

Begehren ist das Glück: Sättigung als Glück ist nur der letzte Augenblick des Begehrens. Ganz Wunsch sein ist Glück, und immer an Stelle der Erfüllung einen neuen Wunsch.

139.

(Vgl. Zarathustra, 2. Theil, vom Gesindel.)

Man sagt Lust und denkt an die Lüste, man sagt Sinn und denkt an die Sinnlichkeit, man sagt Leib und denkt an den Unterleib, — und so hat man drei gute Dinge um ihre Ehre gebracht.

140.

Nur der Lasterhafte ist unglücklich, bei dem das Bedürfniss zum Laster zusammen mit dem Ekel vor dem Laster wächst — und niemals von ihm überwachsen wird.

141.

Muth und Ehrgefühl der Eigenliebe nicht zu verwechseln mit dem organischen Muth: ein Zwang, bei dem man viel von seiner Fähigkeit einbüsst.

142.

Wenn ich ein Gefühl ehre, so wächst die Ehre in das Gefühl hinein.

143.

(Vgl. Jenseits, Aph. 260.)

Mit der Rache würde man auch die Dankbarkeit verlernen müssen: aber nicht ebenso die Liebe.

144.

Wer die Leidenschaft zur Gerechtigkeit hat, empfindet auch seinen schmerzhaftesten Affect noch als eine Erleichterung.

145.

Der tiefe Hass ist auch ein Idealist: ob wir aus unserm Gegner dabei einen Gott oder einen Teufel bilden, jedenfalls thun wir ihm damit zu viel Ehre an.

146.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 101.)

Ursprünglich war die Lüge moralisch. Man gab die Meinungen der Heerde vor.

147.

(Vgl. Jenseits, Aph. 177.)

Der Wahrhaftige endet damit, zu begreifen, dass er immer lügt.

148.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 56.)

Wer nicht nöthig hat, zu lügen, thut sich etwas darauf zu Gute, nicht zu lügen.

149.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 180.)

„Es ist kein Zweifel, von den Gläubigen dieser Sache wird viel gelogen und betrogen: folglich ist alles an dieser Sache Betrügerei und Lüge", — so schliessen die Oberflächlichen. Wer den Menschen tiefer kennt, wird umgekehrt schliessen: „folglich ist an dieser Sache etwas Wahres: ihre Gläubigen verrathen so, wie sicher sie sich fühlen, und wie ihnen jeder Köder gut dünkt, wofern er nur jemanden zu ihrer Sache lockt."

150.

Seine Neigungen und Abneigungen als seine Pflicht auslegen — ist die grosse Unreinlichkeit der „Guten"!

151.

Es wäre eine hochmoralische Verlogenheit denkbar, in der der Mensch seinen Geschlechtstrieb sich nur als die Pflicht, Kinder zu zeugen, zum Bewusstsein bringt.

152.

(Vgl. Jenseits, Aph. 174.)

Das *utile* ist nur ein Mittel; sein Zweck ist immer irgend ein *dulce*: — seid doch ehrlich, meine Herren Dulciarier!

153.

Jede Handlung schafft uns selber weiter, sie webt unser buntes Gewand. Jede Handlung ist frei, aber das Gewand ist nothwendig. Unser Erlebniss, — das ist unser Gewand.

154.

So wie wir auch nur einen Schritt über das Mittelmaass menschlicher Güte hinausgehn, erregen unsre Handlungen Misstrauen. Die Tugend ruht nämlich „in der Mitte".

155.

Manches Dasein hat keinen Sinn, es sei denn den, ein andres Dasein vergessen zu machen. Und ebenso giebt es opiatische Handlungen.

156.

Unsere Selbstmörder machen den Selbstmord verrufen, — nicht umgekehrt.

157.

Wir müssen so gut grausam als mitleidig sein: hüten wir uns, ärmer zu werden, als die Natur es ist!

158.

(Vgl. oben S. 226, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 105.)

Die Grausamkeit des Gefühllosen ist der Gegensatz des Mitleidens; die Grausamkeit des Gefühlvollen ist die höhere Potenz des Mitleidens.

159.

Mitleid und zartes Gefühl für den Nächsten unter die Moral (oder gar als die Moral) zu rechnen, ist ein Zeichen von Eitelkeit, vorausgesetzt dass man selber von Natur mitleidig und zartfühlend ist, — also ein Mangel an Stolz und Vornehmheit der Seele.

160.

(Vgl. oben S. 363, Nr. 32; Morgenröthe, Aph. 113.)

Freude am Schaden des andern ist etwas anderes als Grausamkeit, letztere ist Genuss im Mitleiden und hat ihre Höhe, wenn das Mitleiden am höchsten ist (dann, wenn wir den lieben, den wir foltern). Wenn ein anderer dem, welchen wir lieben, das Wehe zufügte, dann würden wir rasend vor Wuth, das Mitleid wäre ganz schmerzhaft. Aber wir lieben ihn: und wir thun ihm wehe. Dadurch wird das Mitleid ein ungeheurer Reiz: es ist der Widerspruch zweier entgegengesetzter starker Triebe, der hier als höchster Reiz wirkt. — Selbstverstümmelung und Wollust nebeneinander ist das Gleiche. Oder hellstes Bewusstsein und Bleischwere und Unbeweglichkeit nach Opium.

161.

Es giebt viele Grausame, die nur zu feige zur Grausamkeit sind.

162.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 18.)

Wo nur immer man freiwillig Leiden auf sich nimmt, hat man auch den freien Willen, sich damit wohlzuthun.

163.

(Vgl. Jenseits, Aph. 229.)

Wenn man erst den Willen zum Leiden hat, so ist es nur ein Schritt, um auch den Willen zur Grausamkeit zu haben, — und zwar sowohl als Recht wie als Pflicht.

164.

Durch den guten Willen zu helfen, mitzuleiden, sich zu unterwerfen, persönliche Ansprüche aufzugeben, werden auch die unbedeutenden und oberflächlichen Menschen nützlich und für das Auge etwas Erträgliches. Man soll ihnen ja nicht ausreden, dieser Wille sei „die Tugend selber".

165.

Die schönsten Farben, in denen die Tugenden leuchten, sind die Erfindung derer, welche ihrer ermangelten. Woher stammt zum Beispiel der sammtene Glanz der Güte und des Mitleids? — Gewiss nicht von den Guten und Mitleidigen.

166.

(Vgl. Zarathustra, Theil 1, vom Biss der Natter.)

Jedem das Seine geben: das wäre die Gerechtigkeit wollen und das Chaos erreichen.

167.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 454.)

Dass „ein thörichtes Weib mit Güte des Herzens hoch über dem Genie steht", das klingt sehr artig — im Munde des Genies. Es ist seine Höflichkeit, — es ist auch seine Klugheit.

168.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 401.)

Wenn wir unser selber satt werden und nicht mehr lieben mögen, so ist zur Cur die Nächstenliebe anzurathen: insofern die Nächsten sehr bald uns nöthigen werden, an unsere „Liebenswürdigkeit“ zu glauben.

169.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 235.)

Indem wir fortwährend uns üben, es mit allerlei Mitmenschen auszuhalten, üben wir uns unbewusst darin, uns selber auszuhalten: was eigentlich die unbegreiflichste Leistung des Menschen ist.

170.

„Liebe deinen Nächsten“ — das heisst zu alleroberst: „Lass deinen Nächsten laufen!“ — Und gerade dieser Theil der Tugend ist der schwerste!

171.

Ich begreife nicht, wozu man nöthig hat, zu verleumden. Will man jemandem schaden, so braucht man ja nur über ihn irgend eine Wahrheit zu sagen.

172.

(Vgl. oben S. 201, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 17.)

Auch wenn ein Volk rückwärts geht, läuft es einem Ideale nach: und glaubt immer an ein Vorwärts.

173.

Der Mensch allein widerstrebt der Richtung der Gravitation: er möchte beständig nach oben — fallen.

5. Kunst und Künstler.

174.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 377; Meinungen u. Sprüche, Aph. 274.)

Weib und Genie arbeiten nicht. Das Weib war bisher der höchste Luxus der Menschheit. In allen Augenblicken, wo wir unser Bestes thun, arbeiten wir nicht. Arbeit ist nur ein Mittel zu diesen Augenblicken.

175.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 99; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 118.)

Meine Richtung der Kunst: nicht dort weiterdichten, wo die Grenzen sind, sondern die Zukunft des Menschen! Viele Bilder müssen da sein, nach denen gelebt werden kann!

176.

Schönheit des Leibes, — das ist von den Künstlern zu „oberflächlich“ gefasst worden: dieser Oberflächen-Schönheit müsste eine Schönheit im ganzen Gebäude des Organismus nachfolgen; — insofern reizen die höchsten Bilder zu Erschaffung schöner Menschen: das ist der Sinn der Kunst, — sie macht unzufrieden, wer sich vor ihr beschämt fühlt, und schaffenslustig, wer Kraft genug hat. Die Folge eines Dramas ist: „So will ich auch sein, wie dieser Held,“ — Anreizung der schöpferischen, auf uns selber gewendeten Kraft!

177.

Das Stillewerden vor dem Schönen ist ein tiefes Erwarten, ein Hören-wollen auf die feinsten, fernsten Töne, — wir benehmen uns einem Menschen ähnlich, der ganz Ohr und Auge wird: die Schönheit hat uns etwas zu sagen, deshalb werden wir stille und denken an nichts, an was wir sonst denken. Die Stille jedes Beschaulichen, Geduldigen ist also eine Vorbereitung, nicht mehr! So steht es mit aller Contemplation: — diese feine Fügsamkeit und Ausspannung, diese Glättung; im höchsten Grade empfindlich, nachgiebig gegen die zartesten Eindrücke.

Aber die Ruhe darin, das Wohlgefühl, die Freiheit von Spannung? Offenbar findet ein sehr gleichmässiges Ausströmen unserer Kraft dabei statt: wir passen uns dabei gleichsam den hohen Säulengängen an, in denen wir gehen, und geben unsrer Seele solche Bewegungen, welche durch Ruhe und Anmuth Nachahmungen dessen sind, was wir sehen. So wie uns eine edle Gesellschaft Inspiration zu edlen Geberden giebt.

178.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 291.)

Der Sinn unsrer Gärten und Paläste (und insofern auch der Sinn alles Begehrens nach Reichthümern) ist, die Unordnung und Gemeinheit aus dem Auge sich zu schaffen und dem Adel der Seele eine Heimath zu bauen.

Die meisten freilich glauben, sie werden höhere Naturen, wenn jene schönen, ruhigen Gegenstände auf sie eingewirkt haben: daher die Jagd nach Italien und Reisen u. s. w., alles Lesen und Theater-Besuchen. Sie

wollen sich formen lassen, — das ist der Sinn ihrer Cultur-Arbeit! Aber die Starken, Mächtigen wollen formen und nichts Fremdes mehr um sich haben!

So gehen auch die Menschen in die grosse Natur, nicht um sich zu finden, sondern um sich so in ihr zu verlieren und zu vergessen. Das „Ausser-sich-sein“ als Wunsch aller.

179.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 140.)

Ein bezauberndes Werk! Aber wie unausstehlich, dass sein Schöpfer uns immer daran erinnert, es sei sein Werk.

180.

(Vgl. Zarathustra, Theil 1, Vorrede, Abschn. 5.)

Er hat gelernt, sich auszudrücken, — aber man glaubt ihm seitdem nicht mehr. Man glaubt nur dem Stammelnden.

181.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 197; Meinungen und Sprüche, Aph. 129, 156.)

Wer als Dichter mit baarem Golde zahlen will, muss mit seinen Erlebnissen zahlen: deshalb verbittet sich aber der Dichter seine nächsten Freunde als Interpreten: — sie errathen, indem sie zurückrathen. Aber sie sollten bewundern, wohinaus einer kommt, auf dem Wege seiner Leiden, — sie sollten vorwärts und hinauf blicken lernen und nicht zurück, hinab.

182.

Es ist nicht leicht möglich, ein Buch zu finden, das uns so viel lehrte, wie das Buch, welches wir machen.

183.

Zuerst Assimilation an das Werk, später Assimilation an dessen Schöpfer, der nur in Zeichen redete.

184.

Der Glaube in der Form, der Unglaube im Inhalt — das macht den Reiz der Sentenz aus, — also eine moralische Paradoxie.

185.

Leidenschaftlich, aber herzlos und schauspielerisch: so waren die Griechen, so waren selbst die griechischen Philosophen, wie Plato.

186.

(Vgl. Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, Nr. 1.)

Es ist durchaus nicht das Wünschenswertheste, alles verdauen zu können, was die Vergangenheit hervorbrachte: so wünschte ich, Dante gienge uns gründlich wider Geschmack und Magen.

187.

Die höchsten tragischen Motive sind bisher unbenutzt geblieben: denn was weiss ein Dichter von den hundert Tragödien des Gewissens?

188.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 30.)

„Der Held ist heiter", — das entgieng bisher den Tragödiendichtern.

189.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 124.)

Faust, die Tragödie der Erkenntniss? Wirklich? Ich lache über Faust.

190.

Hamlet für eine Spitze des menschlichen Geistes anzusehen, das heisse ich bescheiden über Geist und Spitzen urtheilen. Vor allem ist es ein missrathenes Werk: sein Urheber würde es mir wohl lachend eingestehn, wenn ich's ihm in's Gesicht sagte.

191.

Ihr habt mir gesagt, was der Ton und das Ohr ist: aber was geht dies die Künstler der Töne an? Habt ihr die Musik damit erklärt — oder gar widerlegt?

192.

Es giebt viel mehr Sprachen, als man denkt: und der Mensch verräth sich viel öfter, als er wünscht. Was redet nicht! — Aber es giebt der Hörenden immer noch wenige, so dass der Mensch seine Bekenntnisse gleichsam in den leeren Raum hinein plaudert: er ist ein Vergeuder mit seinen „Wahrheiten", wie die Sonne es mit ihrem Lichte ist. — Ist es nicht schade, dass der leere Raum keine Ohren hat?

193.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 239.)

Jetzt erst dämmert es den Menschen auf, dass die Musik eine Zeichensprache der Affecte ist: und später wird man lernen, das Trieb-System eines Musikers aus seiner Musik deutlich zu erkennen. Er meinte wahrlich nicht, dass er sich damit verrathen habe. Das ist

die Unschuld dieser Selbstbekenntnisse, im Gegensatz zu allen geschriebenen Werken.

194.

Wenn die Göttin Musik in Worten, statt in Tönen, reden wollte, so würde man sich die Ohren zuhalten.

195.

In der Musik von heute giebt es eine tönende Einheit von Religion und Sinnlichkeit: und folglich mehr Weib, als jemals in der Musik war.

196.

(Vgl. Fall Wagner, Abschn. 8; Band XI, der neue Umblick, Aph. 26—29, 150.)

Wagner hat viele Wohlthaten von seinen Zeitgenossen empfangen: aber er meinte, die grundsätzliche Ungerechtigkeit gegen Wohlthäter gehöre zum „grossen Stile“: er lebte immer als Schauspieler und im Wahne der Bildung, wie sie Schauspieler zu haben pflegen.

Ich selber bin vielleicht sein grösster Wohlthäter gewesen. Es ist möglich, dass in diesem Falle das Bild länger lebt als der, welchen es abschilderte: das liegt darin, dass in meinem Bilde noch Raum ist für eine ganze Anzahl wirkliche Wagner: und vor allem für viel reicher begabte und reiner wollende.

197.

Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit dem eine Reihe von Worten gesprochen werden, — kurz die Musik hinter den Worten, die Leidenschaft hinter dieser Musik, die Person hinter dieser Leidenschaft: alles das also, was nicht geschrieben werden kann. Deshalb ist es nichts mit Schriftstellerei.

198.

Zur Lehre vom Stil.

1.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 110.)

Das erste, was Noth thut, ist Leben: der Stil soll leben.

2.

Der Stil soll jedes Mal dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mittheilen willst. (Gesetz der doppelten Relation.)

3.

(Vgl. Wandrer und sein Schatten, Aph. 116.)

Man muss erst genau wissen: „so und so würde ich dies sprechen und vortragen", — bevor man schreiben darf. Schreiben soll nur eine Nachahmung sein.

4.

(Vgl. Bd. X, S. 298, Lesen und Schreiben, Aph. 6.)

Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muss er im allgemeinen eine sehr ausdrucksreiche Art von Vortrag zum Vorbilde haben: das Abbild davon, das Geschriebene, wird nothwendig schon viel blässer (und dir natürlicher) ausfallen.

5.

Der Reichthum an Leben verräth sich durch Reichthum an Geberden. Man muss alles, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunctionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Geberden empfinden lernen.

6.

(Vgl. oben S. 148, Nachträge z. Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 27; Bd. X, S. 299, Lesen und Schreiben, Aph. 7; Jenseits, Aph. 247.)

Vorsicht vor der Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Athem auch im Sprechen haben. Für die meisten ist die Periode eine Affectation.

7.

Der Still soll beweisen, dass man an seine Gedanken glaubt und sie nicht nur denkt, sondern empfindet.

8.

(Vgl. Jenseits, Aph. 128.)

Je abstracter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muss man erst die Sinne zu ihr verführen.

9.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 92.)

Der Tact des guten Prosaikers besteht darin, dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten. Ohne das feinste Gefühl und Vermögen im Poetischen selber kann man diesen Tact nicht haben.

10.

Es ist nicht artig und klug, seinem Leser die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und sehr klug, seinem Leser es übrig zu lassen, die letzte Quintessenz unsrer Weisheit selber auszusprechen.

6. Mann und Weib.

199.

Armuth an Liebe verkleidet sich gern als Entbehrung des Liebens-Würdigen.

200.

Die unbedingte Liebe enthält auch die Begierde, misshandelt zu werden: sie ist dann Trotz gegen sich selber, und aus der Hingebung wird zuletzt selbst der Wunsch der Selbst-Vernichtung: „Gehe unter in diesem Meere!“

201.

Lieben-Wollen verräth Selbstmüdigkeit und Sattheit an sich, Geliebt-werden-wollen aber Selbst-Verlangen, Selbst-Sucht. Der Liebende schenkt sich weg; der, welcher geliebt werden will, möchte sich selber geschenkt bekommen.

202.

(Vgl. oben S. 217, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 69.)

Die Liebe ist die Frucht des Gehorsams: aber oft liegen Geschlechter zwischen Frucht und Wurzel: und die Freiheit ist die Frucht der Liebe.

203.

Die Liebe zum Leben ist beinahe der Gegensatz der Liebe zum Lang-Leben. Alle Liebe denkt an den Augenblick und die Ewigkeit, — aber nie an „die Länge".

204.

Seinem Affecte einen Namen geben ist schon ein Schritt über den Affect hinaus. Die tiefste Liebe zum Beispiel weiss sich nicht zu benennen und fragt sich wohl: „bin ich nicht Hass?"

205.

Ein bischen Neid im Ursprunge, — und hinterdrein eine grosse Liebe? So entsteht eine Explosion durch die Reibung eines Zündhölzchens.

206.

Die Opfer, die wir bringen, beweisen nur, wie wenig werth uns jedes andre Ding wird, wenn wir etwas lieben.

207.

Nicht durch Gegenliebe hört das Unglück des unglücklich Liebenden auf, sondern durch Mehr-Liebe.

208.

Nicht was uns hindert, geliebt zu werden, sondern was uns hindert, ganz zu lieben, hassen wir am meisten.

209.

Dem unglücklich Liebenden redet sein Stolz zu, die Geliebte verdiene es gar nicht, von ihm geliebt zu werden. Aber ein höherer Stolz sagt ihm: „Niemand verdient geliebt zu werden, — du liebst sie nur nicht genug!"

210.

„Meine Liebe erregt Furcht, sie ist so anspruchsvoll! Ich kann nicht lieben, ohne zu glauben, der, den ich liebe, sei bestimmt, etwas Unsterbliches zu thun. Und er erräth, was ich glaube, was ich — fordere!“

211.

„Ich ärgere mich: denn du hast Unrecht,“ — so denkt der Liebende.

212.

Das Verlangen nach Gegenliebe ist nicht das Verlangen der Liebe, sondern der Eitelkeit und Sinnlichkeit.

213.

Es ist erstaunlich, zu welcher Thorheit selbst die Sinnlichkeit durch die Liebe verlockt werden kann: wie die Sinnlichkeit allen guten Geschmack verliert und das Hässliche schön heisst, sobald die Liebe ihr zuredet.

214.

Die eigentlich gerechten Menschen sind unbeschenkbar: sie geben alles zurück. Weshalb sie den Liebenden ein Greuel sind.

215.

Immer zurückgeben: nichts geschenkt annehmen ausser als Auszeichnung und Zeichen, dass wir die Liebenden anderer Personen an solchen erkennen und durch unsere Liebe ausgleichen.

216.

Befehlerische Menschen werden auch ihrem Gotte befehlen, so sehr sie ihm auch zu dienen glauben.

217.

Die Eifersucht ist die geistreichste Leidenschaft und trotzdem noch die grösste Thorheit.

218.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 173.)

Das männliche Thier ist grausam gegen das, was es liebt, — nicht aus Bosheit, sondern weil es in der Liebe zu heftig sich selber fühlt, und gar kein Gefühl mehr für das Gefühl des andern übrig hat.

219.

Das Grösste an den Grossen ist das Mütterliche. — Der Vater, — das ist immer nur ein Zufall.

220.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 287; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 363; Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 174.)

Function-werden-wollen: weibliches Ideal der Liebe. Das männliche Ideal ist Assimilation und Überwältigung oder Mitleid (Anbetung des leidenden Gottes).

221.

Das Weib will es vor sich selber nicht Wort haben, wie sehr es in einem Geliebten den Mann (einen Mann) liebt: deshalb vergöttert es den „Menschen“ in ihm, — vor sich und andern.

222.

(Vgl. Band XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 171.)

Die Frauen sind viel sinnlicher als die Männer, gerade weil sie sich der Sinnlichkeit als solcher bei weitem nicht so bewusst werden wie diese.

223.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 95; Antichrist, Cap. 23.)

Allen Frauen, denen die Sitte und die Scham die Befriedigung des Geschlechtstriebes untersagt, ist die Religion, als eine geistige Auslösung erotischer Bedürfnisse, etwas Unersetzbares.

224.

Herzensbedürfnisse. — Die Thiere, welche eine Brunstzeit haben, verwechseln nicht so leicht ihr Herz und ihre Begierde: wie es die Menschen und namentlich die Weibchen thun.

225.

Wenn ein Weib einen Mann angreift, so ist es nur, um sich vor einem Weibe zu vertheidigen. Wenn ein Mann mit einem Weibe Freundschaft schliesst, so meint es, er thue es, weil er nicht mehr erreichen könne.

226.

Dieses Jahrhundert liebt es, den geistigsten Männern einen Geschmack für unreife, geistig arme und demüthige Volks-Weiberchen zuzusprechen, der Geschmack Faustens für Gretchen: dies zeugt wider den Geschmack des Jahrhunderts und seine geistigsten Männer.

227.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 417.)

Bei vielen Frauen ist wie bei Hypnotischen der Intellect nur plötzlich und stossweise da und in unerwarteter Kraft: der Geist kommt dann „über sie“ und scheinbar nicht aus ihnen. Daher ihre dreiäugige Klugheit in verflochtenen Dingen, — daher auch ihr Glaube an Inspiration.

228.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 232.)

Es entkindlicht die Weiber, dass sie sich mit Kindern immer als deren Erzieher abgeben.

229.

Schlimm genug! Die Zeit zur Ehe kommt viel früher als die Zeit zur Liebe: letztere gedacht als das Zeugniss der Reife, bei Mann und Weib.

230.

(Vgl. Jenseits, Aph. 123.)

Die hohe und ehrliche Form des Geschlechtsverkehrs, die der Leidenschaft, hat jetzt auch das böse Gewissen bei sich. Und die gemeinste und unredlichste das gute Gewissen.

230a.

Die Ehe ist die verlogenste Form des Geschlechts-Verkehrs; und eben deshalb hat sie das gute Gewissen auf ihrer Seite.

231.

Die Ehe mag für solche recht sein, welche weder der Liebe noch der Freundschaft fähig sind und sich und andre gerne über diesen Mangel täuschen möchten, und

welche, weil sie in beidem keine Erfahrung haben, auch durch die Ehe nicht enttäuscht werden können.

231 a.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 378; Band XI, die Pflugschar, Aph. 64.)

Die Ehe ist für die durchschnittlichen Menschen ausgedacht, welche weder der grossen Liebe noch der grossen Freundschaft fähig sind, für die meisten also: aber auch für jene ganz seltenen, welche sowohl der Liebe als der Freundschaft fähig sind.

231 b.

(Vgl. Band XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 469.)

Wer weder der Liebe, noch der Freundschaft fähig ist, der findet am sichersten seine Rechnung — bei der Ehe.

7. Allerlei Menschliches.

232.

Wer sehr leidet, auf den wird der Teufel neidisch und weist ihn hinaus in den Himmel.

233.

Man ist stolz anzubeten, wenn man nicht Götze sein kann.

234.

(Vgl. Jenseits, Aph. 167.)

Bei höhnischen Menschen quillt das Gefühl selten heraus, aber immer sehr laut.

235.

Ein labyrinthischer Mensch sucht niemals die Wahrheit, sondern immer nur eine Ariadne, — was er uns auch sagen möge.

236.

In dem Bestreben, sich selber nicht zu erkennen sind die gewöhnlichen Menschen sehr fein und listiger als die feinsten Denker in ihrem entgegengesetzten Bestreben, — sich zu erkennen.

237.

Es giebt gebende Naturen, es giebt zurückgebende.

238.

Auch bei seinem Hunger nach Menschen sucht man vor allem eine bequeme Nahrung, wenn sie auch nur wenig nahrhaft ist: gleich den Kartoffeln.

239.

Vieles kleines Glück beschenkt uns mit vielem kleinen Elend: es verdirbt damit den Charakter.

240.

Alles kleine Glück soll man benutzen wie ein Kranker das Bett: zur Genesung — und sonst gar nicht.

241.

Man erschrickt bei der Vorstellung, plötzlich erschreckt zu werden.

242.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 531.)

Nach dem Rausch des Sieges entsteht immer ein Gefühl des grossen Verlustes: unser Feind, unser Feind ist todt! Wir beklagen selbst den Verlust eines Freundes nicht so tief — und daher lauter!

243.

Das Bedürfniss des Gemüths ist nicht zu verwechseln mit dem Bedürfniss nach Gemüth: das einige kalte Personen haben.

244.

Ausser unsrer Fähigkeit zu Urtheilen besitzen wir auch unsre Meinung von unsrer Fähigkeit, zu urtheilen.

245.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 524.)

Du willst nach deinen Absichten bemessen sein und nicht nach deinen Wirkungen? Aber woher hast du denn deine Absichten? Aus deinen Wirkungen!

246.

Nur der Unbeugsame darf von sich selber schweigen.

247.

(Vgl. oben S. 341, Lieder Zarathustra's, Nr. 39.)

Wir fangen als Nachahmer an und enden damit, uns nachzuahmen, — das ist die letzte Kindheit.

248.

„Ich spreche frei; denn ich hätte auch so gehandelt — historische Bildung. Mir grässlich! Es heisst: „ich dulde mich selber, — folglich!"

249.

Misslingt etwas, so soll man seinem Mithelfer die Hülfe doppelt bezahlen.

250.

Unsere Mängel sind unsere besten Lehrer: aber gegen die besten Lehrer ist man immer undankbar.

251.

Unser plötzlich ausbrechender Widerwille gegen uns selber kann ebensogut das Resultat eines verfeinerten Geschmacks — als eines verdorbenen Geschmacks sein.

252.

Erst im Manne wird das Familien-Typische völlig sichtbar: am wenigsten bei leicht erregbaren, anregbaren Jünglingen. Es muss erst Stille eingetreten sein, und die Zahl der Einwirkungen von aussen her kleiner: oder andrerseits die Anregbarkeit bedeutend nachgelassen haben. — So sind altwerdende Völker beredt über ihr Typisches und geben es deutlicher zu erkennen als in ihrer Jugendblüthe.

253.

Jede heftige Erwartung überlebt ihre Erfüllung, wenn sie eher eintritt, als man erwartete.

254.

Für den sehr Einsamen ist schon Lärm ein Trost.

255.

Die Einsamkeit macht uns härter gegen uns und sehnsüchtiger gegen die Menschen: in beidem verbessert sie den Charakter.

256.

Mancher findet sein Herz nicht eher, als bis er seinen Kopf verliert.

257.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 64; Morgenröthe, Aph. 238.)

Es giebt eine Härte, welche als Stärke verstanden werden möchte.

258.

Man hat nie: denn man ist nie. Man gewinnt oder verliert beständig.

259.

Fein wissen, was uns wehethut und wie leicht ein anderer uns wehethut und gleichsam seinen Gedanken vorher bestimmen, dass er auf keine uns schmerzhaften Wege geräth: das ist bei vielen Liebenswürdigen die Hauptsache: sie machen Freude und lassen den andern Freude ausströmen, — weil sie sehr den Schmerz fürchten: „Zartgefühl" heisst man's. — Wer eine abweisende, härtere Natur hat, hat keine Nöthigung, sich dergestalt in den andern zu versetzen, und thut ihm öfter wehe: er setzt diese leichte Schmerzfähigkeit nicht voraus.

260.

Man kann mit jemandem so verwandt sein, dass man alles, was jener wirklich thut und erleidet, in seinem Traum ihn thun und erleiden sieht: weil man es selber thun und erleiden könnte.

261.

„Lieber zu Bett liegen und sich krank fühlen, als etwas thun müssen" — nach diesem heimlichen Grundsatze leben alle Selbstquäler.

262.

Menschen, die gegen sich misstrauisch sind, wollen mehr noch geliebt sein als lieben, um einmal, für einen Augenblick wenigstens, an sich glauben zu dürfen.

263.

Hier diese beiden haben im Grunde denselben schlechten Geschmack: aber der eine von ihnen möchte sich und uns überreden, dass es der beste sei. Und der andere schämt sich seines Geschmacks und möchte sich und uns überreden, dass er einen andern und besseren habe, — unsern Geschmack. Von einer dieser zwei Arten sind alle Bildungs-Philister.

264.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 229.)

Er nennt es Treue gegen seine Partei: aber es ist nur seine Bequemlichkeit, welche ihn nicht mehr aus diesem Bette aufstehn lässt.

265.

(Vgl. Morgenröthe, Vorrede, Abschn. 5.)

Zum Verdauen gehört, von Gesundheitswegen, eine Art Faulheit. Auch zum Verdauen eines Erlebnisses.

266.

Der Anblick des naiven Menschen ist meine Wollust, wofern er von Natur böse ist und Geist hat.

267.

Die schlauen Menschen sind gewöhnlich einfache und nicht complicirte Menschen.

268.

Um die unangenehmen Folgen der eignen Thorheit wirklich seiner Thorheit und nicht seinem Charakter zur Last zu legen, — dazu gehört mehr Charakter, als die meisten haben.

269.

Wo es sich um ein grosses Wohl handelt, dazu soll man seinen Ruf aufsparen.

270.

Stendhal citirt als Sprüchwort der Coulissen: *„Telle trouve à se vendre, qui n'eût pas trouvé à se donner“*. „Niemand will sie geschenkt: so muss sie sich schon verkaufen!“ — sagte ich.

271.

Der Mensch macht eine Handlung werthvoll: aber wie sollte eine Handlung den Menschen werthvoll machen!

272.

Es giebt Personen, welche jedermann zu einem Ja oder Nein in Bezug auf ihre ganze Person nöthigen möchten: zu ihnen gehörte Rousseau: ihr Leiden am Grössenwahn stammt aus ihrem Misstrauen gegen sich.

273.

(Vgl. Zarathustra, Theil 1, vom Freunde.)

Ich empfinde alle Menschen als schädlich, welche dem, was sie lieben, nicht mehr Gegner sein können: sie verderben damit die besten Dinge und Personen.

274.

Ich will wissen, ob du ein schaffender oder ein umsetzender Mensch bist, in irgend einem Betrachte: als Schaffender gehörst du zu den Freien, als Umsetzender bist du deren Sclave und ein Werkzeug.

275.

(Vgl. Zarathustra, Theil 2, von der Selbstüberwindung.)

„Reden wir nicht davon!“ — „Freund, hiervon dürfen wir nicht einmal schweigen“.

276.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zu den Meinungen und Sprüchen, Aph. 41.)

Nimm dich vor dem in Acht: er redet nur, um nachher hören zu dürfen, — und du hörst eigentlich nur, weil es nicht angeht, immerfort zu reden, das heisst: du hörst schlecht, und er hört nur zu gut.

277.

Wir haben beide etwas für uns: wie schön ist es da, zu streiten, — du hast die Leidenschaft, ich die Gründe!

278.

(Vgl. Wanderer und sein Schatten, Aph. 242; Morgenröthe, Aph. 219.)

Er that mir Unrecht, — das ist schlimm. Aber dass er mir nun gar noch sein Unrecht abbitten will, das ist zum Aus-der-Haut-fahren!

279.

Nach einem Zwiespalt. — „Man mag mir sagen, was man will, um mir wehe zu thun, man kennt mich zu wenig, um zu wissen, was mir am meisten wehe thut.“

280.

Die giftigsten Pfeile werden dem nachgesandt, der von einem Freunde sich losmacht, ohne ihn selbst nur zu beleidigen.

281.

(Vgl. oben S. 275, Nachträge zu Zarathustra, No. 240.)

Die Oberflächlichen müssen immer lügen, weil sie keinen Inhalt haben.

281 a.

An diesem Menschen ist nicht sein Äusseres, sondern sein Inneres hinzugelogen: er will durchaus nicht Schein und Oberfläche scheinen: was er doch ist.

282.

Der Gegensatz des Schauspielers ist nicht der ehrliche Mensch, sondern der heimliche selbstverlogene Mensch (gerade unter ihnen sind die meisten Schauspieler).

283.

Schauspieler ohne Bewusstsein der Schauspielerei wirken wie echte Diamanten und haben vor ihnen sogar — den Glanz voraus.

284.

(Vgl. Zarathustra, Theil 4, das Honigopfer.)

Schauspieler haben keine Zeit, auf Gerechtigkeit zu warten: und oft sehe ich mir die Ungeduldigen darauf an, ob es nicht Schauspieler seien.

285.

Man verwechsele nicht: Schauspieler gehn am Ungelobtsein, echte Menschen am Ungeliebtsein zu Grunde.

286.

Die sogenannten Liebenswürdigen wissen uns auf die kleine Münze der Liebe herauszugeben.

287.

(Vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 522.)

Wir loben, was nach unserm Geschmack ist: das heisst, wir loben, wenn wir loben, unsern Geschmack: — geht das nicht wider allen guten Geschmack?

287 a.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 190.)

Man lobt, wenn man lobt, immer sich selber: man tadelt, wenn man tadelt, immer den andern.

288.

Du sagst: „das gefällt mir“ und meinst, mich damit zu loben. Aber du gefällst mir nicht —!

289.

In allem Verkehr von Menschen dreht es sich nur um Schwangerschaft.

290.

Wer uns nicht fruchtbar macht, wird uns sicher gleichgültig. Wen wir aber fruchtbar machen, den lieben wir deshalb noch lange nicht.

291.

Mit aller Kenntniss anderer Menschen kommt man nicht aus sich heraus, sondern immer mehr in sich hinein.

292.

Wir sind gegen andere aufrichtiger als gegen uns selber.

293.

Wenn hundert Menschen bei einander stehn, verliert ein jeder seinen Verstand und bekommt einen andern.

294.

(Vgl. oben S. 227, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 114.)

Der Hund bezahlt Wohlwollen mit Unterwerfung. Die Katze geniesst sich selber dabei und hat ein wollüstiges Kraftgefühl: sie giebt nicht zurück.

295.

(Vgl. Jenseits, Aph. 182.)

Die Vertraulichkeit des Überlegenen erbittert, weil sie nicht zurückgegeben werden darf. Dagegen ist Höflichkeit ihm anzurathen, das heisst der beständige Anschein, als ob er etwas zu ehren habe.

296.

Dass ein Mensch uns bequem fällt, rechnen wir gern seiner und unserer Moralität zu gute.

297.

Wer arm an Liebe ist, ist geizig selbst mit seiner Höflichkeit.

297 a.

Wer es redlich mit den Menschen meint, ist geizig selbst noch mit seiner Höflichkeit.

298.

Wenn wir einen Menschen los sein wollen, so brauchen wir uns nur vor ihm zu verkleinern, — das wirkt sofort auf seine Eitelkeit, und er läuft davon.

299.

Die bürgerlichen und die ritterlichen Tugenden verstehn einander nicht und verleumden sich.

300.

Der ausserordentliche Mensch lernt durch Unglück, wie wenig Werth all die Würdigkeit und Ehrenhaftigkeit der ihn Beurtheilenden hat. Sie platzen, wenn man sie in ihrer Eitelkeit verwundet: — ein intolerantes, beschränktes Vieh kommt zum Vorschein.

301.

Aus seiner Erbitterung gegen einen Menschen macht man sich die moralische Empörung zurecht — und bewundert sich dann: und aus dem Müdewerden seines Hasses die Vergebung — und bewundert sich noch einmal.

302.

(Vgl. Zarathustra I, von den Fliegen des Marktes.)

Das, was wir an einem Menschen erkennen, das entzünden wir an ihm auch; und wer nur die niedrigen Eigenschaften eines Menschen erkennt, hat auch eine anreizende Kraft für dieselben und bringt sie zur Entladung. Die Affecte deiner Nächsten gegen dich sind die Kritik deiner Erkenntniss, nach Höhe und Niedrigkeit.

303.

Nicht, was er des Tags gegen mich thut und aussinnt, beunruhigt mich: aber dass ich Nachts in seinen Träumen vorkomme, — das macht mir Grauen.

304.

Cultur ist nur ein dünnes Apfelhäutchen über einem glühenden Chaos.

305.

Das Zeitalter der grössten Ereignisse wird trotzalledem das Zeitalter der kleinsten Wirkungen sein, wenn die Menschen von Gummi und allzu elastisch sind.

306.

Dühring, oberflächlich, sucht überall Corruption; — ich empfinde vielmehr die andre Gefahr des Zeitalters, die grosse Mittelmässigkeit: es gab nie so viel Rechtlichkeit und Gutartigkeit.

307.

Jetzt ist es erst der Widerhall, durch den die Ereignisse „Grösse“ bekommen: — der Widerhall der Zeitungen.

307a.

Mancher wird erst nach seinem Tode gross, — durch den Widerhall.

308.

Diesen constitutionellen Königen gab man die Tugend: sie können seitdem nicht mehr „Unrecht thun“, — aber man nahm ihnen dafür die Macht.

309.

Möge Europa bald einen grossen Staatsmann hervorbringen, und der, welcher jetzt, in dem kleinlichen Zeitalter plebejischer Kurzsichtigkeit, als der „grosse Realist“ gefeiert wird, klein dastehen.

310.

(Vgl. Zarathustra, Theil 1, von den Predigern des Todes.)

Lasst euch nicht täuschen! Die thätigsten Völker haben die meiste Müdigkeit in sich, ihre Unruhe ist Schwäche, — sie haben zum Warten und zur Faulheit nicht mehr Inhalt genug.

311.

In Deutschland ehrt man das Wollen weit mehr als das Können: es ist die rechte Gegend für die Unvollkommnen und Prätentiösen.

Nachtrag zum „Zarathustra“.

(Zu vergleichen zu den Gedanken unter Nr. 5—15 auf Seite 326—327.)

Von der Rangordnung.

Vorrede zur Philosophie der ewigen Wiederkehr.

Immer strenger fragen: für wen noch schreiben? — Für vieles von mir Gedachte fand ich keinen reif; der Zarathustra ist ein Beweis, dass einer mit der grössten Deutlichkeit reden kann, aber von niemandem gehört wird. — Ich fühle mich im Gegensatz zur Moral der Gleichheit.

I. Die Ungleichheit der Menschen.

1. Führer und Heerde (Bedeutung der Isolirten) Ironie gegen Moralisten.

2. Vollständige Menschen und Bruchstücke (Problem des Weibes zum Beispiel, auch der wissenschaftliche Mensch).

3. Gerathene und Missrathene (letztere vielleicht die höheren in der Anlage, auch bei Völkern und Rassen. Problem: indogermanisch und semitisch, letztere südennäher, religiöser, würdevoller, mehr Raubthier-Vollkommenheit, weiser, — echter, muskelkräftiger, kälter, gröber schwerer verderbbar).

4. Schaffende und „Gebildete“ („höhere“ Menschen allein die Schaffenden).

II. Die Ungleichheit der Schaffenden.

5. Die Künstler (als die kleinen Vollender), aber in allen Werthschätzungen abhängig.

6. Die Philosophen (als die Umfänglichsten, die Überblicker, Beschreiber im grossen, aber in allen Werthschätzungen abhängig), schon sehr viel missrathener.

7. Die Heerden-Bildner (Gesetzgeber), die Herrschenden, ein sehr missrathener Typus (sich zum Werthmesser nehmend, kurze Perspective).

8. Die Werthe-Setzenden (Religionsstifter), äusserstes Missrathen und Fehlgreifen.

9. Ein fehlender Typus: der Mensch, welcher am stärksten befiehlt, führt, neue Werthe setzt, am umfänglichsten über die ganze Menschheit urtheilt und Mittel zu ihrer Gestaltung weiss, — unter Umständen sie opfernd für ein höheres Gebilde. Erst wenn es eine Regierung der Erde giebt, werden solche Wesen entstehen, wahrscheinlich lange im höchsten Maasse missrathend.

III. Die Ungleichheit der höheren Menschen.

10. Das Gefühl der Unvollkommenheit, höher oder schwächer, unterscheidet (Werth der „Sündengefühle").

Das Gefühl nach Vollkommnen hin, als Bedürfniss vorherrschend (Werth der Frommen, der Einsiedler, Klöster, Priester).

Die Kraft, etwas Vollkommnes irgend worin gestalten zu können. (Werth der „schönen Seelen", der Künstler, der Staatsmänner.)

Dionysische Weisheit: die höchste Kraft, alles Unvollkommne, Leidende als nothwendig (ewig wiederholungswerth) zu fühlen, aus einem Überdrange der schöpferischen Kraft, welche immer wieder zerbrechen muss und die übermüthigsten schwersten Wege wählt (Princip der grösstmöglichsten Dummheit, Gott als Teufel, als Übermuth-Symbol).

(Vgl. oben S. 201, Nachträge z. Zarathustra, Nr. 20.)

Der bisherige Mensch, — gleichsam ein Embryon des Menschen der Zukunft, — alle gestaltenden Kräfte, die auf diese hinzielen, sind in ihm: und weil sie ungeheuer sind, so entsteht für das jetzige Individuum, je mehr es zukunftbestimmend ist, Leiden. Dies ist die tiefste Auffassung des Leidens: die gestaltenden Kräfte stossen sich. Die Vereinzelung des Individuums darf nicht täuschen, — in Wahrheit fliesst etwas fort unter den Individuen. Dass es sich einzeln fühlt, ist der mächtigste Stachel im Processe selber nach fernsten Zielen hin: sein Suchen für sein Glück ist das Mittel, welches die gestaltenden Kräfte anderseits zusammenhält und mässigt, dass sie sich selber zerstören.

Diese Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's
wird im Auftrage seiner Angehörigen veranstaltet.

Herausgeber dieses Bandes ist FRITZ KOEGEL.

Beendigung des Drucks: gegen Mitte Mai 1897.

Nachbericht.

Die Wiederkunft des Gleichen.

Die Aufzeichnungen zur „Wiederkunft des Gleichen" sind im Sommer 1881 (in der Hauptsache wohl im August) in Sils-Maria gemacht. Sie liegen in einem mit wenig Correcturen versehenen Manuscript-Heft vor und sind wahrscheinlich die, aus den Niederschriften verloren gegangener Taschenbücher übertragene, zweite Fassung dieser Gedanken. Im ganzen betrachtet erscheinen sie als der erste Entwurf eines nicht aphoristischen Werkes, das nach Nietzsche's eigner Disposition in fünf Büchern ausgeführt werden sollte. Es würde die erste zusammenhängende und zusammenfassende Darstellung seiner neuen, im „Menschlichen, Allzumenschlichen" und in der „Morgenröthe" vorbereiteten Anschauungen enthalten haben. Das eigentliche Schwergewicht und das Ziel dieser Gedankengänge bildet die Lehre von der ewigen Wiederkehr, deren erstes „blitzartiges Aufleuchten" Nietzsche selbst in den Anfang des August 1881 setzt. Diese mit der Conception gleichzeitigen Niederschriften versuchen eine vorläufige Formulirung und erste Begründung dieser Theorie. Die Unfertigkeit gerade dieser Partien scheint Nietzsche bestimmt zu haben, den Entwurf zu unterdrücken: vermuthlich wollte er die ihm selbst überraschend neuen Ideen noch ausreifen lassen. Aus

dem „Zarathustra“ und manchem andern Geständniss wissen wir, mit welch geheimnissvollem Schauder er den Gedanken der Wiederkehr bei sich selbst behandelte. Er verschloss ihn daher vor andern, deutete ihn in der, einige Monate nach diesen Aufzeichnungen entstehenden „Fröhlichen Wissenschaft“ nur halbverhüllt im Aphorismus 341 an und trug sich mit der Absicht, jahrelange umfassende naturwissenschaftliche Studien zu machen, deren Ziel auf eine exacte Formulirung und Begründung der Theorie von der ewigen Wiederkehr hinauslief. Der Entwurf als Ganzes blieb also ungedruckt, und nur ein Theil seiner Gedanken (57 Aphorismen), und nicht die am meisten charakteristischen, ging in die „Fröhliche Wissenschaft“ über.

Die erste Abtheilung dieses Bandes (S. 1—130) bringt die ungedruckten und druckenswerthen Gedanken dieser Entwürfe nach Nietzsche's (auf S. 5 mitgetheilter) Disposition in einer vom Herausgeber besorgten Anordnung des Einzelnen. In dieser, der zusammenhängenden Gedanken-Entwicklung sich nähernden Form tritt der systematische Zug wieder hervor, der in der „Wiederkunft des Gleichen“ sich stark ausprägt, aber bei den in der „Fröhlichen Wissenschaft“ zerstreuten Aphorismen verloren gegangen ist. Nietzsche's leitende Grundgedanken zeigen sich in diesem Zusammenhange kräftiger als sonst in den Schriften der mittleren Periode. Wie die Verweisungen im einzelnen belegen, werden die Ideen dieses Entwurfs einerseits durch die „Morgenröthe“ (besonders durch die Vorarbeiten zur „Morgenröthe“ in Band XI) vorbereitet, und nehmen anderseits schon die im „Jenseits von Gut und Böse“ später schärfer gefassten Anschauungen voraus.

Will man den ganzen Umfang dieser Gedanken in ihrem ursprünglichen Aufbau reconstruiren, so muss man die in die „Fröhliche Wissenschaft“ übergegangenen Stellen, die hier nicht zum zweiten Male gedruckt werden durften, hinzunehmen. Zum ersten Buche der „Wiederkunft“ gehören folgende Aphorismen der „Fröhlichen Wissenschaft“: 11, 46, 107, 109, 110, 111, 112, 113, 121, 246, 265; ausserdem Aphorismus 192 des „Jenseits“. Zum zweiten Buche gehören: 1, 13, 21, 35,

39, 59, 72, 117, 118, 119, 159, 233, 250 der „Fröhlichen Wissenschaft“, ferner Aphorismus 194 des „Jenseits“; zum dritten Buche: 2, 37, 42, 231, 288, 309; zum vierten Buche: 23, 24, 43, 99 (nur der Anfang), 134, 144, 145, 146, 147, 149, 156, 157, 174, 321. Ferner stammen aus den Entwürfen zur „Wiederkunft“ die Aphorismen 74, 97, 100, 104, 130, 131, 132, 146, 148, 154, 193, 228, 251 der „Fröhlichen Wissenschaft“, die mit der Gedankenentwicklung der „Wiederkunft“ nicht in directem Bezuge stehn.

Die Aphorismen 74, 91, 92, 151, 166 der „Wiederkunft“ hat der Herausgeber aus den fast gleichzeitigen Vorarbeiten zur „Fröhlichen Wissenschaft“ herübergenommen, weil sie directe Fortführungen von Gedanken der „Wiederkunft“ sind.

Den im Text gegebenen Verweisungen sind noch folgende nachzutragen:

Zu Aph. 144 vgl. Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 102.
„ „ 150 „ Menschliches, Aph. 40, 519; Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 4.
„ „ 195 „ Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 67.
„ „ 196 „ Wanderer, Aph. 188.
„ „ 198 „ Jenseits, Aph. 242.
„ „ 199 „ Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 100.
„ „ 200 „ Wanderer, Aph. 189.

Nachträge zur „Fröhlichen Wissenschaft“.

Die Nachträge zur „Fröhlichen Wissenschaft“ (S. 131 bis 190) sind zum kleineren Theile den Bleistiftnotizen der Taschenbücher, zum grösseren den Vorstufen der endgültigen Textniederschrift entnommen. Nietzsche hat sie in der Zeit vom Herbst 1881 bis zum Frühjahr 1882, hauptsächlich wohl in Genua, aufgezeichnet. (Vgl. den Nachbericht zum fünften Bande). Die Anordnung dieser neu gedruckten Gedanken stammt vom Herausgeber. 18 Aphorismen (Nr. 7, 16, 25, 33, 34, 39, 51, 55, 56, 62, 63, 66, 67, 78, 80, 100, 102, 125) sind den Entwürfen zur „Wiederkunft des Gleichen“ entnommen und diesen Nachträgen eingereiht. Sie gehören ersichtlich nicht in

den zusammenhängenden Gedankengang der „Wiederkunft“ und sind nur, weil sie gleichzeitig entstanden waren, aus den Notizbüchern in die Vorarbeiten zur „Wiederkunft“ mit übergegangen. Der eigne Vorgang Nietzsche's, der eine Reihe Stellen aus der „Wiederkunft“ in die „Fröhliche Wissenschaft“ herübergenommen hat, rechtfertigt diese Übertragung.

Der grössere Theil des Aphorismus 48 (einer Aufzeichnung aus der Zeit 1881/1882, ist bereits im „Leben Friedrich Nietzsche's“ von El. Förster-Nietzsche, Bd. I, S. 11 gedruckt. — Der Hauptinhalt des Abschnitts „Aus der Einsamkeit des Denkers“ ist in der „Neuen deutschen Rundschau“ (October-Heft 1896) veröffentlicht worden.

Folgende Verweisungen sind nachzutragen:

Zu Aph. 7 vgl. Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 611; Böse Weisheit, Aph. 109.
„ „ 18 „ Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 10.
„ „ 36 „ „ XI, Nachträge zum Wanderer, Aph. 10.
„ „ 56 „ „ XI, Der neue Umblick, Aph. 136.
„ „ 70 „ „ XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 451.
„ „ 83 „ Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 280.
„ „ 117 „ Bd. XI, Nachträge zu den Meinungen und Sprüchen, Aph. 50.
„ „ 119 „ Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 246.
„ „ 148 „ Nachträge zu Zarathustra, Nr. 11.
„ „ 149 „ „ „ „ „ 50.

Vorarbeiten und Nachträge zu „Also sprach Zarathustra“.

Die umfangreichen Vorarbeiten und Vorstufen zum „Zarathustra“ sind in ungefähr 30 Heften und Notizbüchern fast vollständig erhalten. Sowohl die ersten, auf Spaziergängen mit Bleistift hingeworfenen Taschenbuch-Skizzen, als die zu Hause danach gemachten Niederschriften konnten für die Zusammenstellung dieser Nachträge (S. 191—329) durchgesehen werden.

Den eigentlichen Nachträgen vorangestellt sind „Gedanken zur Erklärung des Zarathustra“ (S. 193—217), die als eine Art Einführung und summarischer Commentar für seine leitenden

Grundideen angesehn werden können. Diese Gedanken sind von Nietzsche selbst nicht in so zusammenhängender Form aufgezeichnet: der Herausgeber hat sie von vielen Stellen der Zarathustra-Hefte zusammengetragen und nach einer von ihm selbst aufgestellten Disposition geordnet. Da die meisten Aufzeichnungen der Jahre 1882—1886 in irgend einer engeren oder weiteren Beziehung zum „Zarathustra" stehn und in irgend einem Sinne als Commentar-Gedanken dazu betrachtet werden können (Nietzsche selbst hat das ganze „Jenseits" als einen Commentar zum „Zarathustra" bezeichnet), so durften, wenn sich diese Erklärung nicht in's Unübersehbare verbreitern wollte, nur solche Gedanken hier gebracht werden, die Nietzsche direct in Hinsicht auf den „Zarathustra" niedergeschrieben hat. Der Gedanke an einen Zarathustra-Commentar war Nietzsche selbst nicht fremd, wie das auf Seite 193 mitgetheilte Bruchstück einer „Vorrede zu zu einer Zarathustra-Erklärung" zeigt; auch trug er sich um 1886 herum gelegentlich mit der Absicht: „Briefe an einen philosophischen Freund, bei Gelegenheit von „Also sprach Zarathustra" zu schreiben. — Den grösseren Theil dieser „Gedanken" hat Nietzsche gegen Ende 1883 gleichzeitig mit den Plänen zum dritten Theil aufgezeichnet. Der Abschnitt: „Unter Künstlern der Zukunft" (S. 194) ist erst gegen Ende 1886 geschrieben und sollte ursprünglich in das damals entstehende fünfte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft" aufgenommen werden.

Über die Entstehung des „Zarathustra" möge man den Nachbericht des sechsten Bandes dieser Ausgabe nachlesen. Den dort erwähnten „Zehntagewerken" ging eine längere oder kürzere Conceptions-Zeit voraus, in der Nietzsche, seiner Gewohnheit gemäss, alle Gedanken zu den in ihm wachsenden Plänen aufzeichnete. Diese Vorbereitungszeit liegt für den ersten Theil gegen Ende 1882, für den zweiten im Frühjahr bis Frühsommer 1883, für den dritten um Ende 1883, für den vierten von November 1884 bis Februar 1885. Diese Aufzeichnungen enthalten: 1) Gedanken zu den Plänen der einzelnen Theile, 2) einzelne, noch nicht für zusammenhängende Abschnitte bestimmte Sprüche. Es musste eine strenge Sichtung des Mitzu-

theilenden getroffen werden, damit nicht die Überfülle unübersichtlicher Einzelheiten den Gesammteindruck dieser Nachträge schädige. Von den Plangedanken sind nur die wirklich bedeutsamen abgedruckt und diejenigen, die von den ausgeführten Theilen abweichen. Diese Abweichungen sind beim dritten und vierten Theil sehr charakteristisch und geben Einblicke in das innere Wachsen der Zarathustra-Ideen. Zum ersten Theil sind keine, zum zweiten nur wenig Plangedanken erhalten. Das Material zu den Plänen, das oft nur in ersten, zum Theil sehr aphoristischen Aufzeichnungen, nirgends in abgeschlossenen Reinschriften vorliegt, hat ein grösseres Maass von combinirender und disponirender Arbeit des Herausgebers nöthig gemacht. Es ist durchweg das Zusammengehörige zusammengestellt, in den Entwürfen zerstreute Einzelgedanken sind grösseren Zusammenhängen eingefügt, denen sie innerlich angehören; öfter sind verschiedene Aufzeichnungen, die sich auf denselben Plan beziehen, zu einer Fassung vereinigt worden. Die kleineren Eingriffe einer solchen constructiven Thätigkeit erscheinen als das geringere Übel gegenüber der andern einzigen Möglichkeit, ungeordnete, unübersichtliche Bruchstücke zu bringen.

Auch von den Einzelsprüchen, die Nietzsche aufzeichnete, bevor er an den Bau zusammenhängender Abschnitte ging, sind nur diejenigen mitgetheilt, die einen prägnanten Gedanken oder eine charakteristische Variante in reizvoller Form ausprägen. Zahlreiche weniger charakteristische Sprüche mussten zum Vortheil des Ganzen ungedruckt bleiben: Strenge der Auswahl schien hier mehr geboten als das Gegentheil. Insbesondere sind von den ungemein zahlreichen Varianten des endgültigen Textes, die sich in den verschiedenen Vor- und Zwischenstufen finden, keine gebracht worden, mit Ausnahme einiger grösserer abweichender Partien aus den Vorarbeiten zum vierten Theil (S. 285 bis 293).

Der „Einsiedler als Versucher“ (S. 262) und die Sprüche „von den Krämern“ (S. 267) sind an verschiedenen Stellen der Entwürfe des dritten Theils verstreut; der Herausgeber hat sie für den Abdruck zusammengestellt.

Nietzsche hat den Gedanken an eine Fortführung und einen wirklichen Abschluss des „Zarathustra“ oft erwogen. Der vierte Theil ist „in Bezug auf das, was vorangeht und folgt, nur ein Zwischenspiel“ und bricht gerade an der entscheidenden Wendung ab, als Zarathustra wieder zu den Menschen geht, um am „grossen Mittage“ das Zarathustra-Reich einzurichten, die Rangordnung zu lehren und die ewige Wiederkehr zu verkünden. Nietzsche sprach öfter davon, „dass er seinem Sohne Zarathustra erst noch zu einem schönen Tode verhelfen müsse“, „er lässt mir sonst keine Ruhe“. Da seine Krankheit die Ausführung dieser Pläne abgeschnitten hat, sind wir auf das errathende und ergänzende Studium der Ansätze und Entwürfe zu den Schlusspartien angewiesen. — Nietzsche schreibt einmal (während der Vorarbeiten zum vierten Theil) von dem „nunmehr unvermeidlich gewordenen fünften und sechsten Theil“ und bezeichnet auch in den Entwürfen hier und da einen Plangedanken als zum „sechsten“ Theile gehörig. Trotzdem lassen sich die vorhandenen Entwürfe zu den Schlusspartien nicht in zwei getrennte Theile zerlegen: sie beziehen sich sämmtlich auf einen Plan, den des fünften Theils. Die Wahrscheinlichkeit ist allerdings gross, dass es unmöglich gewesen sein würde, die Fülle des einzuformenden Inhalts bei der Ausführung in einen Theil zusammenzudrängen.

Der erste Plan zum Schlusstheil (S. 304—305) ist gleichzeitig mit den Vorarbeiten zum zweiten Theile im Frühjahr 1883 entworfen und wird dort als zum „vierten“ Theil gehörig bezeichnet. (Damals dachte Nietzsche noch nicht an das „Zwischenspiel“ des jetzigen vierten Theils.) — Die Grundzüge des zweiten Plans (S. 306—309) sind gleichfalls schon in den Entwürfen des zweiten Theils, also Frühjahr 1883, skizzirt; weitere Gedanken zu diesem Plan finden sich in späteren Heften von Ende 1883 bis zum Frühjahr 1884. — Die beiden folgenden Pläne (S. 310—322) sind um Ende 1883 gleichzeitig mit den Vorarbeiten zum dritten Theile entworfen. — Der fünfte Plan (S. 323—328) fällt in die Zeit nach Vollendung des vierten Theils unter die Vorarbeiten zu „Jen-

seits von Gut und Böse", vermuthlich in den Sommer oder Herbst 1885. Derselben Zeit, vielleicht um ein weniges später, gehört die Skizze „Mittag und Ewigkeit" (S. 329) an, mit der die Nachträge zum „Zarathustra" abschliessen. — Die zum fünften Plane gehörigen Gedanken unter Nr. 5—15 auf Seite 327 hat Nietzsche in einer ungefähr gleichzeitigen Niederschrift für einen andern Zusammenhang erweitert: da diese zweite Aufzeichnung zur Interpretation der sehr unausgeführten ersten unentbehrlich ist, erschien es erlaubt, ja geboten, das allgemeine Princip einmal zu durchbrechen und sie (auf S. 423) als „Nachtrag zum Zarathustra" zu bringen, obschon sie ersichtlich nicht direct für den „Zarathustra" niedergeschrieben ist. — Keiner der fünf Pläne ist in der zusammenhängenden Gestalt, wie er hier gedruckt ist, in Nietzsche's Aufzeichnungen enthalten: alle sind vom Herausgeber aus den, an verschiedenen Stellen zerstreuten Einzelentwürfen zusammengefügt worden. Die Aufgabe war, das Bild des Ganzen, das Nietzsche in den verschwimmenden Linien der ersten Conception vorgeschwebt haben muss, nachzubauen, soweit das bei der fragmentarischen Art der vorhandenen Aufzeichnungen möglich war. Die selbständigen Eingriffe beschränken sich hierbei (wie überall) auf die Combination und Einordnung der verschiedenen Bruchstücke: eigene Zusätze oder Einfügungen hat der Herausgeber nirgends gemacht.

Das „Gespräch mit dem Könige" (S. 233) ist schon im ersten Hefte des „Pan" (Jahrgang 1895) veröffentlicht worden.

Folgende Verweisungen sind noch nachzutragen:

Zu Nr. 11 vgl. Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 148.
„ „ 16 „ Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 24.
„ „ 17 „ „ „ Aph. 247.
Bd. XI, Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 330.
„ „ 48 „ „ X, S. 376, Nr. 9, Wir Philologen.
„ „ 50 „ „ XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 100; Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 149.
„ „ 51 „ „ XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 75.
„ „ 52 „ „ X, S. 375, Nr. 4, Wir Philologen.
„ „ 269 „ Jenseits von Gut und Böse, Aph. 161.
„ „ 271 „ Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 402.

Bruchstücke zu den „Liedern Zarathustra's".

Die Bruchstücke zu den „Liedern Zarathustra's" (S. 331 bis 348) gehören äusserlich und innerlich zum „Zarathustra", obgleich sie in der vorliegenden Fassung erst im Sommer (vermuthlich August) 1888 in Sils Maria aufgezeichnet sind: sie gehn zum grössten Theil direct auf die Vorarbeiten zum „Zarathustra" zurück und gehören daher ihrer eigentlichen Conception nach den Jahren 1882—1885 an. Als sich Nietzsche im Sommer 1888 mit den Liedern „Zarathustra's" trug, begann er seine Arbeit damit, dass er aus den alten Aufzeichnungen eine Reihe von Gedanken und Sprüchen, die im „Zarathustra" keinen Platz gefunden hatten, zusammenholte und aus der Prosa in freie rhythmische Formen übertrug. Mit Benutzung dieses alten Materials dichtete er die Dithyramben, die im achten Bande dieser Ausgabe (S. 361—378) stehen. Einer von ihnen, „Letzter Wille" (Bd. VIII, S. 373) ist sogar in den Vorarbeiten zum dritten Theil des „Zarathustra" (um Ende 1883) schon ausgeführt.

Als Titel dieser Gedichte verzeichnen die Entwürfe des Sommers 1888: „Kriegslieder der Seele"; „Der Siegreiche"; „Aus der siebenten Einsamkeit"; „Die ewige Wiederkunft, Zarathustra's Tänze und Festzüge". Endlich:

Die Lieder Zarathustra's.
Erster Theil:
Der Weg zur Grösse.

Zwei spätere Reinschriften dieser Gedichte (von Ende 1888) tragen den veränderten Titel: „Dionysos-Dithyramben". Für den vorliegenden Abdruck ist der frühere Titel beibehalten worden, weil er die Beziehung zum „Zarathustra" hervortreten lässt. Eine Reihe uncharakteristischer Fragmente und alle, die Nietzsche schon für die Dithyramben verwendet und umgemodelt hat, sind vom Druck ausgeschlossen worden; die Anordnung hat der Herausgeber gemacht.

Eine Anzahl dieser Bruchstücke ist bereits im „Pan" (2. Heft des zweiten Jahrgangs, 1896) gedruckt worden.

Gedicht-Fragmente.

Die „Gedicht-Fragmente“ (S. 349—353) sind aus zahlreichen Entwürfen ausgewählt: eine Reihe rein fragmentarischer, in ihrer unfertigen Form werthloser Skizzen bleibt ungedruckt.

Die Zeilen: „Glück, o Glück, du schönste Beute“ (S. 351) sind einem Notizbuch des Sommers 1882 entnommen. — Die Verse: „Die Zeit ist da“ (S. 351) sind der erste reimlose Entwurf des im Herbst 1884 entstandenen Gedichts „Einsiedlers Sehnsucht“, das Nietzsche später als „Nachgesang aus hohen Bergen“ an den Schluss von „Jenseits von Gut und Böse“ gesetzt hat.

Unter den dichterischen Plänen, die Nietzsche im Herbst 1884 beschäftigten, sind die „Medusen-Hymnen“ besonders bemerkenswerth. Von sieben geplanten Hymnen sind nur drei vollendet und als „Klage des Zauberers“, „Lied der Schwermuth“ und Wüstenpsalm („Unter Töchtern der Wüste“) in den vierten Theil des „Zarathustra“ übergegangen. Die „Klage des Zauberers“ erscheint in den Entwürfen vom Herbst 1884 als: „Die Qual der Gebärerin“; „Qual des Schaffenden“; „Der Gedanke“; „Aus der siebenten Einsamkeit“; „Der Einsamste“. Zu den Entwürfen dieses Hymnus gehört das auf S. 353 gedruckte Bruchstück: „Der Einsamste“. — Das „Lied der Schwermuth“ trägt hier die Titel: „Sonnen-Bosheit“; „Adlers Hass“; „Nur Dichter“; „Der Büsser des Geistes“. — Ausser diesen und den Hymnen: „Die Bösen“ („An die Bösen“) und „Die Weltmüden“ („An die Verzweifelnden“), deren vorhandene Bruchstücke auf S. 352—353 mitgetheilt sind, plante Nietzsche damals noch zwei Hymnen: „Hinweg von mir!“ oder „Jenseits der Zeit“ und „Lob der Armuth“. Von der ersten ist nur der Titel, von der zweiten drei Zeilen vorhanden. — Der Gedanke des Schlussabsatzes der „Bösen“ (S. 352) findet sich im vierten Theil des „Zarathustra“: Vom höheren Menschen, Abschnitt 5.

Böse Weisheit.

Unter einem von Nietzsche gewählten Titel und mit Anlehnung an einen von ihm selbst erwogenen Buchplan sind am Schlusse dieses Bandes (S. 355—422) die Einzel-Aphorismen aus der Zeit von Beendigung der „Fröhlichen Wissenschaft“ (Frühsommer 1882) bis zur Vollendung des „Zarathustra“ (Anfang 1885) zusammengestellt. Weitaus der grösste Theil dieser Sprüche gehört den Jahren 1882 und 1883 an.

Nach Beendigung des, Mitte Juli 1883 abgeschlossenen, zweiten Theils des „Zarathustra“ trug sich Nietzsche mit dem Gedanken, ein knappes Sentenzenbuch herauszugeben, das nur kurze „Sprüche und Sprüchwörtliches“ enthalten sollte. Er setzte zweimal zu dieser Arbeit an. Das erste Mal sammelt er ungefähr 600 Aphorismen, indem er aus den zwei ersten Theilen des „Zarathustra“, vor allem aus dem ersten, prägnante Sprüche auszieht oder längere Gedanken zu knappen Sentenzen umformt, und diese Zarathustra-Stellen mit ungefähr 300 andern, noch ungedruckten Sprüchen aus den Aufzeichnungen der Jahre 1882 und 1883 zusammenstellt. Als Titel dieses „Sentenzenbuchs“ erscheinen: „Auf hoher See“; „Schweigsame Rede“; „Jenseits von Gut und Böse“. Der Satz des *Duc de Nevers: „il sait goûter sa vie en paresseux sensé qui pond sur ses plaisirs“* scheint als Motto dienen zu sollen. Diese Sammlung liegt nur in der ersten, stark übercorrigirten Niederschrift vor: der Autor sucht nach der endgültigen Fassung und variirt verbessernd seine Sprüche in vielfach tastenden Formulirungen. Die Aphorismen sind noch ungeordnet, doch deuten Zahlen darauf hin, dass Nietzsche beabsichtigte, sie in 5 Abschnitte folgendermaassen zu ordnen:

Abschnitt 1: Der Denker mit sich allein. Von der Erkenntniss. Kunst und Künstler.
„ 2: Von der Moral.
„ 3: Von der Religion.
„ 4: Mann und Weib.
„ 5: Allerlei Menschliches.

Das zweite Mal sammelt er, aus den zwei Bänden des „Menschlichen Allzumenschlichen“, der „Morgenröthe“, der

„Fröhlichen Wissenschaft“, den zwei ersten Theilen des „Zarathustra“ und der oben erwähnten Sammlung, 200 Sentenzen unter dem Titel: „Böse Weisheit, Sprüche und Sprüchwörtliches“. Auch diese zweite spätere Sammlung liegt, noch ungeordnet, in einer nicht endgültigen Niederschrift vor. Beide sind zwischen dem zweiten und dritten Theile des „Zarathustra“ gemacht, fallen also in den Sommer oder Herbst 1883. Die Fortsetzung des „Zarathustra“ scheint die Ausführung dieses glücklichen Planes verhindert zu haben. Bei der Abfassung des „Jenseits von Gut und Böse“ griff Nietzsche auf die erste Sammlung zurück: fast alle 115 Aphorismen des Abschnitts „Sprüche und Zwischenspiele“ im „Jenseits“ sind aus ihr entnommen.

Die ungedruckten und bedeutsamen Aphorismen dieser beiden Sammlungen bilden den Grundstock der in der „bösen Weisheit“ hier zusammengestellten Sprüche. Alle diejenigen, die an andern Stellen dieser Ausgabe, wörtlich oder mit geringen formalen Abweichungen, bereits gedruckt sind, mussten ausgeschieden werden: infolgedessen fielen alle Aphorismen weg, die Nietzsche aus früheren Werken seinen Sammlungen eingefügt hatte. Vielleicht aber wird Nietzsche's Plan, eine Quintessenz seiner „Weisheit“ in den knappen Sprüchen eines kurzen Büchleins zu geben, später einmal ausgeführt.

Der ersten Sammlung Nietzsche's sind 139 Nummern entnommen: 2, 3, 10, 17, 18—24, 33, 34, 36—38, 41—43, 47, 51, 53—55, 61, 62, 66, 68—72, 74, 81, 82, 84, 85, 87—89, 91—94, 96, 104, 105, 107, 108, 116, 119, 120, 123, 124, 126, 127, 129, 132—134, 138, 140, 143—145, 147—149, 151, 156, 158, 159, 162—174, 180, 182—185, 187, 189, 194, 195, 197, 199, 201, 203—206, 208, 210, 212, 216, 217, 221—224, 227, 230a, 231, 238—242, 250, 251, 253, 255, 260—264, 275, 279, 280, 281a, 283, 290, 291, 295, 302, 303, 305, 307. Von diesen sind die Nummern 91, 92, 162, 240, 290 auch in der zweiten Sammlung enthalten. Aus der zweiten Sammlung Nietzsche's stammen folgende, der ersten nicht angehörige Nummern: 46a, 60, 73, 78, 80, 152, 155, 161, 188, 228, 231b, 249, 254, 256—258, 265, 287, 288, 296, 297a, 307a.

68 Aphorismen sind aus den Vorarbeiten zum „Zarathustra“ herübergenommen. Eine Reihe der in den Zarathustra-Entwürfen aufgezeichneten Sprüche tragen völlig das stilistische wie das Gedanken-Gepräge der sonstigen Nietzschischen Sentenz, von ihnen heben sich die im Zarathustra-Stil geprägten Sprüche unverkennbar ab. In den ersten Aufzeichnungen zum ersten Theil des „Zarathustra“, in denen Nietzsche diesen neuen Stil noch nicht beherrscht, überwiegen zunächst die im Zarathustra-Sinne unstilisirten Sprüche, und erst allmählich gewöhnt er sich in die anfangs fremde, absichtlich gewollte Stilform so ein, dass er seine Gedanken unmittelbar in ihr concipirt. Alle Aphorismen der Zarathustra-Aufzeichnungen, die nicht das Gepräge der Sprache Zarathustra's tragen, sind nicht in den Nachträgen zum „Zarathustra“ gedruckt, sondern den Sentenzen dieser Periode eingereiht worden, da ihnen das eigentliche Kennzeichen der Zugehörigkeit zum „Zarathustra“ fehlt. Dies Verfahren ist um so zulässiger, da Nietzsche selbst seinen beiden Sammlungen solche Sprüche aus den Zarathustra-Entwürfen eingefügt hat. Aus den Aufzeichnungen zum ersten Theil des „Zarathustra“ (also vor Ende 1882) stammen folgende Nummern der „Bösen Weisheit“: 1, 5, 6, 15, 25, 30, 39, 40, 48, 50, 52, 56, 57, 59, 65, 67, 83, 86, 100—103, 106, 112—115, 128, 130, 131, 138, 142, 153—155, 157, 175, 191, 200, 202, 225, 226, 229, 231a, 233, 244, 249, 268, 271—274, 277, 284, 288, 308, 310; aus dem zweiten Theil (Sommer 1883): 16 und 211; aus dem dritten (Ende 1883): 35a, 76, 84a, 90, 117, 219, 245, 284; aus dem vierten (Ende 1884) 125. Aphorismen, die sowohl in einer der Sammlungen als in den Zarathustra-Entwürfen stehen, sind an beiden Stellen aufgezählt. Aphorismen, die sich sowohl in Notizbüchern als in den Sammlungen oder den Zarathustra-Entwürfen finden, sind in den nachfolgenden Notizbuch-Nummern nicht aufgeführt: diese enthalten nur die Aphorismen, die sich ausschliesslich in Notizbüchern vorfinden.

Folgende 65 Aphorismen der „Bösen Weisheit“ stammen aus den Notizbüchern des Jahres 1882: 4, 7, 8, 11, 12, 28, 29, 31, 32, 35, 35b, 44—46, 49, 58, 63, 64, 75, 95.

97—99, 110, 111, 118, 121, 135, 139, 146, 150, 160, 176, 198, 207, 209, 213—215, 218, 220, 230, 234—237, 243, 246, 266, 267, 276, 281, 282, 285, 286, 287a, 289, 292—294, 297, 298, 299, 301, 311.

Aus den Notizbüchern und Aufzeichnungen des Jahres 1883 sind entnommen: 9, 13, 26, 77, 79, 109, 122, 136, 137, 141, 177—179, 181, 186, 190, 192, 193, 196, 232, 247, 248, 252, 259, 269, 270, 278, 304.

Aus dem Herbst 1884 rühren nur 14, 27, 300, 306 und 309 her. Hierbei ist zu bemerken, dass umfangreiche Niederschriften aus dem Jahr 1884, in denen sich auch kurze Sentenzen befinden, für den vorliegenden Band ausser Acht gelassen werden mussten, weil aus ihnen ein Jahr später „Jenseits von Gut und Böse“ hervorgegangen ist: das, was aus diesen Aufzeichnungen druckenswerth ist, muss im Zusammenhang mit den andern Vorarbeiten zum „Jenseits“ gebracht werden.

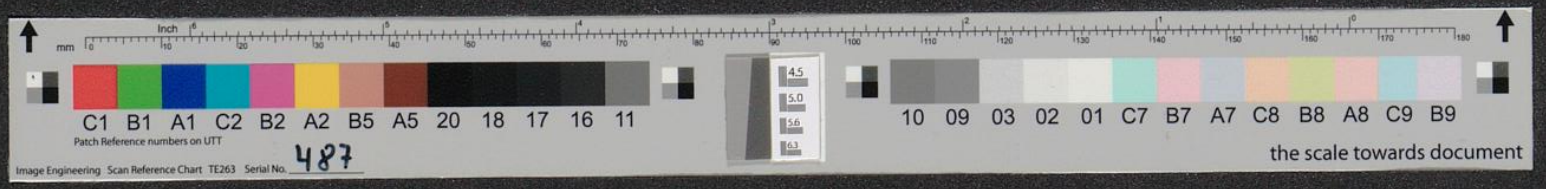
Die Eintheilung und Anordnung dieser Sprüche hat der Herausgeber gemacht, unter Anlehnung an Nietzsche's oben angegebene Disposition zur ersten Sammlung. Der erste Abschnitt Nietzsche's, der drei disparate Gegenstände umfasst, ist der Übersichtlichkeit wegen in drei Abschnitte zerlegt worden.

Die Aphorismen 30, 31 und 198 sind bereits von Frau Andreas-Salomé in ihrem Buche „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ veröffentlicht worden. No. 31 und 198 sind hier in der Fassung gedruckt, die Nietzsche, laut dem Abdruck in dem erwähnten Buche, diesen Gedanken in der Niederschrift für Frau Salomé gegeben hat; die erste Aufzeichnung in dem Notizbuch des Sommers 1882 enthält einige nicht erhebliche Abweichungen.

Folgende Verweisungen sind nachzutragen:

Zu Aph. 57 vgl. Bd. XI, Pflugschar, Aph. 29.
„ „ 143 „ Menschliches, Aph. 44; Jenseits, Aph. 260.
„ „ 162 „ Bd. XI, Sorrentiner Papiere, Aph. 21.
„ „ 185 „ „ X, S. 352 ff., Wir Philologen.
„ „ 196 „ „ XI, Der neue Umblick, Aph. 150.
„ „ 226 „ Menschliches, Aph. 408.
„ „ 231 „ Bd. XI, Pflugschar, Aph. 64.
„ „ 278 „ Menschliches, Aph. 348.

Weimar, April 1897. Fritz Koegel


Inch
mm
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
Patch Reference numbers on UTT
Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 487
4.5
5.0
5.6
6.3
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document